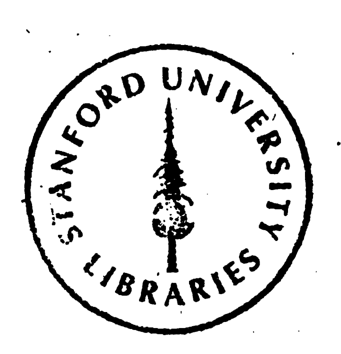
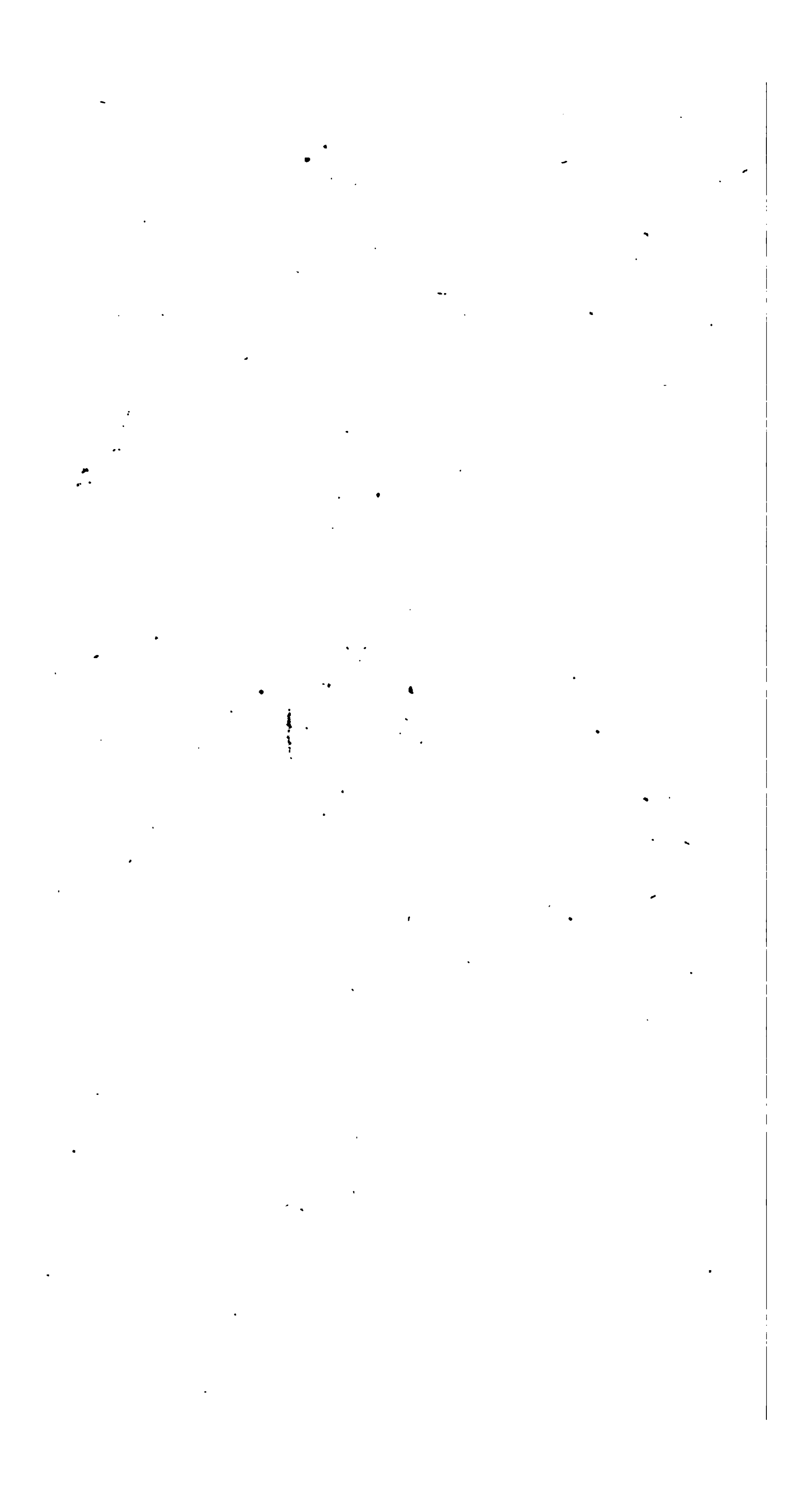





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



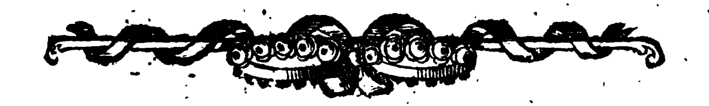
Ueber die wahren Quellen des Nationalwohlstandes, Freiheit, Volksmenge, Fleiß, im Zusammenhange mit der moralischen Bestimmung der Menschen und der Natur der Sachen,

von

August Hennings,
Königlich Dänischem Kammerherrn und Generalkommerzintendanten.

Forse questo libro ne farà nascere un buono.

Copenhagen und Leipzig,
bey Friedrich Christian Pelt,
1785.



Vorrede.

Ob diese Schrift etwas Neues enthalte, ob das schon Gesagte und hier Wiederholte das Verdienst habe, zur rechten Zeit angebracht und vorgetragen zu seyn, muß ich Lesern von Einsicht zu beurtheilen überlassen. Meine Absicht war keines von beiden, so wenig, als der Pflüger es will, wenn er seinen Pflug in die Erde drückt. Er denkt an sich und seine Ernte, und kann, darf und muß es, weil durch die Summe solcher Ernten sein Vaterland bestehet.

Unter der stillen Ausübung bürgerlicher Pflichten beschäftige ich mich in meiner Muße mit der Bearbeitung des Feldes, das mir die Vorsicht anwies, da sie meinen Geist zum Denken schuf, und mir Kraft gab, meine Gedanken vorzutragen; wie ein fleißiger Arbeiter, unbekümmert über den Erfolg; Arbeiter aus Liebe zur Arbeit.

Mein Zweck ist erreicht, indem ich mein Werk endige und zu neuen Beschäftigungen gehe. In wie weit das Sandkorn, um den Ausdruck eines berühmten Schriftstellers zu borgen, das ich mit m[illegible] ganzen Daseyn und dem daraus fließenden [illegible]ürken in die unendliche Schale des Schicksals der Menschheit werfe, auf meine Zeitgenossen würket, werde ich nie wünschen, zu erfahren; glücklich in der Ruhe; unbekümmert um alles außer ihr.

Wird man mir diese Ruhe gönnen, so sind alle meine Ansprüche befriediget, und ich, Unbetrogener, will weiter nichts von der Welt, in der wir mehr erscheinen, als leben, erwarten, als einen stillen Uebergang zu einer bessern; sicher, daß die freiesten Seelen dort am freiesten erscheinen werden.

Meine Freimüthigkeit im Vortrage nützlicher Wahrheiten wird mir hoffentlich niemand verargen. Nur der, der Schaden stiften, oder beleidigen will, verdient den Vorwurf einer sträflichen Kühnheit. Wen Liebe zur Wahrheit beseelt, der kann nicht frei genug reden. Hier ist Zweideutigkeit, Feigheit und verhelte Meinung Betrug.

Von dem Inhalte meiner Schrift brauche ich weiter nichts zu sagen. Der Käufer sieht ihn aus der Ueberschrift; der Leser, wenn er will, aus dem Buche selbst. Es hat mir immer geschienen, daß die Regeln der Staatswirthschaft, Staatskunst und Staatsklugheit mit den Pflichten der Menschheit, mit Moral und Religion genau verbunden

werden

werden müssen. Die blühendsten Völker, die größten Regenten waren immer diejenigen, die dieß genaue Band am heiligsten ehrten. Kredit, (oder öffentliches Zutrauen und guter Glaube,) Ehrlichkeit, Sicherheit, Mäßigkeit, Schonung, Munterkeit des Geistes, gegenseitiges Forthelfen, Beförderung des allgemeinen Bestens, kurz das Wohl der Menschen und der Staaten fließen aus richtigen Begriffen der Religion, oder der Moral, wogegen, wenn diese fehlen, keine Eintracht in den Geschäften herrschet, einer gegen den andern arbeitet, einer den andern anfeindet, verläumdet, hasset, verfolget, alle sich das Leben unendlich erschweren, alle den Fortgang in guten und nützlichen Sachen hindern; alle das Gemein-Wesen in Zerrüttung setzen, in dem alsdann die guten Absichten mehr Unordnung veranlassen, als die schlechten, die am sichersten gehen; alle endlich das Wichtigste, ihre Bestimmung, aus den Augen verlieren, und dies — um eine Spanne Erde, um die Minute der Zeit, die jeden Augenblick ausgelaufen seyn kann, und uns dann von unsern mühseligsten Arbeiten, die wenigste Ernte, und von unserm ganzen Besitze nichts übrig läßt, über der Erde das Gefühl des Ungemachs, das wir, zu kurzsichtig bey der größten Klugheit, und zu kühn bey der größten Schwachheit, verbreiten halfen.

Möchten Menschen immer mehr fühlen, daß Glücklichmachen am sichersten zum Glücklichseyn führet, und Regenten, daß Freudigkeit der Unterthanen und Glückseeligkeit aller Stände die si-

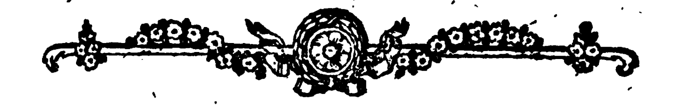
 chersten

cherſten Wachen um Thronen und die ergiebigſten Quellen des öffentlichen Schatzes ſind!

Felice quel popolo ovè più communemente ſi ragiona della virtu e ovè più familiarmente ſi diſputa ſulla proſperita dello ſtato. La gloria di buon Cittadino mi è più preziosa di quella di buon autore. Poteſſi io dire qualche coſa di utile! Poteſſi io farla!

Jägersburg
den 9. Julius 1784.

Ueber



Ueber Industrie. Freiheit. Volksmenge.

Wenn wir das ganze Feld der Industrie mit einem allgemeinen Blick im Ganzen übersehen, und in allen uns bekannten Ländern den Zustand derselben in Erwägung ziehen; die Staaten, wo der Fleiß in Aufnahme gebracht ist, mit denen vergleichen, wo alles im Rückstand ist, oder wo alles verfällt, und dann auch die nothwendigen Betrachtungen über die physische und moralische Anlagen im Menschen und über ihre Entwickelung anstellen, so kann man, glaube ich, die sichere Schlußfolge daraus ziehen, daß nichts in der Welt sich weniger zwingen läßt, als Industrie und Fleiß; und daß, wo sie entstehen sollen, solches ganz natürlich aus den Umständen und dem Menschen fließen muß, oder daß sonst nie an irgend eine Aufmunterung zum Fleiße zu denken ist.

Ist dieses wahr, ist aller Zwang der Industrie entgegen, erliegen unter demselben die Fähigkeiten der Menschen, und werden die Canäle verschlossen, wodurch die zur Industrie nothwendige Mithülfe, oder die Concurrenz des Fleißes zur Wirksamkeit des Fleißes, zusammen stoßen muß, und kann auf der andern Seite, wenn es auch möglich wäre, durch zwingende oder erziehende Mittel den Fleiß hervor zu bringen, keine menschliche

Kunst und Weisheit so weit gehen, alle Artickel zu übersehen, alle Erfodernisse herbeyzuschaffen, und alle Lücken auszufüllen; ist es aber zur Industrie nöthig, daß es an nichts fehle, daß die ersten Rudimente in der größten Vollkommenheit und im Ueberflusse da sind, daß eben so die feinern Ausarbeitungen ihre gehörige Höhe erhalten; müssen zu dem Ende Theorie und Praxis mit einander verbunden werden, um sich gegenseitig aufzuklären und zu erproben, so ist es klar am Tage liegend, daß das einzige Mittel zur Industrie zu gelangen, Mitwirkung aller Kräfte, die in der Menschheit liegen, das heißt, Freiheit ist.

Alles kommt also auf die Erklärung des Wortes Freiheit und auf die Auseinandersetzung der dahin gehörigen Begriffe an. Es sind dieserhalb zwiefache Betrachtungen anzustellen nöthig, in Ansehung nemlich 1) der Volksmenge, und 2) der Anwendung der Menschen zu nützlichen Beschäftigungen. Wo beydes in gehöriger Ordnung ist, wo es nicht an Menschen fehlet, und wo die Menschen in der möglichst vollkommenen Wirksamkeit sind, da herrschet ohne Zweifel Freiheit, und unter ihrem Schutze der größte Flor der Industrie.

Wenn es an Menschen fehlet, leidet die Industrie durch Vertheurung des Arbeitslohnes, durch zu große Leichtigkeit der Preise der Consumptibilien, besonders in Ländern, die Kornbau und Viehzucht zum Hauptnahrungszweige haben, durch daraus entstehende Trägheit, und damit verbundenes saumseliges und nachläßiges Arbeiten, oder völliges Wegfallen desselben und überhandnehmendes Betteln, und also durch Mangel an nöthigem Vorrathe der zum Handel und Gebrauche nothwendigen

Waaren

Waaren. Hierdurch werden Handelnde genöthiget, auswärts Zufuhr zu suchen, und dadurch eine Concurrenz einzuführen, welche dem innern Gewerbe nachtheilig ist, der gar den Handel in solche Canäle leitet, die eine Hervorbringung im Lande gänzlich unmöglich machen.

Diesen Uebeln zuvor zu kommen, sind keine andere Mittel möglich, als die Volksmenge zu vermehren. An die Vermehrung der Bevölkerung ist nicht zu gedenken, wenn nicht vervielfältigte Nahrungswege den Menschen Unterhalt und Fortkommen anbieten. Nahrungswege können nicht vervielfältigt werden, wenn nicht die Wahl frey ist, Gewerbe und Beschäftigung aufzusuchen, und sich nach Neigung und Geschicklichkeit dazu zu bestimmen. Der Mensch sucht Nahrung, und Nahrung zieht den Menschen an. So hängt alles in einer Kette zusammen in der die Freiheit der Gewerbe das erste Glied ist. Aus dieser Freiheit, oder der Möglichkeit aller Gewerbe entstehet Volksmenge, und durch diese, blühende Industrie. Man hat freilich auch künstliche Mittel die Volksmenge zu vermehren, so wie Gewerbe ohne Freiheit empor bringen zu wollen. Ich will daher, ehe ich von Freiheit, Volksmenge und Industrie rede, die Mittel bemerken, welche man gemeiniglich anwenden zu können glaubt, Fleiß und Gewerbe aufzuhelfen. Hieher sind zu rechnen:

1) Künstliche Mittel, die Consumptibilien in gehörigem Preise zu erhalten.

2) Mittel gegen das überhand nehmende Betteln.

a) Zwangsmittel gegen Träge.

b) Unterhaltungsmittel der Hülflosen.

3) Zwangsmittel im Handel gegen Einführung und Gebrauch fremder Waaren.

a) Durch Handelsanordnungen.

b) Durch Luxverordnungen.

4) Aufmunterungsmittel einländischer Erzeugnisse.

I. Künstliche Mittel, die Consumptibilien in gehörigem Preise zu erhalten.

Von den künstlichen Mitteln, die Eß- oder Vorrathswaaren in gehörigem Preise zu erhalten, haben so viele einsichtsvolle und verdiente Männer geredet, daß man sich wundern muß, daß wir in dieser Materie noch nicht zu einem gewissen Satze gelangt sind. Die Frage wegen verbotener Ein- und Ausfuhr des Getreides, (auf die hier alles ankommt, da Korn der Maaßstab aller Preise ist,) ist so oft erörtert worden, daß, wenn Theorien uns zu gewissen Wegleitern dienen könnten, wir in Absicht des Handels mit dieser ersten nothdürftigen Waare nicht mehr fehl nehmen müßten. Dennoch sehen wir, daß, ungeachtet Korn das gemeinste Product und das allgemeinste Bedürfniß ist, das wir haben, kein Handel größeren Ungleichheiten und Unrichtigkeiten unterworfen ist, als der Kornhandel. Fast überall im Handel wägt sich Nachfrage und Vorrath auf. Die Viehseuche reibt ganze Gegenden auf, und nie mangelt es an Fleisch oder Butter. Leinwand ist fast eben so nöthig, als Korn, und nie stockt die Hervorbringung desselben, weder in Erzeugung des Flachses, noch in der Verarbeitung desselben.

selben. Ich kann unmöglich glauben, daß die Anomalien im Kornhandel eine andere Ursache haben können, als Fehler im Ackerbau oder in irrigen Vorschriften. Sollte man Gefahr laufen, zu einfältig in seinen Grundsätzen zu seyn? In dem Weltlaufe nicht; warum denn in Schriften? Einfalt scheint dem Verstande, wie den Sitten der Menschen zu empfehlen zu seyn. Ich wage es daher, auch in der verwickelten Materie des Kornhandels, mit Vorbeygehung aller gelehrten Meinungen, einen sehr einfältigen Grundsatz als den einzigen wahren anzunehmen, durch den diese ganze Materie regulirt werden kann. Hier ist er. Lasset die Erde so vieles und so gutes Korn tragen, als sie hervorbringen kann, und, wenn das geschehen ist, bekümmert euch weiter nicht darum, was ihr mit dem Korn anfangen sollt, oder wo es bleibt.

Trägt die Erde nicht so vieles Korn als sie kann, so geschieht dies theils, weil Land öde liegt, theils weil der Acker nicht so ergiebig ist, als er seyn kann. Wo Land öde liegt, aber sonst der angebaute Acker gehörig trägt: da ist dem Uebel leichter abgeholfen. Wo aber der angebaute Acker das nicht giebt, was er geben sollte; da kann man gewiß seyn, daß auch vieles Land öde ist, und da ist dieser doppelte Verlust sehr schwer zu verbessern. Da ist der Ertrag nicht im gehörigen Verhältniß mit den Verzehrern, und da ist, ungeachtet die Verzehrer im Verhältniß mit dem Ertrage zu zahlreich sind, doch das Verhältniß der Volksmenge gegen den Umfang des Bodens überhaupt genommen zu klein. Hierdurch werden alle Berechnungen der ökonomischen Arithmetik so verworren, daß keine richtige Resultate heraus zu bringen sind. Das Land ist arm und ohne Wohlstand und Stärke;

 der

der Bewohner ist ein verworfenes, elendes Geschöpfe. Der Bearbeiter des Landes ist faul und träge, er begnügt sich von der Hand in den Mund zu arbeiten, er ackert nicht, um das Wohl des Landes durch die Sorge für seinen eigenen Wohlstand zu befördern, sondern um sein ärmseliges tägliches Brod zu erwerben, nicht wie der gute Bürger seine Scheuern, sondern wie der sorglose Bettler seinen Ranzel zu füllen. Die wenigen, die sich in einem Lande, wo der größte Theil aus solchen elenden und verworfenen Bewohnern bestehet, durch reichere Erndten ihrer Aecker auszeichnen, und deren Kornböden den Segen der Erde tragen, werden dadurch Monopolisten, ein Uebel, dem nicht auszuweichen ist, wenn nicht der Ackerbau in viele geübte Hände vertheilt ist, wie unter andern England beweiset; wo bey dem größten Flor des Ackerbaues durch gar zu große Pachtungen der monopolische Geist befördert worden ist *), so sehr auch Young sonst Recht haben mag, große Pachtungen vorzüglich vor kleinen zu empfehlen.

Trägt die Erde nicht so gutes Korn, als sie hervorbringen sollte, so ist keine mehrere Nachfrage zu erwarten, als die Verzehrung im Lande nothwendig macht. Man hat daher in gesegneten Jahren schlechte Preise, in unfruchtbaren Zeiten, Mangel und Theurung zu befürchten. Diese Folgen, welche durch Erfahrungen bekräftiget werden, sind unausbleiblich. Gute und wohlfeile Waaren (und Korn kann nur da wohlfeil seyn, wo es gut ist) ver-

*) In Dännemark sind drey Güter vornehmlich wegen ihrer Butter berühmt. Diese können den Preis setzen, wie sie wollen, und haben Abnehmer genug. Dem einen ward im Jahre 1782 die Tonne mit 60 Reichsthaler bezahlt.

veranlassen Nachfrage. Nachfrage oder vermehrter Absatz erweitern die Hervorbringung und vergrößern daher den Vorrath. Vorrath, die Nachfrage zu befriedigen, ist das einzige Mittel, einer Theurung zuvor zu kommen. Nachfrage, den Vorrath wegzunehmen, ist das einzige Mittel, eine Heruntersetzung des Preises unter dem Werthe zu verhindern. Fallen nun Vorrath und Nachfrage weg, so muß nothwendig jeder Mißwachs Theurung, jedes gesegnete Jahr Müßiggang, Betteley, und Schaden des Landmanns verursachen. Das Land ist also nie wohlhabend; das Betteln nimmt überhand, weil die trägen und vom Ueberfluß des schlechten Korns leicht ernährten Leute es gemächlicher finden, als Arbeiten; und der Landmann seinen Ueberfluß gerne weggiebt, da er nicht Ursache hat, einen Werth darauf zu setzen. In diesem elenden Zustande sind noch die Jahre des Mangels des Fleißes halber vortheilhafter als die Jahre des Ueberflusses, wenn es hülfreiche Hände giebt, die den Hungrigen durch Arbeit zu Speise verhelfen.

Liefert dagegen die Erde, was sie liefern kann, und ist das, was sie giebt, reines, gutes Korn, so ist der Bearbeiter wie er seyn soll, und die Waare auch, und dann hat das glückliche Land, welches solche Bewohner und solche Produkte aufweisen kann, entweder so viel Getreide, als es gebraucht und noch zum Verkauf übrig, oder es hat nicht Vorrath genug. Ich setze die beyden ersten Sätze beysammen, weil, wenn ein Staat so viel Getreide erzeugt, als er bedarf, er ein Kornland ausmacht, und weil jedes Kornland mehr hervorbringt, als zur eigenen Verzehrung nöthig ist, und also Korn zum Verkaufe ausführen kann, seltene Jahre des Mißwachses ausgenommen.

Was nun erstlich die Länder betrift, welche reich an Getreide sind, so ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß der Absatz nie fehlen wird, wenn das Korn reif, rein und wohl gedörret ist. Alles, was nicht auf den Märkten abgesetzt werden kann, und von der innern Verzehrung übrig bleibt, wird ausgeführet, und auf den Märkten wird nichts zu andern Preisen verkauft, als zu solchen, die man auswärts erhalten kann, Fracht, Assecuranz und andere Kosten abgerechnet. Weil aber nicht der ganze Ueberfluß auf einmahl ausgeführt werden kann, und man doch nicht auf den Märkten unter dem Preise verkaufen will, welchen die Ausländer bezahlen, wird Getreide aufgeschüttet, und zu Speculationen aufbewahret, und dies giebt zu Vorrath Anlaß, der dem Mangel vorbeugt, und immer ein sicheres Hülfsmittel gegen Jahre des Mißwachses darbietet. Sollte die Gefahr eintreten können, daß zu viel ausgeführt werden würde, so warnen den Speculanten die im Lande steigende Preise, und sein Vortheil räth ihm, da, wo die Preise in die Höhe gehen, sein Getreide aufzubewahren. Man ist auf diese Art des doppelten Vortheils so gewiß als möglich, sowohl nicht mehr Ueberfluß von Korn zu Markt gebracht zu sehen, als zu der Verzehrung bezahlender oder kaufender Bürger nöthig ist, welche sich durch ihren Fleiß in Stand setzen müssen, so viel zu erwerben, daß sie gute Preise bezahlen können, als auch nie einem Mangel ausgesetzt zu seyn, der bis zu einer übermäßigen Theurung oder gar bis zur Hungersnoth gehet.

Was zweytens die Länder anbetrift, die nicht so viel Getreide hervorbringen, als die innere Verzehrung erfodert, wo aber der Theil, der erzeugt wird, gut und mit dem im Handel gesuchten Korn von gleicher Güte ist,

ist, so haben diese den zwiefachen Vortheil, daß im Lande ein gewisser Maaßstab angenommen werden kann, nach dem das noch erfoderliche Korn zu verschreiben ist, wonach also Speculanten gehen können, ohne sich in Gefahr von Verlust zu setzen, und daß die Landleute, welche den Kornbau treiben, mehr auf ihr Getreide gewinnen müssen, als die Ausländer, welche dem Lande das fehlende Korn verschaffen, weil die Landleute eben das für ihr Korn nehmen, was für fremdes Korn bezahlt wird.

Wenn ein Land sich in dem Falle befindet, schlechtes Korn zu haben, sind zween Fälle möglich: das Land hat entweder Ueberfluß an Getreide zur Ausfuhr, oder bedarf Zufuhr aus der Fremde. Im letzten Falle muß die Concurrenz des fremden Korns den Antheil am Kornbau, der noch im Lande hätte getrieben werden können, ganz niederdrücken. Dieses ist einleuchtend, und bedarf keine weitere Auseinandersetzung.

Im ersten Falle, wenn ein Staat Ueberfluß an Korn zur Ausfuhr hat, und weil das Korn unrein, schlecht behandelt, grün und leicht ist, nicht ausführen kann, muß wegen des Mangels an Absatz der Ueberfluß nach und nach von selbst wegfallen, und darf man nicht einmahl hoffen, so weit zu kommen, als die innere Verzehrung erfodert, sondern auch hier muß der Absatz durch Zwangsgesetze befördert werden, da sonst große Städte oder entlegene Provinzen, die nicht Korn genug zum Unterhalt ihrer Bewohner hervorbringen, sich aus der Fremde mit gutem Getreide versorgen würden. Die Zwangsgesetze haben daher zur Absicht die Einfuhr des fremden Korns zu verbieten, um dem einländischen einen sichern Absatz zu verschaffen. Hiedurch wird das Uebel noch vermehret, welches aus der Hervorbringung schlechten Korns fließet,

 wie

wie vorhin gedacht worden ist, indem 1) der Landmann nicht allein nie darauf denkt, sein Korn zu verbessern, und zur Ausfuhr geschickt zu machen, sondern vielmehr auf alle Mittel sinnet, mit Betrug und Unterschleif den ihm gewissen und monopolisirten Absatz einträglicher zu machen; 2) die Provinzen und Städte, die genöthiget sind, schlechtes Korn zu nehmen, und theuer zu bezahlen, einer allgemeinen Vertheurung alles Arbeitslohnes unterworfen sind, und folglich nie in der Industrie und Bevölkerung zunehmen können. 3) Wenn bey fehlschlagenden Erndten Theurung und wohl gar Hungersnoth zu entstehen droht, dem Uebel durch erlaubte Einfuhr fremden Korns vorgebeugt werden muß, welche Erlaubniß, wenn sie nicht sehr richtig vertheilt wird, so daß sie gerade nicht weiter geht, als der Mangel sie nöthig macht, und genau die Gegenden trift, in denen sich Mangel äussert, wiederum durch Zurücksetzung des im Lande geerndteten schlechten Korns auf den einländischen Ackerbau eine nachtheilige Wirkung hat. Dieses ist um so mehr zu befürchten, wenn, wie dies oft der Fall ist, die Einfuhr nicht erlaubt wird, um dem ganzen Lande Erleichterung zu verschaffen, sondern gewisse, auf Privateigennutz zielende Vortheile zu begünstigen. So ist es, zum Beyspiele, eine bekannte Sache, daß das Parlement in England die Prämien für ausgeführtes Korn nicht in der Absicht ertheilte, den Ackerbau zu ermuntern, sondern daß sie von den Gutsbesitzern in der Meinung veranlaßt wurden, durch Ausführung des Korns den Marktpreis im Lande zu erhöhen. Sie verfehlten indessen ihren Zweck und die ermunterte Ausfuhr vermehrte die Hervorbringung, wie denn bereits Camden anführet, daß, seit der Zeit der erlaubten Ausfuhr, keine Theurung, sondern wohl-

wohlfeilere Kornpreise in England gewesen sind, als zuvor.

Man sollte also glauben, daß, da das Monopolisiren des Kornhandels, oder die verbotene Einfuhr fremden Getreides die Nachläßigkeit im Kornbau und den Unterschleif im Kornhandel vermehren, der Gegensatz eine freie Concurrenz zu eröfnen, das richtigste Mittel seyn müsse, den Landmann zu zwingen, sein Korn zu verbessern und den Kornhändler, nichts als trocknes, schweres und reifes Korn zu kaufen und zu verkaufen. Dieses würde richtig geurtheilt seyn, wenn alles in der Welt seinen natürlichen Gang gienge, wenn Menschen, kurzsichtige und eingeschränkte Menschen, deren geringe Weisheit in Regierung der Welt längst zum lateinischen Sprichwort geworden ist, die große, und alles, bis auf die kleinste Anlage, Kraft und Fähigkeit, in der Natur ordnende Oeconomie des unendlichen Schöpfers, nicht durch ihre kleine Künsteleyen verbessern zu können glaubten; wenn, unter dem Vorwande, Menschen am Gängelbande zu führen, und ihn zu gewissen, dem Scheine nach, das Allgemeine in sich fassende Absichten zu lenken, sie nicht Verstand, Talente, Fleiß, selbst Moral, Religion und Tugenden, so in Fesseln geworfen hätten, daß nie oder selten der Mensch im rechten Gebrauch seiner eigenthümlichen Fähigkeiten erscheinen und solche durch eine freie Verwendung zu seinem eigenen Besten gemeinnützig machen darf; wenn nicht Menschen, seit undenklichen Jahrhunderten, mit ihren Vorschriften, wie mit Göttersprüchen, aufgetreten wären, und gleichsam in ihrem Stolze sich eingebildet hätten, den von Archimedes verlangten Ruhepunkt gefunden zu haben, an den sie den Hebel ansetzen konnten, die Erde nach ihrem Gefallen zu

rol-

rollen; wenn nicht daraus gewisse Formen der Staaten entstanden wären, die ganz von den ersten Regeln einer richtigen und sich selbst überlassenen Behandlung abweichen, und die daher im Contraste mit dieser einer gänzlichen Zerrüttung ausgesetzt seyn würden, woferne man zur ersten Einfalt der Wahrheit zurückkehren wollte. Wäre dies nicht, so würde man freilich, so bald Aufklärung die Barbarey verscheucht, und Nationen sich in gesittete Staaten bilden, alle Künste und Wissenschaften einer freyen Bearbeitung überlassen können, um durch Erfahrung das Schädliche vermeiden zu lernen, und überall größere Vollkommenheit zu suchen. Aber jetzt ist nichts abschreckender für den Staatsmann, der erhaben über die kleine Ehre, eine scheinende Rolle zu spielen, die größere Würde sucht, die höhere Bestimmung zu erfüllen, zu der die Vorsehung ihm Einsicht und Talente ertheilt hat, als daß der gerade am meisten in Gefahr ist, fehl zu nehmen, der am richtigsten nach Grundsätzen zu urtheilen suchet und in einem Staate, wo alles übelgeformt und durch Ketten gebeugt oder geschlossen ist, so handeln will, als hätte er richtige Formen vor sich, und stimmten die Anlagen mit seinen wahren Grundsätzen überein. Ich habe an einem andern Orte gesagt, es ist nicht genug, daß man einem Sclaven sage, sey frei, oder ihm die Bande löse. Man muß wissen, ob er verstehe, frei zu seyn. Roms Freigelassene waren zum Theil die Schändlichsten unter den Menschen, und eben so wenig glaube ich, daß Leibeigene Bauern die glücklichsten und besten seyn würden, wenn man, ohne weitere Vorbereitung, von ihnen fodern wollte, frei zu seyn. Hieraus folgt freilich nicht, daß ein Mensch geschaffen sey, Sclave zu seyn, und es ewig bleiben müsse; aber

den

den Schluß kann man aus dem Vorhingesagten ziehen, daß man nicht eher einem Kranken seine Krücken und Stützen nehmen müsse, als bis man ihm Kräfte und Gesundheit genug verschaffet, derselben entbehren zu können. Ein Staatsmann, der dies nicht beobachtet, wird, wie Türgot, bald unter dem zusammenstürzenden oder eingerissenen Gebäude des Guten, das er aufführen wollte, erdrückt werden.

Wenn man also in einem Kornlande, welches schlechtes Korn liefert, die Einfuhr des fremden Korns, als das sicherste Mittel, ansehen wollte, den Landmann zu zwingen, gutes Korn hervorzubringen, so würde dadurch vermuthlich eine schleunige Revolution entstehen, durch die der Ackerbau Gefahr liefe, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden, und nie Kräfte zu erhalten, sich empor zu arbeiten.

Ein freier Kornhandel, so unstreitig auch derselbe der einzige richtige theoretische Grundsatz der Staatskunst ist, muß nemlich in einem Lande, wo bisher die Einfuhr fremden Korns verboten ist, nothwendiger Weise desto größern Schaden würken, da das Land, welches schlechtes Korn hat, dieses schlechte Korn theurer verkaufen muß, als gutes Korn aus der Fremde zu Markte gebracht werden kann. Daß schlechtes Korn dem Bearbeiter theurer fallen müsse, als gutes, ist gleich daraus zu ersehen, daß der Fleiß, außer den Ersparungen und Vortheilen, welche seine Anstrengung giebt, mehr hervorbringt, als Nachläßigkeit und Trägheit, welche alle kleine Vortheile und Bequemlichkeiten versäumet. Aber selbst das gute Korn, welches in einem Kornlande erzeugt wird, in dem übrigens schlechtes Korn ist, muß

theu-

theurer fallen, als ausländisches. Wollte man also die Einfuhr von diesem erlauben, so würde man auch den fleißigen Landmann zu Grunde richten, der sich angelegen seyn läßt, seinen Acker so ergiebig zu machen, als möglich, und das, was er erndtet, zur größten Vollkommenheit zu bringen.

Frägt man nach den Ursachen, warum auch einem solchen fleißigen und einsichtsvollen Landmanne, sein gutes Korn theurer zu stehen kommen kann, als ausländisches Korn von eben der Güte, so sind hauptsächlich zwo anzugeben, die diese Kostbarkeit veranlassen. Die eine ist, die allgemeine Vertheurung und der Mangel aller nothwendigen Dinge in einem Lande, wo Industrie und Fleiß seltene Bürgertugenden und nicht gewohnte Pflichten sind, wo man noch von Patriotism reden höret, und einen gemeiniglich in Kleinigkeiten bestehenden Eifer für Verdienst gelten lassen will. Wenn alle Lebensmittel unverhältnißmäßig theuer sind, wenn Kleidung, Baumaterialien, Eisen, dem Landmann doppelt so viel kosten, als sie wehrt sind, wenn er mit schlechtem Geräthe, an Pflügen, Eggen, Wagen und Pferden arbeiten muß, wenn jede Verbesserung des Bodens durch Mangel an Menschen, oder an ihrem Fleiße, in Urbarmachung, in Anschaffung des Düngers, in Abgrabung des Wassers fast unüberwindliche Schwierigkeiten findet; oder wenn übrigens die ganze Oeconomie des Landwesens tausend lästige Bürden mit sich führet, es sey in Bezahlung der Abgaben, wie in Frankreich, oder in Versorgung der Armen, wie in England, so ist es unmöglich, daß der Landmann, der Fleiß und Einsicht verbindet, diese zufällige Kosten überwinden kann, sondern er wird genöthigt, sie auf den Preis seiner Producte

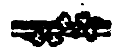
zu

zu schlagen und diese zu vertheuern. Die zwote Ursache der theuern Kornpreise, auch bey der größten Ergiebigkeit des Bodens und der besten Behandlung des Korns ist der Ackerbau mit Sclaven. Adam Smith, auf den ich mich schon an andern Orten berufen habe, und den man nicht genug lesen kann, wenn man die Vorurtheil-freie Sprache der gesunden Vernunft liebt, hat den Satz weiter ausgeführt, als es hier mein Zweck erlaubt, daß die kostbarste Art den Acker zu bearbeiten, der Landbau mit Sclaven ist. Wenn wir es versuchen wollten, mit Negern, auch wenn man die Besetzung eines Gutes unentgeldlich erhalten könnte, Korn zu bauen, so würden wir kaum die Kosten des Unterhalts gewinnen. Dieses, was von dem höchsten Grade der Sclaverey gilt, was die Römer durch ihr Beyspiel erwiesen, welche, theils wegen ihres Landbaues mit Sclaven, theils wegen ihrer öffentlichen Ankaufung und Vertheilung des Korns fast keinen Ackerbau hatten, eben dieses gilt auch von der mindern und vielleicht ungesetzmäßigern Sclaverey, der verfeinerten Erniedrigung der Menschheit in gesitteten Staaten, welche den nützlichern Bürger dem minder nothwendigen unterwirft, oder von dem eigentlichen Menschenraube, der Leibeigenschaft, und so auch verhältnißmäßig von jedem geringern Grade der Einschränkung bürgerlicher Vorrechte und Gewerbefreiheit, es sey in Hinsicht des Eigenthums oder des Ackerbaues selbst. Diese Hindernisse, in einem Lande eben so wohlfeiles Korn hervor zu bringen, als in andern Ländern, mit denen man concurriren muß, würden also erst aus dem Wege zu räumen seyn, ehe man mit wahrer Weisheit daran denken könnte, einen freien Kornhandel zu begünstigen.

Hier findet nun der Staatsmann und der Weltbürger die richtigen Mittel, ohne Gefahr den Weg der allgemeinen Verbesserung im Landbau einzuschlagen. Aber auch hier sind wiederum weder die gesetzgebende Macht noch der Wille einzelner Menschenfreunde im Stande, diesen Weg zu bahnen. Zur Bewirkung einer nützlichen Verbesserung ist es nothwendig, daß ein allgemeiner Geist erweckt werde, der überall Leben und Thätigkeit verbreitet. Wollte die gesetzgebende Macht eine Aenderung treffen, so kann dies nicht geschehen, ohne Eigenthum, das heiligste in der Staatskunst, anzugreifen, und dadurch eine allgemei e Niedergeschlagenheit zu erwecken, die gänzlich allen Muth zur Concurrenz in der Ausführung der besten Plane der Regierung den Privatpersonen benehmen würde. Wollten einzelne Privatpersonen eine Verbesserung unternehmen, so würden sie in der Landesverfassung so viele Schwierigkeiten finden, daß, ohne große Kosten und Beschwerden, die besten Absichten nicht ausgeführt werden könnten. Hieraus fließet, daß man nicht theoretisch abhandeln, sondern practisch aus einer jeden Staatsverfassung beurtheilen muß, welche Gesetze dem Verbesserungsgeiste der Privatpersonen entgegen stehen, und wie dieser durch Anordnungen, ohne dem Eigenthum vorzugreifen, ermuntern kann. Doch kann man ohne diese wichtige Gegenstände theoretisch ausführen zu wollen, die Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit einer allgemeinen Verbesserung zeigen.

Nirgends wird diese so sehr bestritten, als in der Leibeigenschaft, und nirgends ist sie wichtiger. Ihr Schaden im Ackerbau ist, wie ich bemerkt habe, von verständigen Männern unwidersprechlich erwiesen worden, ich

will



will nur wegen ihrer Gesetzmäßigkeit einige allgemeine Anmerkungen machen.

Ich habe gesagt, daß Leibeigenschaft vielleicht ungesetzmäßiger ist, als Neger- oder Römer-Sclaverey. Zuverläßig konnte ich mich nicht ausdrücken, weil ich, um dieses zu thun, eine gründliche Kenntniß des alten Herkommens oder der Grundgesetze aller Länder haben müßte, in denen Leibeigenschaft noch ein trauriges Monument des übel verstandenen Eigennutzes ist. Bekanntlich gehört Dännemark seit dem Anfange dieses Jahrhunderts nicht mehr dazu, und der Ungrund des bis dahin geltenden Mißbrauchs ist, so viel mir bekannt, in keinem Staate so gründlich, einsichtsvoll, politisch, philosophisch und moralisch richtig auseinander gesetzt worden, als unter uns, wo übrigens die Verfassung des Landwesens bey weitem nicht die glücklichste und beste ist. Von Engeland ist es mir aus der Geschichte erwiesen, so problematisch es auch die Schriftsteller machen, daß daselbst zwar Sclaverey und aristokratische Unterdrückung, nie aber Leibeigenschaft, in dem jetzigen Sinne der Unterwerfung der Bauerhöfe unter einen Gutsbesitzer geherrschet habe, sondern daß die dortige Verfassung dem ganz alten Zustande des Landmannes in Dännemark ähnlich gewesen sey, ehe noch hieselbst aristokratisches Uebergewicht, diese traurigste aller Tyranneyen, selbst die Könige durch gebieterische Handfesten, ins Joch der Unterdrückung zwang, und dadurch auch die gewaltsame Macht der Leibeigenschaft über den Bauernstand erhielt, die Friedrich der vierte vernichtete; wogegen in Engeland Volksübergewicht in Entscheidung der Faktionsstreitigkeiten der Aristokraten, die bürgerliche Freiheit immer mehr begründe[te un]d zuletzt allgemein machte. Die Analogie

dieser

dieser beyden Staaten mit einer allgemeinen Uebersich
der Verfassung Deutschlands und Pohlens veranlasse
mich zu vermuthen, daß nirgends die Leibeigenschaft ge
setzmäßig, oder durch positive Gesetze eingeführt ist. Ist
dieses nicht, so bleibt nichts übrig, als, wie man sich ge
meiniglich ausdrückt, in dem Rechtssatze eines Contrakts
do ut facias, den Grund der Leibeigenschaft zu suchen
Das Lehnsrecht ist ursprünglich offenbar das Recht de
Gewalt, dem man nachher eine gerichtliche oder gesetzlich
Form gegeben hat. Der, selbst in Engeland noch gel
tende, obgleich daselbst ganz ohnmächtige, Grundsatz
daß alles Land ein Eigenthum des Eroberers sey, der sich
zum Beherrscher aufwirft, ist der eigentliche Grundsa
des Lehnsrechts. Eroberer bemächtigten sich eines Lan
des und der Anführer sah es wie sein Eigenthum an
welches er mit gewisser, bedinglicher Mittheilung seine
Rechts wieder, in größern und kleinern Besitzungen
seinen Kriegsgenossen überließ. So entstand, wenig
stens in Deutschland, das Lehnsrecht. Weiter könne
wir es wohl nicht in seiner Quelle aufsuchen oder de
eigentlichen Ursprung desselben unter den barbarische
Völkern entdecken, die Deutschland überschwemmten
wenn wir auch bis zu den Tartaren gehen, welche nac
solchen Grundsätzen herrschten und einen großen The
des Erdbodens eroberten, oder das Lehnrecht, noch vo
diesen Bezwingern unter den Bramen Indiens aufspüre
wollen. Bey diesem Lehnsrecht findet blos angemaßt
Gewalt statt, die keinen Contrakt, also auch nicht den
do ut facias, zuläßt. Hier würde also nur die Frag
untersucht werden können, ob Gewalt eine Verbindlich
keit würken, und ein Recht geben kann, und diese ist ni
von einsichtsvollen Männern bejahet worden. Gewal
kan

kann eben so leicht und mit eben dem Fuge, Thronen zertrümmern, wie Reiche begründen. Folglich kann eine Eroberung nicht einmahl Königen ein sicheres Recht geben, Könige zu seyn. Um hiezu zu gelangen, ist eine stillschweigende Unterwerfung der Eroberten nothwendig, welche durch ihre Anerkennung bereitet sind, sich gegen einen jeden zu bewafnen, der dem Regenten seine Rechte streitig machen wollte. Diese Anerkennung sichert die wahre königliche Würde, oder wenn ich mich so ausdrücken darf, das wahre Königsthum, oder Recht der Majestät. Aber ein solcher zwischen dem Regenten und den Regierten stillschweigends eingegangener Contrakt, kann da nicht vorausgesetzt werden, wo die ganze Masse der Unterthanen zu nichtigen und Eigenthum beraubten Sclaven gemacht wird.

Kann man nun keine Souverainität annehmen, die auf bloße Gewalt des Eroberers gegründet ist; ist vielmehr diese Gewalt der gefährlichste Feind einer im Natur- und Völkerrechte gegründeten Souverainität, so kann man noch weniger zwischen Bürger und Bürger aus bloßer Anmaßung der Eroberung ein Recht herleiten, sondern das ganze Lehnswesen fällt in seine alte Barbarey zurück, und so wenig der Contrakt do ut facias dabey zum Grunde gelegt werden kann, so wenig kann das blos auf Eroberung oder Bemächtigung gegründete Lehnsrecht ein gesetzmäßiger Grund der Leibeigenschaft seyn.

Der Contrakt zwischen dem Regenten und dem Volk, den Roußeau unter dem Namen des geselligen Contrakts beschrieben hat, ist eine gegenseitige Uebereinstimmung in ein gemeinschaftliches Interesse, der aber mit dem Namen der Contrakte do ut facias, facio ut des aut

facias, gar nicht zu belegen ist. Die Staatssicherheit erfodert, daß ein Contrakt zwischen Regenten und Völker ewig sey, und hier heißt es, Salus publica suprema lex esto, so sehr auch der Enkel sich gegen seinen Ahnherrn sträuben mag. Dagegen kann die Art Contrakte, welche durch die Benennung facio ut des, u. s. w. angedeutet werden, nie auf Erben gehen.

Wäre also auch die Leibeigenschaft auf dergleichen Contrakte gegründet, so könnte doch daraus weiter nichts als ein persönliches Recht fließen, und wenn daher ein Eroberter mit seinem Eroberer einen solchen Contrakt hätte eingehen, und sein Eigenthum so verliehren können, so würde doch, der Nachkommen halber, eine Nullität in seinem Contrakte gewesen seyn, die dem Lehnsherrn oder Eroberer alles Recht würde benommen haben. Um aus diesen Widersprüchen zu kommen, bleibt also nichts übrig, als zu behaupten, daß Gewalt der Eroberung den Lehnszwang und die dadurch entstandene Leibeigenschaft rechtmäßig begründen konnte, welches, wie vorhin bemerkt ist, höchstens nur so lange gelten kann, als der Leibeigene der schwächste ist, und nicht Muth genug hat sich selbst zum Lehnsherrn aufzuwerfen.

Um zu beweisen, daß ein Contrakt do ut facias, facio ut des aut facias u. s. w. nicht Erben binden kann, ist es nöthig, da diese Benennung aus den Römischen Rechten genommen ist, auch die dabey zum Grunde gelegten römischen Grundsätze, deren allgemeine Wahrheit heilig und gewiß ist, zu Hülfe zu nehmen.

Der Contrakt do ut facias war, wie die Rechtsgelehrte lehren, kein eigentlicher Contrakt, sondern wenn

eine

einer, der einen solchen Contrakt in gewissen speciellen Fällen schloß, zum Prätor kam, sah dieser in seinem Buche oder Protokolle (albo) nach, ob sich der Contrakt zu einem der Benennungen paßte, die er aufgezeichnet hatte, als Pacht, Pfand, Leihe, anbetrautes Gut u. dgl. Konnte der Contrakt nicht dahin gerechnet werden, so hatte er keinen Namen, und weil er keinen Namen hatte, haben die Juristen ihn nachher nach eben der Eigenschaft benennet, und Contrakt ohne Namen, Contractus innominatus genannt. Eigentlich war er, was wir einen Akkord, einen Vergleich nennen, der weiter nicht, als auf eine Handlung, eine Sache, eine Person ging, und wenn die Sache geschehen war, oder die Personen starben, wegfiel, besonders bey dem Contrakte do ut facias, da es bey Verträgen (Pactis) eine Grundregel war, daß man nur für eigene Handlungen (de facto proprio) eine Verbindung eingehen konnte.

Will man demungeachtet behaupten, daß der Contrakt, do ut facias, zwischen einem Gutsbesitzer und einem Leibeigenen auf Erben gehen soll, so muß dieses geschehen, weil die Gesetze eine stillschweigende Einwilligung der Erben voraussetzen (fictum s. praesumptum consensum,) vermöge dessen sie angesehen werden, als ob sie sich verbunden hätten (quasi contraxissent, woraus man den ungereimten Ausdruck quasi Contractum geformt hat.)

Die Regeln nun, welche bey dem so genannten quasi Contractus zum Grunde gelegt wurden, und die hier angewendet zu werden verdienen, nicht weil sie dem Römischen Rechte gemäß sind, welches freylich hier nicht in Betrachtung gezogen werden kann, sondern weil die

Römer diese Regeln aus einem Rechte genommen haben das ewig für die ganze Menschheit gelten muß, waren folgende:

Nemo debet locupletior fieri cum alterius damno

Qui vult antecedens vult etiam consequens.

Quilibet videtur consentire in quod sibi utilitatem adfert.

Quod quis in alium adprobat in se improbare nequit

Quod mihi non nocet, alteri vero prodest, ad id sum obligatus.

Auf deutsch:

Keiner muß sich mit des andern Schaden bereichern

Wer das Vorhergehende will, muß auch das daraus folgende wollen.

Man nimmt an, daß ein jeder in das einwillige was ihm Nutzen bringt.

Was niemand für andere billig findet, kann er nicht für sich billig halten.

Ein jeder ist zu dem verbunden, was ihm nicht schadet, und andern Nutzen bringt.

Diese Sätze sind, wie der erste Anblick ergiebt dem traurigen Erbrechte der Leibeigenschaft größtentheils gerade entgegen, überhaupt aber nicht zur Begründung desselben passend. Der erste, dritte und vierte widerstreiten insonderheit der angebohrnen Sclaverey, denn wenn ich wie durch die Leibeigenschaft geschiehet, einen Menschen ganz seiner eigenen Willkühr raube, um ihn zu meinen Diensten bequem zu machen, so kann ich wohl nicht läugnen, daß ich mich mit seinem Schaden, oder, richtiger

n

mit seinem gänzlichen Verluste, bereichere, und so wird auch gewiß niemand für sich die Sclaverey wollen, welche er für seinen Leibeigenen will. Diese lezte Maxime ist ganz mit dem ersten Grundsatze der Christlichen Moral übereinstimmend.

Dem Völkerrechte zufolge fließet die Pflicht der Unterthanen, den Gesetzen des Landes gemäß zu leben, aus der Anerkennung derselben, welche sie dadurch zu erkennen geben, daß sie sich im Lande unter dem Schutze dieser Gesetze aufhalten. Diese Anerkennung setzet zum voraus, daß man sich entschließen könne, ob man im Lande bleiben wolle, oder nicht, daß man, sobald die Gesetze nicht mehr Schutz geben, sondern unterdrücken, sich entfernen könne, daß man aber, so lange man bleibt, Gehorsam gegen die Gesetze angelobe. Hier tritt alsdenn die Regel ein, qui vult antecedens, vult etiam consequens, und da kann man jeden behandeln quasi contraxisset. Welche Wahl hat aber der Leibeigene? Er kann weder das Vorhergehende noch das Folgende wollen. Ihm muß sein Vaterland das unglücklichste Land in der Welt scheinen. Es ist kein Zweifel, daß der Entschluß, nie in demselben bleiben zu wollen, nie die daselbst herrschende Gebräuche anzuerkennen, zuerst in seiner Seele entstehen würde, wenn er Freiheit hätte, zu wählen. Wie kann man ohne offenbare Gewaltsamkeit entschuldigen und als rechtmäßig ansehen zu wollen, Vätern ein Recht geben, sich und ihre Nachkommen in Leibeigenschaft zu stürzen, wenn man auch einem jeden persönlich das traurige Recht lassen will, durch einen Contrakt für sich selbst seine eigene Freiheit wegzugeben und ohne Rückkehr die freie Bestimmung seiner eigenen Willkühr zu verliehren. Die alten Deutschen verspielten ihre

Freiheit. Mögen also auch die heutigen ihre Freiheit bey Antretung der Höfe aufopfern können. Aber weiter zu gehen, ungebohrnen die Rechte der Menschheit zu nehmen, ist in der That unmenschlich.

Worin ist ferner das einseitige und Willkührliche in dem Contrakte des Gutsbesitzers mit seinen Leibeigenen gegründet; daß jener in Ansehung seiner Verbindlichkeit Mittel findet, den Contrakt zu brechen und zu verändern, wie er will, indeß der andere Contrahente immer geduldig an der Kette liegen muß? Man kann freilich nicht erwarten, daß ein Sclave Sicherheit in den Bedingungen seiner Sclaverey habe. Der Eigensinn, die Leidenschaft, der Eigennutz des Herren sind die Rechte eines Sclaven. Ist der Herr großmüthig, gerecht, menschenfreundlich, so genießt der Sclave die Vortheile dieser Temperamentstugenden. Ist er es nicht, so muß sich der Sclave, wie Epiktet, mit philosophischer Gelassenheit waffnen, oder wie der Neger in Westindien bey seinem Schicksale fühllos werden.

Laßt uns nun die Gesetzmäßigkeit der Leibeigenen mit der Gesetzmäßigkeit der Negersclaverey vergleichen. Meine Absicht ist gewiß nicht diese Barbarey zu rechtfertigen. Das Schicksal dieser Unglücklichen, ihre Rauhigkeit, ihre Unwissenheit, ihre gänzliche Verlassenheit von aller menschlichen Beyhülfe und Zurechtweisung, sind mir zu bekannt, um nicht das Entsetzliche ihres Zustandes als Menschen, als denkende Wesen vor Augen zu haben. Nicht zu gedenken, daß es ihnen gänzlich an aller Aufklärung fehle, daß die nothwendigsten Wahrheiten, die unsterbliche Wesen erkennen sollten, ihnen vorenthalten bleiben, daß kein Freund, kein Verwandter ihre Leiden

kennet,

kennet, daß sie oft kaum jemanden finden, dem sie, wenn sie ihrem Geburtsorte entrissen sind, ihre Angelegenheiten und Bedürfnisse eröfnen können, so ist schon das grausam, daß sie auf einmahl in eine bürgerliche Verfassung gesetzt und nach Gesetzen und Anordnungen behandelt werden, von denen sie nicht unterrichtet sind, oder womit die Erziehung sie nicht allmählich bekannt gemacht hat. Man würde ihnen gewiß nicht sein Mitleid versagen, wenn man wüßte, wie viele, selbst ehe sie die Sprache der Colonie lernen, nach der sie gebracht wurden, nach ihnen unbekannten Gesetzen, auf die Aussage eines unwissenden oder nachläßigen Dollmetschers, am Leibe gestraft oder wohl gar hingerichtet werden, weil ein angebohrnes und uns unbekanntes Vorurtheil sie hinriß, weil ein Naturtrieb sie verführte, weil die Hitze des Clima, welche in Indien so vielen menschlichen Schwachheiten und Versäumnissen zur Entschuldigung dienet, sie achtlos machte, oder, welches vielleicht in einigen Colonien, wenn wir Reisebeschreibern trauen wollen, am häufigsten eintritt, weil die grausame Behandlung ihres Herrn sie reizte, die Flucht zu ergreiffen, oder auf Mittel zu sinnen, den Grausamkeiten ein Ende zu machen. Ueberhaupt ist schon der Gedanke empörend, daß ein ganzes Gesetzbuch blos auf die schüchterne Furcht der Selbstvertheidigung gegen eine zahlreichere Menge Menschen, als der Gesetzgebenden gegründet ist, gegen die man sich immer in Gefahr glaubt, weil man weiß, daß man, durch die Art, sie zu behandeln, sie gegen sich aufbringen muß. Und ist nicht diese Furcht der Geist aller schwarzen Rechte?

Demungeachtet scheint mir die Negersclaverey gesetzmäßiger als die Leibeigenschaft. Den Neger kauft man von Völkern, die auf ihren Küsten Niederlagen zum

Ankauf derselben dulden, und dort selbst die Unglücklichen zu Markte bringen. Der Unglückliche, der zum Verkaufe gebracht wird, würde seinen Verkäufer dahin geliefert haben, wenn er so glücklich, wie dieser, gewesen wäre, und im Kriege gegen ihn gesiegt hätte. Das ist Kriegs- und Völkerrecht auf der Küste Guinea und in andern Gegenden von Asien und Afrika. Was ist aber Leibeigenschaft? Ist sie Recht des Kriegs oder des Friedens? Ist sie der Moral oder dem Völkerrechte gemäß? Kann sie in irgend einer bürgerlichen Verfassung oder in bürgerlichen Rechten gegründet seyn?

Ich wende mich von diesen traurigen Gegenständen, und überlasse sie der Beurtheilung und dem Gewissen eines jeden denkenden Mannes. Vernünftige Staatsmänner läugnen nicht mehr, daß an keinen Wohlstand in einem Lande zu denken ist, so lange noch Spuren der Leibeigenschaft übrig bleiben. Wer sich richtige Begriffe von der Moral macht, wird ebenfalls das Unverantwortliche einsehen, das vor der Gottheit und der Menschheit in der Leibeigenschaft liegt.

Es ist mir nunmehr übrig, die Mittel durchzugehen, die überall statt finden, auch da, wo die richtigen Hülfsmittel, den Ackerbau durch freien Kornhandel empor zu bringen, nicht angewandt werden können, und die, in Ermangelung eines allgemeinen Verbesserungsgeistes, die größte Aufmerksamkeit verdienen, und zum fernern Fortgang in der Vollendung des großen Werks führen können, die heiligen Rechte der Menschheit wieder herzustellen.

Der erste Gedanke, der hier dem Nachsinnen aufstößt, ist die auf alle Zweige der Industrie wirkende

Auf-

Aufklärung. Wo diese fehlt, fehlt alles. Wo der Geist sich aufklärt, steigt ein Staat in Größe, Reichthum und Macht empor.

Ich habe an einem andern Orte schon zu erweisen gesucht, daß keine souveraine Macht, kein Despotism, keine Gewalt, keine Regierungsform, keine Gesetze, im Stande sind, einen allgemeinen Flor in irgend einer Kunst oder Wissenschaft in einem Lande auszubreiten; wenn die Gesetzgeber oder die Lehrer des Volks auch die größte Einsicht, Klugheit und Erfahrung in den nützlichen Künsten besäßen, die sie allgemein ausgeübt sehen wollen. Zu dieser Ausbreitung ist Aufklärung des Volkes, Anerkennung der Vortheile und daraus erwachsende Neigung zur Anwendung und zum Fleiße erforderlich. Ohne diese bleiben die besten Gesetze, Anordnungen und Vorschriften, unpragmatische Theorien, denen praktische Ausübung fehlet. Kein Mensch strengt seine Kräfte an blos nach weisem Rathe, oder nach lenkenden Befehlen. Der Sclave gehorcht in seinem trägen Dienste den Befehlen, die er für den Nutzen seines Gebieters ausrichtet; der freie Mensch, der zu seinem eigenen Besten arbeiten, und, in seinem Wohl, das allgemeine Wohl begründen soll, handelt nach Ueberzeugung, und diese ist auf Einsicht, und Einsicht auf allgemeine Aufklärung gebauet.

Aber nicht genug, daß Aufklärung Gesetzgebern zu Hülfe kommen muß, den Flor eines Staats zu bewirken, ich habe ferner darzuthun gesucht, daß richtige Aufklärung nur durch Erfahrung erhalten werden kann, und daß ein Land nicht durch weise Gesetze zur Aufklärung, sondern durch Aufklärung zu weisen Gesetzen geführet wird. Weisheit, Vaterlandsliebe, Wohlwollen gegen die Mensch-

Menschheit, Heldenmuth, Tapferkeit, gute Haushaltungs-Liebe, Mannheit oder Selbstheit, der Gefahr eigener Leidenschaften, oder partheilicher Intriguen, oder schmeichelnder Favoriten, auszuweichen, Kraft, selbst Untersuchungen anzustellen, allgemeine Ermunterung des Genies und der Talente, Vergnügen an allem, was edel, gut und nützlich ist, dies sind Tugendanlagen, die Regenten haben können. Aber jede Staatswissenschaft, sie sey, welche sie wolle, muß, wenn sie gründlich besessen werden soll, durch Ausübung erlernet werden, und um dazu zu gelangen, muß also entweder der Regente selbst die Schule der Erfahrung durchgehen, oder, wo er das nicht kann, (und wer eine Wissenschaft gründlich erlernen will, hat genug mit der einen zu thun,) muß er andern den Weg der Erfahrungen öfnen, und wenn sie am Ziele gelangt sind, die Resultate von den Männern, welche durch Praxis zu Theorien geführt sind, sammeln lassen, um alsdann, mit dem thätigen Geiste eines großen Fürsten, weise Gesetze und Vorschriften zu geben, und sie der Nachwelt als Denkmähler des Flors seiner Länder zu hinterlassen, wovon er die Seele war.

Schlagen wir in der Geschichte nach, die seltenen Epochen weiser Regenten fast mit einer Anbetung gleichen Empfindung aufzusuchen, so werden wir finden, daß, wenn Fürsten in irgend einer Wissenschaft zu einer Kenntniß gelangten, die sie mit Ruhm ausüben konnten, sie selbst Versuche angestellet hatten und durch sie gereift waren. Eine solche Wissenschaft der Fürsten war gemeiniglich die Kriegskunst; aber selbst die Heldenbahn, so glorreich und glänzend sie auch erscheint, war nie blos das Ziel edler Begierden und feurigen Durstes nach Ruhm. Mühsame Anstrengung, und vielfach gesammelte

melte Kenntnisse bilden den erfahrnen Krieger, der oft weit siegreicher ist, wenn er seinem Muthe widerstehet, als wenn er den Antrieben desselben folget, und der, wie Washington und Fabius, im Beherrschen seiner selbst, oder wie Türenne und Montecuculi im vorsichtigen Ausweichen, den Grund zu den größten Triumphen legt.

Alle andre Wissenschaften, die ein Regente nicht selbst formen und zur Vollkommenheit bringen kann, haben nur dann in den Staaten, in denen sie blühten, den Flor des Landes befördern können, wenn sie den Schutz und die Aufmunterung der Regenten genossen. Durch diese brachte allgemein verbreitete Aufklärung es dahin, daß jeder Nahrungszweig vervollkommet und der Fleiß erweckt wurde, auf neue Gegenstände des Fleißes zu sinnen. So ward mit der Neigung und Anlage zu nützlichen Gewerben, die Leichtigkeit der Ausübung verbunden, und Mangel und Armuth blos für die schlechten Bürger zurückgelassen, welche zu träge waren, zu arbeiten, oder zu betrügerisch, gute Arbeit zu liefern, und so wurden Regenten zu weisen und vollkommenen Vorschriften geführt.

Einsichtsvolle Männer sind in dem Irrthume gestanden, daß Engeland die Vollkommenheit, welche daselbst in den mehresten Gegenständen des menschlichen Fleißes erreicht ist, den weisen Anordnungen zu danken habe, welche im Parlemente gegeben worden sind. Dieses ist gerade umgekehrt, wie die Geschichte der Englischen Gesetze erweiset. In den mehresten Fällen sind die Englischen Gesetze zuerst rohe Entwürfe, oder gleichsam problematische Versuche, welche auf eine kurze Frist einiger Jahre gegeben, und, so wie man sie gut und nützlich

sich findet, verlängert und prorogirt werden. Erst, wenn lange Erfahrung den Nutzen bestätigt, wird eine temporaire Anordnung ein stehendes, oder festes Gesetz. Dann ist die Kunst, welche den Inhalt des Gesetzes ausmacht, bereits zur größten Höhe gestiegen, dann sind alle Mittel versucht, sie dahin zu bringen, dann siegt sie über alle ähnliche Anlagen in fremden Ländern durch gewissen Absatz und durch den Ruhm der Waaren, und dann kommt es nur darauf an, das zu erhalten, dem Staate eigenthümlich, das heißt gesetzmäßig zu machen, was Volksaufklärung und daraus entstehender Fleiß, zur größten Vollkommenheit gebracht haben. Das Parlement in England wird in diesen Fällen nicht von einem Einzigen regiert, welcher alles wissen, übersehen und anordnen soll; es ist eine Sammlung vieler Männer, welche einzeln etwas, und vereinigt alles wissen können, was Fleiß und Aufklärung hervorbringen, und die, wo es Sachen giebt, in denen sie nicht selbst unterrichtet sind, Freunde und Anhänger haben, welche Erfahrungen und Kenntnisse besitzen, und ihnen damit zu Hülfe kommen. In einem Staate, wo solche Aufklärung herrschet, ist es möglich, daß alles bis zur größten Vollkommenheit gedeihe, und in einem solchen Staatskörper, wie das Parlement, ist es alsdann leicht, aus der Masse allgemeiner Kenntnisse weise Gesetze zu sammeln; glücklich für Engeland, wenn in wichtigen Zweigen des Staats nicht eben so allgemeine Verderbtheit herrschte, und diese, mit überwiegendem Eigennutze verbunden, nicht die Stimmen guter Bürger verdrängte, und selbst eine richtige Aufklärung der Sachen unmöglich machte.

Wir sehen aus der Art, wie die Englischen Gesetze entstehen, wie wenig es fruchten würde, wenn ein anderer

Staat,

Staat, der eine in Engeland zur Vollkommenheit gebrachte Anlage bey sich einführen wollte, die daselbst in dieser Hinsicht gegebene Gesetze zum Grunde legte, und durch ihre Vorschriften eben den Grad der Vollkommenheit zu erreichen gedächte. Wollte man methodisch richtig verfahren, so müßte man bey den Anordnungen anfangen, welche in Engeland bey den ersten Anlagen gefolgt worden sind, und so stuffenweise immer weiter gehen. Dieses ist unmöglich, theils weil man dem Gewerbe nicht mehr bis zu seinem ersten Ursprunge nachspüren und dessen erste Regeln ausforschen kann; theils, weil wir nicht mehr, wie vormals Engeland, beym Entstehen der dortigen Industrie den Vortheil haben, daß Europa noch in Unwissenheit und Blindheit versenket ist, in der damals nirgends größere Vollkommenheit die ersten Schritte niederdrückte. Es bleibt uns daher nichts übrig, als Engelands Aufklärung zu nutzen, aber dies nicht durch Nachahmung ihrer Vorschriften, sondern indem wir den Geist der allgemeinen Thätigkeit so zu erwecken suchen, daß er Kräfte, Muth und Einsicht bekomme, mit den Britten zu wetteifern.

Die Tuchmanufakturen in Engeland können unter andern zum Beyspiel dienen, wie allmählig wichtige Fabrikationen sich daselbst gebildet haben. Die bekannte Compagnie der Marchands adventurers führte lange das Tuch roh und ungefärbt nach Antwerpen aus, und so wurden Spinner und Weber beschäftiget. Handelnde fielen nachher darauf, die Tücher in Engeland zubereiten und vollends fertig machen zu lassen. Hieraus entstand die jetzige Form des Tuchhandels und die noch übliche Controll der Halle. Man hat in andern Ländern die Hallgesetze eingeführet, und durch genaue Vorschriften

derselben die Tuchmanufaktur auf einen vollkommenen Fuß setzen zu können geglaubt; es ist aber schwerlich zu vermuthen, daß man diese Absicht dadurch erreichen werde. Schweden lieferte noch vor hundert Jahren sein rohes Eisen oder Malm an die Lübecker, welche Stangen-Eisen daraus schmiedeten. Dieses eröfnete überall die Gruben, so daß vier hundert tausend Schiffpfund hervorgebracht wurden. Handelnde und reiche Bergwerksbesitzer legten erst nachher Hammer und Gießwerke an. Hieraus ist der Vortheil entstanden, daß das Gewerbe in Bergwerksarbeiten sich überall verbreitet hat, und von Hand in Hand gehet, welches das sicherste Mittel ist, eine Landfabrikation, wie die Hervorbringung und Veredlung der Metalle in Flor zu bringen.

Wenn man siehet, welchen hohen Grad die Aufklärung bereits in gewissen Staaten erreicht hat, und den allgemeinen Nutzen bedenket, der daraus fließet, so muß man sich wundern, daß es noch Feinde derselben giebet, und daß Staatsmänner, um sich selbst ihren Beruf zu erleichtern, und wahrere Bewunderung und allgemeinere Liebe zu verdienen, nicht vielmehr alles thun, Genie und Talente zu ermuntern, und jeden Stand im Staate, in seinem Fache, so aufgeklärt zu machen, als es nöthig ist, in seinen Bemühungen das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen. Doch ist es ausgemacht, daß es Feinde der Aufklärung, oder, welches einerley ist, **der Freiheit zu denken**, giebt.

Rührt dieser Haß vielleicht aus dem Mißbrauche her, den man von einer uneingeschränkten Freiheit zu denken, besonders in den Wahrheiten der speculativischen Philosophie befürchtet? Will man, weil Voltaire und

Leßing

Lessing irren konnten, ganz die Augen vor dem Lichte zu-schließen, welches beyde auf ihr Jahrhundert verbreitet haben? das hieße, wegen einiger matten Stellen den ganzen Homer ausstreichen.

Wie weit wären wir noch zurück, wenn wir nicht Voltaire gehabt hätten, wie viel weniger fühlten wir uns selbst, wie weit weniger wagten Fürsten? Was waren Gelehrte, was waren Könige vor ihm? Jene, wie Boileau, Racine, Moliere, unterwürfige Creaturen eines schwelgerischen Hofes, oder wie Des Cartes verfolgte Opfer der Blindheit und Unwissenheit. Diese suchten ihre Größe, wie Ludwig der Vierzehnte, als die Laufbahn kriegerischer Thaten einer gewissen Verfeinerung der Sitten wich, im äußern Schau einer Flittermajestät. Jetzt sind Könige und Staatsmänner wahre Philosophen, wirksame Männer, welche über den großen Gedanken der Menschheit nachdenken, und die Bestimmungen ab-sehen, für die sie und ihre Unterthanen geschaffen sind. Nie hat die Philosophie eine so wahre, bündige und un-widersprechliche Sprache geführt als itzt vor Fürstenstühlen, denen sie die wahre Erhabenheit giebt. Dies ist notorisch, denn ich kann voraussetzen, daß das, was der Marggraf von Baden seinen Unterthanen gesagt hat, von der ganzen Menschheit, die diesen Fürsten bewundert, als ihr gesagt, angenommen ist. Und doch kann man das Verdienst eines Voltaire verkennen, der zuerst in unsern Zeiten das Beyspiel gab, daß denkende Menschen nicht abhängige Geschöpfe ihres Jahrhunderts, sondern freie Wegweiser der Menschen zur Untersuchung der wichtigsten Wahrheiten seyn müssen.

Was kann dagegen der Irrthum? den fürchtet der Freund der Wahrheit nicht; nur der Blindheit und den Vorurtheilen ist er gefährlich, weil diese keine Gründe, keine bessere Einsichten haben, ihm zu widerstehen, als Gewalt.

Eigentliche Ungezogenheiten, schändliche, ehrenrührige, aufwiegelnde, unsittliche Schriften haben mit der Freiheit zu denken und der damit verbundenen Preßfreiheit nichts gemein, und werden auf keine Art und Weise dadurch begünstiget. Was in Handlungen bürgerlichen und Polizey- oder gar Criminellen Strafen unterworfen ist, kann ebenfalls in Schriften der Obrigkeitlichen Ahndung unterzogen werden. In England werden Pasquillanten am Pranger gestellt, und es gehört allerdings zur öffentlichen Sicherheit, daß alle Gesetze, sie mögen nun die Sitten, oder die Rechte der Personen betreffen, sowohl in Schriften, als in den Handlungen beobachtet, und daß Uebertreter, sowohl in dem einen, als in dem andern Falle, nach dem Inhalte der von ihnen beleidigten Gesetze, gestraft werden. Aber ganz anders ist es mit speculativischen Untersuchungen der Wahrheit beschaffen. Wenn es auch hier verboten werden sollte, gewisse Wahrheiten zu untersuchen, so müßten wenigstens durch ausdrückliche Gesetze die Sätze festgesetzet werden, über die kein öffentliches Nachdenken statt finden soll; doch dieses will ich hier vorbeygehen und nur bey dem allgemeinen Satze stehen bleiben, daß es auf keine Weise Nachtheil bringen kann, jede freie Untersuchung der Wahrheit zu verstatten, in welchen Irrthum der Untersucher auch geräth; und daß auf der andern Seite keine Aufklärung ohne völlige Freiheit zu denken zu erwarten ist.

Es

Es sind nur zweene Wege möglich: die Denkungs-
kraft der Menschen ganz niederzudrücken, oder ihr völlige
Freiheit zu lassen. Daß Menschen fast den Gebrauch
des Denkens verliehren können, beweiset die Geschichte
und noch itzt das Beyspiel verschiedener Nationen. Der
Geist kann in eine völlige Unthätigkeit gerathen, in der
er nicht mehr darauf sinnet, sein Denkensvermögen an-
zustrengen. Aber nichts ist in sich widersprechender, als
die Denkungskraft am Gängelbande führen zu wollen;
das heißt, zu unternehmen, etwas zu lenken, welches zu
lenken, wir nichts kennen, das höher, unlenkbarer und
mehr selbst lenkend sey, als gerade das, was man zu
lenken unternimmt. Von allen uns durch ihr Daseyn
bekannten Kräften in der Natur, kennen wir keine höhere
als das Denkungsvermögen. Wir sehen wohl, daß es
in einer gewissen allgemeinen Ordnung, in einer Ueberein-
stimmung mit dem Ganzen stehet, aus der es nicht her-
ausgehen kann, ohne sich selbst zu schaden: und daraus
liegt am Tage, daß alles einer höhern Weisheit unter-
geordnet ist, welche selbst in dem Gebrauche der Freiheit
des Denkens die Erhaltung des Ganzen zu besorgen ge-
wußt hat. Wir wissen aber nicht, wie das Denkungs-
vermögen anders, als durch sich selbst, gelenkt, das heißt,
wie der denkende Mann anders als durch eigenes Nach-
denken zur Ueberzeugung, zum Zweifeln, zur Annehmung
und Verwerfung der Wahrheit geführt werden kann.

Spähen wir also, so viel wir können, der allgemei-
nen Ordnung nach, der so wie alles, auch das Denkungs-
vermögen der Menschen untergeordnet ist, so gehen wir
so weit, als unsere Kräfte reichen, um die Denkungskraft
zu lenken, und so finden wir die Mittel, den Menschen
jederzeit fühlbar zu machen, daß sie sich nicht von der Tu-

gend, diesem Bande, wodurch der Mensch mit dem Universo, in dem er lebt, verknüpft ist, trennen können, ohne ihrem eigenen Denkungsvermögen entgegen zu handeln.

Alles, was wir weiter unternehmen, wird gänzliche Unterdrückung des Denkungsvermögen, und lenkt nicht, sondern vernichtet der Menschen edelste Seelenkraft. Einige sagen, man kann über viele Gegenstände frei denken, wenn es gleich nicht erlaubt ist, über gewisse andre ein freies Urtheil zu fällen. Diese Behauptung verräth gänzlichen Mangel an Kenntniß unsrer Seelenkräfte; ein jeder, der denkt, will selbst die Gegenstände wählen, über die er denken will. Diese Wahl kann nicht geraubt werden, ohne die Denkkraft selbst stumpf und unfähig zu machen, und wir sehen überall, daß gerade die Materien, über die das freie Denken am meisten erschwert wird, diejenigen sind, die am ersten hervorgesucht werden, den denkenden Geist zu beschäftigen.

Hier rede ich von der Religion. Ein Wort, das keiner definirt, weil jeder es nach seinem Sinne braucht. Ich bin weit entfernt, es hier definiren zu wollen, oder mich auch nur in irgend einen der tausendfältigen über Religion geführten Streite zu mengen. Auch mir war dieser Gegenstand der erste des freien Denkens, und ich würde nie gedacht haben, wenn ich nicht über ihn frei nachgedacht hätte. Jetzt habe ich andere Materien abzuhandeln. Natürlich ist es, daß Religion, welche das Wesentlichste für den denkenden Geist ist, der erste Gegenstand seines Forschens werde. Sie ist die erste Lehre, die wir fassen, und die unsere Aufmerksamkeit erregt; ehe wir etwas kennen, kennen wir sie, und werden, als

solche,

solche, die sie kennen, öffentlich anerkannt. Kein Wunder also, daß die Denkungskraft sich zuerst an diese wichtige, und ihr vorzüglich gegenwärtige Materie wendet. Kein Wunder aber auch, wenn sie beym ersten Versuche einer noch ungeübten Kraft fehl nimmt. Soll nun dieses fehl nehmen strafbar seyn, soll, um es zu verhüten, das Denkungsvermögen gleich bey den ersten Gedanken, die es formen mögte, abgeschnitten werden, wie können wir denn erwarten, daß aus dieser mechanischen Schule undenkender Zöglinge in irgend einer Wissenschaft denkende Männer gebildet werden?

Daher kommt der Rückstand in allen nützlichen Kenntnissen in den Ländern, wo es nicht frei ist, über Religionsmaterien laut zu denken, und daher wird überall, wo andere Gegenstände frei abgehandelt werden, auch vieles für und gegen die Religion geschrieben. Der Religion ist dieses in der That gleichgültig, denn sie ist weder von Menschen gegründet, noch kann sie von Menschen umgestoßen werden, wenn auch, wie es ausdrücklich heißt, Himmel und Erde vergehen sollten; doch ist es den Lehrern der Religion, den Geistlichen nicht gleichgültig, und diese sind es, die immer über Gefahr schreyen, wenn sich ein einzelner Mensch verirret, und die, um diesem Irrthume vorzubeugen, ganz die Denkungsfreiheit einschränken und den Menschen benehmen wollen.

Wie weit die Vorrechte der Geistlichen gehen, wenn die Religion, wie man sich ausdrückt, angegriffen wird, ist hier nicht der Ort zu untersuchen, da ich die Materie der Religionsstreitigkeiten weiter nicht berühre, als um der Aufklärung überhaupt das Wort zu reden, und diese vor alle Eingriffe zu sichern. In dieser Absicht kann ich

eine in der Geschichte unwidersprechlich gegründete Bemerkung nicht aus der Acht lassen, diese nemlich, daß Verfälschung und Verfall der Religion immer die Schuld der Geistlichkeit gewesen ist, daß Geistlichkeit die Ausbreitung der Wahrheit am meisten gehindert hat, und noch hindert, und daß Religionsangriffe nicht allein der Religion nie geschadet, sondern gerade die heilsamsten und nothwendigen Reformationen veranlasset haben.

Man mag wahre oder falsche Religionen nehmen, so liegen diese Sätze gleich unläugbar aus der Geschichte am Tage. Es ist mit gutem Grunde zu vermuthen, daß jede Nation, die in irrenden Religionsmeinungen lebt, leicht der Wahrheit Eingang verstatten würde, wenn nicht ihre Priester zwischen dem Volke und dem Unterrichte der reinen Lehre stünden. Die Bramen in Ostindien machen es den Europäern unmöglich, die christliche Religion dort zur herrschenden zu machen, wo sonst der Bewohner den gefälligsten, sanftesten und nachgebendsten Charakter von der Welt hat.

Hierüber wird keiner sich wundern, weil da, wo die Religion bloß ein Betrug des Eigennutzes ist, diejenigen, welche durch diesen Betrug gewinnen, nothwendigerweise die größten Feinde der Wahrheit seyn müssen. Finden wir aber nicht eben dieses bey der wahren, göttlichen Lehre der allein heilbringenden Religion von den ältesten Zeiten an? So wie der erhabene Stifter der Christlichen Lehre in den Pharisäern und Schriftgelehrten die größten Widersacher fand, und so wie diese, die gleich ursprünglich die einzigen wahren Begriffe einer reinen auf die Anbetung eines einzigen Gottes abzielenden Religion hatten, doch so sehr ihre Religionsgefühle verfälsch-

ten

ten, daß sie das Volk, welches dem Lehrer der Wahrheit Hosiannah rief, empörten, so haben auch nachher in der Christlichen Religion Bischöfe, Mönche und Priester die reine Quelle getrübet, aus der die lauterste Lehre floß. Rom, das sich rühmt, einen Apostel der Gottheit zum Stifter seiner kirchlichen Hoheit zu haben, ward der Mittelpunkt der größten Abscheulichkeiten, aus dem ein Strom von Laster und Irrthümer auf die ganze Christenheit floß. Die Religion ward ein Gewebe von Blindheit, Stolz, Habsucht, wilder und zügelloser Begierden. Von allen Religionen ist keine so entsetzlich gemißhandelt und zu einem solchen Ungeheuer von ihren Priestern verunstaltet worden, als die Christliche.

Diesem Verderben, das anderthalb tausend Jahre lang immer höher stieg, würde vielleicht vorgebeugt, oder ihm wenigstens ein Damm entgegen gesetzt worden seyn, wenn man nicht gleich in den ersten Jahrhunderten angefangen hätte, die Freiheit zu denken aufs äußerste zu verfolgen. Wir haben Kirchengeschichten dieser Zeiten, aber welche Geschichten? Gewiß nicht solche, in denen wir vernünftige und philosophische Beurtheilung der Begebenheiten erwarten können, wenn auch die Erzehlungen der Vorfälle richtig sind. Roh und verwildert waren die Zeiten, unbestimmt die Meinungen, getheilt das Interesse, wie allemahl unvermeidlich ist, wenn eine gänzliche Reformation in der Verfassung der Menschheit, es sey in der Religion, oder in der Regierungsform vorgehet. Hier trat beydes zusammen. Hier ward die alte Religion des Erdbodens durch eine neue Lehre verändert, die allmählig sich fast von Pol zu Pol verbreiten sollte, und zugleich stürzten die alten Monarchien ein, und fielen so in Trümmern, daß nicht einmahl eine Spur von ihrem

 Geiste

Geiste zurückblieb, sondern ganz neues Völkerrecht, ganz neue Staatswissenschaft, ganz neue Kriegskunst auftrat. Die Römische Bürgerhoheit verschwand, die strenge Kriegszucht der Legionen verfiel, streifende Horden siegten, und führten Despotism, Lehnszwang und endlich Bekehrungssücht mit sich, Ungeheuer, die man nicht kannte, so lange noch Griechen, Römer, Phönizier, selbst Perser oder Parthen und Araber, in ihren Verfassungen auf die freien Rechte der Menschheit Rücksicht nahmen, und diese nicht unter der Gewalt der Eroberer erlagen. Zugleich arteten Philosophie und Geschmack aus; jene ward zur Neuplatonischen Schwärmerey, mit der, einen Augenblick lang, unser jetziges Jahrhundert bedrohet worden ist, und dieser gab durch seinen gänzlichen Verfall den Gothischen Verunstaltungen Gelegenheit, sich auszubreiten. Dieses war das Zeitalter, in dem wir nicht vom Glücke der Völker, nicht von ruhmvollen Thaten, nicht von edlen Handlungen, nicht von dem Segen des Friedens, den eine seligmachende Lehre über die Erde verbreiten würde, wenn sie würdige Zuhörer fände: sondern von lauter Ketzern und Abtrünnigen reden hören; wo Meinungen gegen Meinungen auftraten, und, anstatt mit Gründen und mit Behutsamkeit auseinander gesetzt zu werden, Partheien veranlaßten, an deren Spitzen Bischöfe gegen Bischöfe mit allem Eifer stritten, den Stolz und Interesse anfeuerten, den aber der Freund der Wahrheit, mit bedauernsvoller Menschenliebe, für den größten Feind der Religion und Wahrheit ansieht.

Das einzige Gewisse, welches wir aus der Geschichte dieser Jahrhunderte nehmen können, ist diese Lage der Sachen, womit die hundert und dreyßigjährigen, und im Auge des Philosophen noch bey weitem nicht geendigten

Verwir-

Verwirrungen, die das heilsame Reformationswesen Luthers in der Blindheit Europas veranlaßte, und selbst die despotischen Kriegszüge der Kalifen, welche alle Wissenschaften im Oriente auszurotten suchten, nicht in Vergleichung zu setzen sind. Die größte Anarchie, mit allen ihren tumultuarischen und empörendem Eifer begleitet, der größte Krieg aller gegen alle, zerriß die Bande bürgerlicher und geselliger Ordnung, bis nach vielen traurigen und entsetzlichen Scenen, wobey oft die Menschheit ganz verrückt zu seyn schien, der Sieg sich entschied. Ich habe wohl nicht erst nöthig zu bemerken, daß dieser Sieg nicht der Triumph der Wahrheit seyn konnte. Der Ausgang zeigt uns, welche Anlagen vorausgegangen seyn mußten, um einen solchen Erfolg zu bewirken. In allem, was der Menschheit heilig und wichtig ist, erfolgte das tiefste Schweigen, und die Blindheit weihte sich zu Rom einen Thron, von dem sie die Menschen in der größten Erniedrigung hielt. Wie dort regiert wurde, mit welchem geringen Grade der Weisheit, so klug ersonnen man auch gemeiniglich das System der Päbste ansieht, und unter welchen Abscheulichkeiten von Lastern und Vergehungen, ist aus der Geschichte der Kirche einzig und allein bekannt, aber am meisten zeigte sich darin, durch welche Anarchie das Religionssystem gereift seyn mußte, daß alle bürgerliche Ordnung verworren war, daß der geistliche Arm sich gegen die heilige Rechte der Regenten empörte, daß Obrigkeiten ihr Ansehen verlohren, und in den Gerichtshöfen eben die Blindheit regierte, welche die Religionsbegriffe der Menschen fesselte.

In diesen Verfall geriethen Kaiser, Könige, Fürsten, Kriegshelden, bürgerliche Obrigkeit, Menschen und Priester, blos weil die Freiheit zu denken eingeschränkt

und nach und nach den Menschen völlig benommen war.

Wollen wir nicht wieder in diesen Zustand gerathen, so ist Freiheit zu denken das einzige Mittel, welches uns dagegen sichert. Zum Glück für die Menschheit kann diese nicht mehr eingeschränkt werden, so viel sich auch Sorbonnen, Censuren oder andere Inquisitionen des menschlichen Verstandes sträuben. Wenn auch hie und da die alte Blindheit Versuche macht, so muß sie doch unverrichteter Sache nach ihren Pontinischen Sümpfen zurückkehren, und wird genöthiget, um durch eine gewisse Thätigkeit ihr Ansehen zu erhalten, auch wider ihre Natur auf nützliche Dienste für die Menschheit zu sinnen. Der Eigennutz eines Buchhändlers im Haag, der seines Vortheils halben verbotene Bücher auflegt, richtet mehr aus, als die Nachfolger eines Pedro di Valverde, und hat jetzt vielleicht größere Verdienste um die Menschheit, als alle Akademien oder gelehrte Gesellschaften Europas.

Sollten etwa wir, die wir das Glück der heilsamen Reformation Luthers kennen und genießen, den Stolz haben, zu glauben, daß unter uns Aufklärung ruhen könne, und bey dem nur gar zu leichten Hinsinken der menschlichen Schwächen nicht der steten Bewegung nöthig habe, durch welche unsere Seelenkräfte in beständiger Thätigkeit und unsere Geistesfähigkeiten in ununterbrochener Aufmerksamkeit und Anstrengung erhalten werden? Nicht was Luther dachte, müssen wir denken, nicht uns sagen lassen, was er glaubte, oder verwarf. Wie Luther handelte, muß jeder denkende Mann handeln, wie er kühn, edel, frei untersuchen und denken, und denn in der gleichförmigen Ueberzeugung der Wahrheit und Umstoßen der

Irthü-

Irthümer der wahre, ächte Lutheraner, oder Reformirte, werden.

Wenn wir aber auch annehmen, daß die Christliche Lehre in den Ländern der Reformation ein Glück genieße, welches sie nicht hatte, da die Menschen sie durch Mittheilung der Apostel aus den Händen ihres Stifters empfingen, sollen wir denn blos für die Staaten reden, welche durch die Reformation über ihr wahres Interesse aufgeklärt sind, in denen die Regenten ihre Rechte wieder erhalten haben, wo die bürgerliche Obrigkeit das Ansehen behauptet, das die Aufrechthaltung der Gesetze erfordert, wo nicht mehr Heerden unnützer Menschen die Provinzen aussaugen, wo die mit Aberglauben und Unwissenheit verbundene Trägheit nicht mehr alle Industrie zu Boden drückt? Liegt nicht noch die Christenheit größtentheils in einem Zustande, der von diesen Verbesserungen der Reformation ganz unterschieden ist? Wie sollen wir dahin Bewegung bringen, wie sollen wir den todten Klumpen erschüttern, wenn wir überall Ruhe und Stille verlangen? Hier Stille, weil wir das Ziel der Aufklärung erreicht zu haben glauben, dort Stille, weil Leblosigkeit sich aller Glieder bemächtiget hat? Sind nicht hier die gewaltsamsten, und um mich so auszudrücken, konvulsivische Bewegungen nöthig, die Menschheit zu erwecken, wo sie noch im todten Schlaf begraben liegt? Langsam ist der Gang der Aufklärung; die bloße lehrende oder übende Philosophie erweitert mit Mühe ihre Grenzen, und wenn wir Berechnungen anstellen wollten, so würden wir, glaube ich, ehe das Weltende absehen können, als die stille Fortpflanzung der Wahrheit bis an die Grenzen Europas, da, wo das Atlantische Meer es bespült, oder wo der Musulmann Blindheit gegen Blindheit setzt.

Aber schleunig wirken oft die Revolutionen des menschlichen Geistes, wenn das Jahrhundert die Denkungsart reifet, und dann aus der Gährung ein Mann entstehet, der die lange Arbeit des freien Denkens in seiner Seele fasset, und in der Ausführung seiner Thaten zeigt, was die Freiheit zu denken, was Philosophen und Schwärmer, richtig denkende Köpfe, und irregehende Schriftsteller, vorbereitet haben. Selbst Unsinn kann hier zur Wahrheit führen, alles ist in dem großen Plane der unendlich weisen Vorsehung berechnet, und wir können gewiß seyn, daß, so wie Kriege, Erdbeben oder andere Plagen und Stürme in der Liste der erhaltenden Kräfte der Natur stehen, auch Angreifer der Wahrheit, selbst Religionsspötter und Gotteslaugner, wenn es dergleichen giebt, ihren angewiesenen Platz in der allgemeinen Ordnung der Dinge haben, die durch Wirken und Gegenwirken befördert wird.

Dieses Gegenwirken muß eben so frei seyn, als das Wirken. Nur muß es nicht bis zur Stockung der Freiheit zu denken gehen. Laß den Freund der Religion und der Wahrheit die Schwächen des Irthums aufdecken, und die bürgerliche Gesetze das strafen, was strafbar ist. Dies befördert die Freiheit zu denken. Es kann sich, wie ich schon bemerkt habe, keiner durch Freiheit zu denken gegen Tugend und bürgerliche Ordnung versehen, ohne selbst dieser Freiheit zu schaden. So weise hat die Gottheit alle Kräfte der Natur gegen einander abgewogen.

Wir haben bisher das Uebel gesehen, das aus gehemmter Aufklärung fließet, und das durch Verfälschung der Wahrheit, Regenten und Unterthanen in das größte Ungemach stürzet. In den daraus fließenden Folgerungen

gen werden wir noch mehr bestärket, wenn wir die Unschädlichkeit sehen, welche aus der völlig ungestörten Freiheit zu denken fließet.

Die Natur des Denkens erfodert eine so ruhige Muße, daß die Sanftheit der Sitten und des Charakters davon unzertrennlich zu seyn scheinet. Demjenigen, der richtig, ordentlich, deutlich denkt, ist alles tumultuarische und empörende gerade entgegen, und für Leute, die nicht gründlich denken, für Schwärmer, Phantasten, Energumenen, Fanatiker, oder leichtsinnige Scribenten sich zu fürchten, ist in der That eben so, als an Gespenster oder Prophezeihungen zu glauben. Aber dies nicht allein, es ist aus der Geschichte bewährt, daß schwärmerische oder andere Schriften, welche die Aufmerksamkeit des großen Haufens undenkender Menschen auf eine Zeitlang zu bethören wissen, nur zu der Zeit und in den Gegenden erscheinen, da die Freiheit zu denken eingeschränkt ist, und den Verstand nicht hat reifen können, einen edlen und richtigen Gebrauch seiner Fähigkeiten zu machen. Schwedenburg, Schröpfer und Gaßner würden in den Zeiten eines Jacob Böhme und eines Christopher Kotter eine wichtige Rolle gespielt haben; wir können es dagegen blos der Aufklärung zuschreiben, welche aus freiem Denken fließt, daß sowohl diese, als auch vielfältige Schriften, welche der Wahrheit durch Leichtsinn oder durch Ueberspannung zu nahe treten, wie Meteoren nach einer augenblicklichen Erscheinung verschwinden.

Je mehr die Freiheit zu denken zunimmt, desto seltner wird der Mißbrauch der Seelenkräfte, und alles, was daher die Freiheit zum Denken ermuntert, was dazu Genie und Talente beseelet, hindert den Ausbruch der Thorheit,

heit, des Unsinns, des Unglaubens, und der Leichtgläubigkeit. Herrschende Sitten lenken da, wo das Volk aufgeklärt ist, die Geistesfähigkeiten zum Guten und zum Erhabenen, und wenden sie vom Niedrigen und Falschen.

Wir sehen in der Geschichte, daß in den Zeiten, wo, weil keine Lehre bestimmt war, über alles gedacht, geredt, gelehrt und geschrieben wurde, aus den mannigfaltigen Systemen der Philosophen nicht die geringsten Irrungen flossen. Zweifler, die an allem zweifelten, Emphatiker, die einem Plato in seinem Himmelsgebäude nachstiegen, und mehr als alle gründliche Weisen, die das thörigte Wesen des Aberglaubens einsahen, und da die Einheit Gottes lehrten, wo, wie Bossuet sagt, alles, außer Gott, für Gott angenommen wurde, richteten nicht die geringste Unordnung in der bürgerlichen Verfassung an, obgleich diese mit dem ungereimtesten Systeme einer fabelhaften Götterlehre verwickelt war. Ich rechne das so oft angeführte Beyspiel Atheniensischer Unduldung vom Anitus und Melitus nicht hieher. Eine Geschichte, wie die des Sokrates, wird nie aus ihren rechten Triebfedern der Nachwelt erzehlet, oder daß ein Greis, der immer gelehrt, erst nach seinem siebenzigsten Jahre, der Lehre halben ermordet worden sey, ist auf keine Weise zu glauben, wenn gleich Priester das Werkzeug, und Lehre der Vorwand waren. Wir wissen vom Sokrates, daß er immer in Staatshändel verwickelt war, daß er den dreyßig Tyrannen am lautesten widerstand, und Thrasybulus aufmunterte, sie zu vertreiben. Eben so wenig kann ich das Beyspiel eines Protagoras hier anführen, dessen Schriften in Athen verbrannt wurden, und der selbst verbannet ward. Wir kennen diese Schriften nicht, aber

es ist zu vermuthen, daß, wenn sie wirklich gotteslästerlich waren, sie der Ahndung der Gesetze, wie jede andere Verbrechen unterworfen wurden, und daß sie weiter kein Uebel stifteten, als das aus jedem Verbrechen für den Verbrecher fließet, über den die Obrigkeit wachet.

So wie nun die Griechen und nachmahls die Römer, die es in Erkenntniß der Wahrheit viel weiter trieben, als ihre Vorgänger, durch eine völlige Freiheit zu denken kein Unheil oder Zerrüttung im Staate verursachten, und selbst die gröbsten Irthümer und Thorheiten, welche die gottesdienstliche Verfassung betrafen, ungestört ließen, so sehen wir auch in neuern Zeiten, daß selbst diejenigen denkende Männer, die in der That auf Abwege geriethen, und denen man die sogenannte Irreligion Schuld giebt, in unsern aufgeklärten Zeiten nicht die geringste Unordnung bewirken. Es ist kein Zweifel, daß in den Zeiten eines Gregorius des Siebenten der Streit wegen der Identität der auferstehenden Leiber, den Locke mit dem Bischofe von Worcester führte, hinreichend gewesen seyn würde, den sanftesten aller Philosophen zur Ketzerey zu verdammen. Aber was schadet unserm jetzigen Zeitalter das System eines von seinem unwissenden Volke angefeindeten Spinoza, das kaum einige Gelehrte, die Leibnitz Schriften lesen, noch obenhin kennen? Was hätte es gehindert, diesem guten Manne seine Irthümer ungestört auseinander setzen, und Männern wie Leibnitz und andern zu überlassen, sie theologisch oder philosophisch zu widerlegen? In unsern Zeiten sehen wir nicht, daß Voltaire die geringste Unordnung veranlasset, oder daß Leßing, den so viele kränken wollten, und der es als Mensch, als Mensch von höhern und seltneren Gaben, welche doch in der That uns Ehrfurcht einflößen sollten, nicht verdiente,

gekränkt

gekränkt zu werden, irgend einer Seele geschadet habe, selbst denen nicht, die seine herausgegebene Fragmente mit Aufmerksamkeit lesen. Woher kommt dieses anders, als weil seit einigen Jahrhunderten die Freiheit zu denken überhand genommen hat, weil das Gedachte nicht mehr blos Neuheit für ein rohes Volk ist, das in seiner Blindheit jeden Schein wie Licht ergreifet, Auswege aus seiner todten Verfassung zu suchen, weil Hellung sich über uns zu verbreiten anfängt, in der wir einen Herbert, der den Unglauben bis zur Schwärmerey trieb, und einen Bolingbroke, der die Quelle der historischen Beweise abzuschneiden suchte, nicht mehr unter die Ketzer, sondern unter die Philosophen setzen, deren Irthümer wir prüfen, und die wir als denkende Männer ehren.

Die gemeine Behauptung ist, daß Männer, deren Schriften Irreligion verbreiten, (Irreligion! ein Wort ohne Sinn, kein Mensch hat Irreligion!) mit ihrem Gifte ihre Leser verführen, und durch diese den Leichtsinn in Religionssachen allgemein machen. Diese Behauptung kann auf die Freiheit zu denken nicht den geringsten Einfluß haben, und ist, sie mag sonst richtig seyn, oder falsch, leicht zu beantworten. Eines Theils gehört es nicht für den philosophirenden Staatsmann, seine, die ganze Menschheit betreffende, Betrachtungen zu vereinzeln, den individuellen Schaden aufzusuchen, der von allem, was endlich und menschlich ist, nicht getrennet werden kann, und deswegen eine dem Ganzen heilsame Oeconomie zu verändern. Es gehört für den Seelsorger, für den Philosophen, sich um die Sorgfalt für einzelne Gegenstände zu bekümmern, dem Irthume das Gleichgewicht zu halten, dem Schaden, wo sie ihn merken, Einhalt zu thun, und dazu die Mittel zur Hand zu nehmen,

welche

welche Menschenliebe, Philosophie, Vernunft, Wahrheit, Religion, an die Hand geben. Dem Staatsmann ist es genug, daß Freiheit zu denken im Allgemeinen keine Unordnung und Zerrüttung veranlassen, und er kann, wie wir gesehen haben, nicht allein hiervon sehr leicht überzeugt werden, sondern, was ihn noch mehr beruhigt, ist der Gedanke, daß, je mehr die Freiheit zu denken sich ausbreitet, desto mehr weise und vernünftige Lehrer, Theologen und Philosophen entstehen werden, das Gebiet der Wahrheit zu erweitern, ihr Freunde zu erwerben, und die Ohnmacht der gegen sie gerichteten Angriffe zu zeigen.

Andern Theils rühret die befürchtete Verbreitung des sogenannten Voltairischen oder andern Giftes, nicht sowohl von der Kraft her, die Voltaire über seine Leser hat, als von der Empfänglichkeit der Leser, die sich hinreissen lassen. Daß dieses wahr sey, beweiset die verschiedene Aufnahme, welche die Schriften haben, die man, als gegen die Religion gerichtet, ansiehet. Dem einen ist alles darin Thorheit, Unsinn, Unvernunft, schaale Sophisterey, dem andern ist es Licht, Gründlichkeit, Entscheidung. Claudius weihet dem mystischen Buche von Irthümern und Wahrheit einen Altar und errichtet ein Denkmahl seiner Verehrung, welches dem menschenliebenden Philosophen weit angenehmer und wichtiger ist, als die Schrift, welche es veranlaßte. Lichtenberg läßt dem französischen Schriftsteller seine unerklärbare Räzel und lacht über sie, weil er den Verfasser für keinen Sphinx hält. So verschieden ist der Teig, in dem unsere Ideen geknätet werden.

D Diese

und nach und nach den Menschen völlig benommen war.

Wollen wir nicht wieder in diesen Zustand gerathen, so ist Freiheit zu denken das einzige Mittel, welches uns dagegen sichert. Zum Glück für die Menschheit kann diese nicht mehr eingeschränkt werden, so viel sich auch Sorbonnen, Censuren oder andere Inquisitionen des menschlichen Verstandes sträuben. Wenn auch hie und da die alte Blindheit Versuche macht, so muß sie doch unverrichteter Sache nach ihren Pontinischen Sümpfen zurückkehren, und wird genöthiget, um durch eine gewisse Thätigkeit ihr Ansehen zu erhalten, auch wider ihre Natur auf nützliche Dienste für die Menschheit zu sinnen. Der Eigennutz eines Buchhändlers im Haag, der seines Vortheils halben verbotene Bücher auflegt, richtet mehr aus, als die Nachfolger eines Pedro di Valverde, und hat jetzt vielleicht größere Verdienste um die Menschheit, als alle Akademien oder gelehrte Gesellschaften Europas.

Sollten etwa wir, die wir das Glück der heilsamen Reformation Luthers kennen und genießen, den Stolz haben, zu glauben, daß unter uns Aufklärung ruhen könne, und bey dem nur gar zu leichten Hinsinken der menschlichen Schwächen nicht der steten Bewegung nöthig habe, durch welche unsere Seelenkräfte in beständiger Thätigkeit und unsere Geistesfähigkeiten in ununterbrochener Aufmerksamkeit und Anstrengung erhalten werden? Nicht was Luther dachte, müssen wir denken, nicht uns sagen lassen, was er glaubte, oder verwarf. Wie Luther handelte, muß jeder denkende Mann handeln, wie er kühn, edel, frei untersuchen und denken, und denn in der gleichförmigen Ueberzeugung der Wahrheit und Umstoßen der

Irthü-

Irthümer der wahre, ächte Lutheraner, oder Reformirte, werden.

Wenn wir aber auch annehmen, daß die Christliche Lehre in den Ländern der Reformation ein Glück genieße, welches sie nicht hatte, da die Menschen sie durch Mittheilung der Apostel aus den Händen ihres Stifters empfingen, sollen wir denn blos für die Staaten reden, welche durch die Reformation über ihr wahres Interesse aufgeklärt sind, in denen die Regenten ihre Rechte wieder erhalten haben, wo die bürgerliche Obrigkeit das Ansehen behauptet, das die Aufrechthaltung der Gesetze erfordert, wo nicht mehr Heerden unnützer Menschen die Provinzen aussaugen, wo die mit Aberglauben und Unwissenheit verbundene Trägheit nicht mehr alle Industrie zu Boden drückt? Liegt nicht noch die Christenheit größtentheils in einem Zustande, der von diesen Verbesserungen der Reformation ganz unterschieden ist? Wie sollen wir dahin Bewegung bringen, wie sollen wir den todten Klumpen erschüttern, wenn wir überall Ruhe und Stille verlangen? Hier Stille, weil wir das Ziel der Aufklärung erreicht zu haben glauben, dort Stille, weil Leblosigkeit sich aller Glieder bemächtiget hat? Sind nicht hier die gewaltsamsten, und um mich so auszudrücken, konvulsivische Bewegungen nöthig, die Menschheit zu erwecken, wo sie noch im todten Schlaf begraben liegt? Langsam ist der Gang der Aufklärung; die bloße lehrende oder übende Philosophie erweitert mit Mühe ihre Grenzen, und wenn wir Berechnungen anstellen wollten, so würden wir, glaube ich, ehe das Weltende absehen können, als die stille Fortpflanzung der Wahrheit bis an die Grenzen Europas, da, wo das Atlantische Meer es bespült, oder wo der Musulmann Blindheit gegen Blindheit setzt.

Aber schleunig wirken oft die Revolutionen des menschlichen Geistes, wenn das Jahrhundert die Denkungsart reifet, und dann aus der Gährung ein Mann entstehet, der die lange Arbeit des freien Denkens in seiner Seele fasset, und in der Ausführung seiner Thaten zeigt, was die Freiheit zu denken, was Philosophen und Schwärmer, richtig denkende Köpfe, und irregehende Schriftsteller, vorbereitet haben. Selbst Unsinn kann hier zur Wahrheit führen, alles ist in dem großen Plane der unendlich weisen Vorsehung berechnet, und wir können gewiß seyn, daß, so wie Kriege, Erdbeben oder andere Plagen und Stürme in der Liste der erhaltenden Kräfte der Natur stehen, auch Angreifer der Wahrheit, selbst Religionsspötter und Gotteslaügner, wenn es dergleichen giebt, ihren angewiesenen Platz in der allgemeinen Ordnung der Dinge haben, die durch Wirken und Gegenwirken befördert wird.

Dieses Gegenwirken muß eben so frei seyn, als das Wirken. Nur muß es nicht bis zur Stockung der Freiheit zu denken gehen. Laß den Freund der Religion und der Wahrheit die Schwächen des Irthums aufdecken, und die bürgerliche Gesetze das strafen, was strafbar ist. Dies befördert die Freiheit zu denken. Es kann sich, wie ich schon bemerkt habe, keiner durch Freiheit zu denken gegen Tugend und bürgerliche Ordnung versehen, ohne selbst dieser Freiheit zu schaden. So weise hat die Gottheit alle Kräfte der Natur gegen einander abgewogen.

Wir haben bisher das Uebel gesehen, das aus gehemmter Aufklärung fließet, und das durch Verfälschung der Wahrheit, Regenten und Unterthanen in das größte Ungemach stürzet. In den daraus fließenden Folgerungen

gen werden wir noch mehr bestärket, wenn wir die Unschädlichkeit sehen, welche aus der völlig ungestörten Freiheit zu denken fließet.

Die Natur des Denkens erfodert eine so ruhige Muße, daß die Sanftheit der Sitten und des Charakters davon unzertrennlich zu seyn scheinet. Demjenigen, der richtig, ordentlich, deutlich denkt, ist alles tumultuarische und empörende gerade entgegen, und für Leute, die nicht gründlich denken, für Schwärmer, Phantasten, Energumenen, Fanatiker, oder leichtsinnige Scribenten sich zu fürchten, ist in der That eben so, als an Gespenster oder Prophezeihungen zu glauben. Aber dies nicht allein, es ist aus der Geschichte bewährt, daß schwärmerische oder andere Schriften, welche die Aufmerksamkeit des großen Haufens undenkender Menschen auf eine Zeitlang zu bethören wissen, nur zu der Zeit und in den Gegenden erscheinen, da die Freiheit zu denken eingeschränkt ist, und den Verstand nicht hat reifen können, einen edlen und richtigen Gebrauch seiner Fähigkeiten zu machen. Schwedenburg, Schröpfer und Gaßner würden in den Zeiten eines Jacob Böhme und eines Christopher Kotter eine wichtige Rolle gespielt haben; wir können es dagegen blos der Aufklärung zuschreiben, welche aus freiem Denken fließt, daß sowohl diese, als auch vielfältige Schriften, welche der Wahrheit durch Leichtsinn oder durch Ueberspannung zu nahe treten, wie Meteoren nach einer augenblicklichen Erscheinung verschwinden.

Je mehr die Freiheit zu denken zunimmt, desto seltner wird der Mißbrauch der Seelenkräfte, und alles, was daher die Freiheit zum Denken ermuntert, was dazu Genie und Talente beseelet, hindert den Ausbruch der Thorheit,

heit, des Unsinns, des Unglaubens, und der Leichtgläubigkeit. Herrschende Sitten lenken da, wo das Volk aufgeklärt ist, die Geistesfähigkeiten zum Guten und zum Erhabenen, und wenden sie vom Niedrigen und Falschen.

Wir sehen in der Geschichte, daß in den Zeiten, wo, weil keine Lehre bestimmt war, über alles gedacht, geredt, gelehrt und geschrieben wurde, aus den mannigfaltigen Systemen der Philosophen nicht die geringsten Irrungen flossen. Zweifler, die an allem zweifelten, Emphatiker, die einem Plato in seinem Himmelsgebäude nachstiegen, und mehr als alle gründliche Weisen, die das thörigte Wesen des Aberglaubens einsahen, und da die Einheit Gottes lehrten, wo, wie Bossuet sagt, alles, außer Gott, für Gott angenommen wurde, richteten nicht die geringste Unordnung in der bürgerlichen Verfassung an, obgleich diese mit dem ungereimtesten Systeme einer fabelhaften Götterlehre verwickelt war. Ich rechne das so oft angeführte Beyspiel Athenienſischer Unduldung vom Anitus und Melitus nicht hieher. Eine Geschichte, wie die des Sokrates, wird nie aus ihren rechten Triebfedern der Nachwelt erzehlet, oder daß ein Greis, der immer gelehrt, erst nach seinem siebenzigsten Jahre, der Lehre halben ermordet worden sey, ist auf keine Weise zu glauben, wenn gleich Priester das Werkzeug, und Lehre der Vorwand waren. Wir wissen vom Sokrates, daß er immer in Staatshändel verwickelt war, daß er den dreyßig Tyrannen am lautesten widerstand, und Thrasybulus aufmunterte, sie zu vertreiben. Eben so wenig kann ich das Beyspiel eines Protagoras hier anführen, dessen Schriften in Athen verbrannt wurden, und der selbst verbannet ward. Wir kennen diese Schriften nicht, aber

es

es ist zu vermuthen, daß, wenn sie wirklich gotteslästerlich waren, sie der Ahndung der Gesetze, wie jede andere Verbrechen unterworfen wurden, und daß sie weiter kein Uebel stifteten, als das aus jedem Verbrechen für den Verbrecher fließet, über den die Obrigkeit wachet.

So wie nun die Griechen und nachmahls die Römer, die es in Erkenntniß der Wahrheit viel weiter trieben, als ihre Vorgänger, durch eine völlige Freiheit zu denken kein Unheil oder Zerrüttung im Staate verursachten, und selbst die gröbsten Irthümer und Thorheiten, welche die gottesdienstliche Verfassung betrafen, ungestört ließen, so sehen wir auch in neuern Zeiten, daß selbst diejenigen denkende Männer, die in der That auf Abwege geriethen, und denen man die sogenannte Irreligion Schuld giebt, in unsern aufgeklärten Zeiten nicht die geringste Unordnung bewirken. Es ist kein Zweifel, daß in den Zeiten eines Gregorius des Siebenten der Streit wegen der Identität der auferstehenden Leiber, den Locke mit dem Bischofe von Worcester führte, hinreichend gewesen seyn würde, den sanftesten aller Philosophen zur Ketzerey zu verdammen. Aber was schadet unserm jetzigen Zeitalter das System eines von seinem unwissenden Volke angefeindeten Spinoza, das kaum einige Gelehrte, die Leibnitz Schriften lesen, noch obenhin kennen? Was hätte es gehindert, diesem guten Manne seine Irthümer ungestört auseinander setzen, und Männern wie Leibnitz und andern zu überlassen, sie theologisch oder philosophisch zu widerlegen? In unsern Zeiten sehen wir nicht, daß Voltaire die geringste Unordnung veranlasset, oder daß Leßing, den so viele kränken wollten, und der es als Mensch, als Mensch von höhern und seltneren Gaben, welche doch in der That uns Ehrfurcht einflößen sollten, nicht verdiente,

gekränkt

gekränkt zu werden, irgend einer Seele geschadet habe, selbst denen nicht, die seine herausgegebene Fragmente mit Aufmerksamkeit lesen. Woher kommt dieses anders, als weil seit einigen Jahrhunderten die Freiheit zu denken überhand genommen hat, weil das Gedachte nicht mehr blos Neuheit für ein rohes Volk ist, das in seiner Blindheit jeden Schein wie Licht ergreifet, Auswege aus seiner todten Verfassung zu suchen, weil Hellung sich über uns zu verbreiten anfängt, in der wir einen Herbert, der den Unglauben bis zur Schwärmerey trieb, und einen Bolingbroke, der die Quelle der historischen Beweise abzuschneiden suchte, nicht mehr unter die Ketzer, sondern unter die Philosophen setzen, deren Irthümer wir prüfen, und die wir als denkende Männer ehren.

Die gemeine Behauptung ist, daß Männer, deren Schriften Irreligion verbreiten, (Irreligion! ein Wort ohne Sinn, kein Mensch hat Irreligion!) mit ihrem Gifte ihre Leser verführen, und durch diese den Leichtsinn in Religionssachen allgemein machen. Diese Behauptung kann auf die Freiheit zu denken nicht den geringsten Einfluß haben, und ist, sie mag sonst richtig seyn, oder falsch, leicht zu beantworten. Eines Theils gehört es nicht für den philosophirenden Staatsmann, seine, die ganze Menscheit betreffende, Betrachtungen zu vereinzeln, den individuellen Schaden aufzusuchen, der von allem, was endlich und menschlich ist, nicht getrennet werden kann, und deswegen eine dem Ganzen heilsame Oeconomie zu verändern. Es gehört für den Seelsorger, für den Philosophen, sich um die Sorgfalt für einzelne Gegenstände zu bekümmern, dem Irthume das Gleichgewicht zu halten, dem Schaden, wo sie ihn merken, Einhalt zu thun, und dazu die Mittel zur Hand zu nehmen,

welche

welche Menschenliebe, Philosophie, Vernunft, Wahrheit, Religion, an die Hand geben. Dem Staatsmann ist es genug, daß Freiheit zu denken im Allgemeinen keine Unordnung und Zerrüttung veranlassen, und er kann, wie wir gesehen haben, nicht allein hiervon sehr leicht überzeugt werden, sondern, was ihn noch mehr beruhigt, ist der Gedanke, daß, je mehr die Freiheit zu denken sich ausbreitet, desto mehr weise und vernünftige Lehrer, Theologen und Philosophen entstehen werden, das Gebiet der Wahrheit zu erweitern, ihr Freunde zu erwerben, und die Ohnmacht der gegen sie gerichteten Angriffe zu zeigen.

Andern Theils rühret die befürchtete Verbreitung des sogenannten Voltairischen oder andern Giftes, nicht sowohl von der Kraft her, die Voltaire über seine Leser hat, als von der Empfänglichkeit der Leser, die sich hinreissen lassen. Daß dieses wahr sey, beweiset die verschiedene Aufnahme, welche die Schriften haben, die man, als gegen die Religion gerichtet, ansiehet. Dem einen ist alles darin Thorheit, Unsinn, Unvernunft, schaale Sophisterey, dem andern ist es Licht, Gründlichkeit, Entscheidung. Claudius weihet dem mystischen Buche von Irthümern und Wahrheit einen Altar und errichtet ein Denkmahl seiner Verehrung, welches dem menschenliebenden Philosophen weit angenehmer und wichtiger ist, als die Schrift, welche es veranlaßte. Lichtenberg läßt dem französischen Schriftsteller seine unerklärbare Rätzel und lacht über sie, weil er den Verfasser für keinen Sphinx hält. So verschieden ist der Teig, in dem unsere Ideen geknätet werden.

Diese Bemerkung führet uns dahin, daß wir nicht sowohl an diejenigen denken müssen, welche Ideen geben, als auf die Menge derer, die Ideen annehmen. Hier tritt nun ein, daß alles auf die herrschende Sitten und Denkungsart des Jahrhunderts ankommt, welche daher zu den wichtigsten Gegenständen der Regierung gehören, wobey aber die besondere Aufmerksamkeit auf einen individuellen Geist, wenn nicht Gesetze und bürgerliche Ordnung durch ihn leiden, ganz aus der Acht zu lassen ist. Barbarey, Unwissenheit, Erschlaffung der Sitten durch den Mißbrauch der Reichthümer, Versäumung bürgerlicher Pflichten, Gleichgültigkeit gegen Verdienste und Tugenden, eröfnete Nebenwege, sich durch unerlaubte Mittel, die entehren sollten, und ehren, zu bereichern oder Ansehen zu schaffen. Dieses sind die Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit der Regenten verdienen, und wo für diese richtig gesorgt ist, da wird der Eindruck des Irthums und der Thorheit nicht mehr nach dem Maaßstabe der Kraft eines irregehenden Scribenten, sondern nach dem Maaßstabe des Widerstandes der gesitteten und aufgeklärten Menge zu berechnen seyn.

Diese Behauptungen sind ebenfalls in der Art und Weise gegründet, wie ein denkendes Wesen auf das andere wirkt. Dieses geschiehet durch eine uns unbekannte Analogie, welche wir in der Physiologie eben so wenig erklären können, als die positive und negative Elektricität in der Experimentalphysik. Ist diese Analogie in Leichtsinn, verderbten Sitten, Vorurtheilen und Blindheit gegründet, so kann man sich nicht wundern, daß es nichts als Verführer und Verführte giebt, wie dieses immer der Fall bleiben wird, wenn nicht wahre sittliche Weisheit der Geist der Regierungen ist. Können wir es aber dahin

zu bringen, daß das freie Denken überall eingeführet werde, das heißt die kaltblütige, sorgfältige, wohlwollende, fleißige, einsichtsvolle Auseinandersetzung der Ideen, deren Prüfung nichts entgehet, welche aber selbst wieder einer genauen Prüfung unterworfen wird, so entstehet wieder eine Analogie des Geistes in der ähnlichen Anstrengung, nicht mehr sich hinreissen zu lassen, sondern zu erforschen und zu untersuchen, und hieraus kann nichts anders erwartet werden, als eine Bestätigung und Allgemeinheit nützlicher, sowohl speculativischer, als praktischer Wahrheiten.

Dieses ist die Frucht der Aufklärung, welche Regenten nicht genug ausbreiten können, wenn ihnen die Sicherheit ihrer Thronen und das Wohl ihrer Staaten theuer ist.

Regenten sind nur dann mächtig, wenn sie die Kräfte, welche die schaffende Macht in die Natur gelegt hat, und denen auch sie unterworfen sind, ihrer Bestimmung gemäß zu lenken wissen, und ihnen den Gebrauch verstatten, welcher ihnen eigenthümlich ist. Ohnmächtig sind sie, wenn sie diese Kräfte einschränken wollen; sie berauben sich ihrer Stützen, der einzigen Mittel etwas auszuführen, und wenn dieses zu weit getrieben wird, setzen sie sich der Gefahr aus durch gänzliche Erschlaffung der Kräfte klein und elend, oder, wenn wider ihren Willen die Kräfte erwachen, wie der vom Erzbischofe Laud verleitete Carl der Erste das Opfer derselben zu werden. Ist dieses wahr, so muß die Freiheit zu denken nicht eingeschränkt werden, die Natur des Denkens ist Freiheit, benimmt man ihr diese, so ist sie nicht mehr!

Ich habe mich lange bey den allgemeinen Betrachtungen über die Aufklärung verweilet, und hiezu hat mich die Wichtigkeit des Gegenstandes veranlasset. In einem Staate, in dem Aufklärung herrschet, ist fast alles gewonnen. Muß aber nicht das Land in der ärmsten und elendesten Verfassung seyn, wo keine Gegenstände der speculativischen Philosophie, der Politik, der Gesetzgebung, der innern Oeconomie des Staats frei abgehandelt werden dürfen, wo Aufrichtigkeit ein Fehltritt wird, wo Schonung schädlicher Vorurtheile zur Klugheit gehöret, wo man in Gefahr ist, angefeindet zu werden, wenn man Fehler berühret, die der Fehlende als heilige Vorrechte ansiehet, in deren usurpirten Besitze, aller Wahrheit ungeachtet, die ihm entgegen ist, ihn keiner stören darf? Was soll man von einer solchen Sclaverey, einer solchen geheiligten Unterdrückung erwarten, wo soll man Ermunterung zum Fleiße, Thätigkeit in den Geschäften, Muth zur Vertheidigung oder Verbesserung des Landes, wo nur gemeine Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit erwarten? Ist dieses unter Schmeichlern, Intriganten, Unterdrückern und Sclaven zu suchen, und was bleibt der Menschheit übrig, wenn ihr Aufklärung fehlt, und laute Freiheit zu denken ein Verbrechen ist? Auch hier verdient die Weisheit der Römer in ihrer von Montesquieu mit Recht bewunderten Gesetzgebung bemerkt zu werden. Ihre Rathsschlüsse galten nur ein Jahr lang, und erhielten erst durch den Willen des Volkes Kraft der Gesetze. Diese konnte ein jeder in Vorschlag (rogatio) bringen, oder Auctor s. princeps legis werden. Ward der Vorschlag angenommen, so ward er, vermöge des Licinischen Gesetzes, drey Tage lang, (promulgatio per trinundinum) zur öffentlichen Bekanntmachung ausgehängt,

hängt, und dies gab zum Hin- und Wiederreden, suasio und dissuasio Anlaß. Diese Art Gesetze zu geben, die dabey herrschende völlige Freiheit zu urtheilen, sind von uns nicht genug bemerkte Größen eines Volks, das wir noch jetzt anstaunen, und das mehr verdienet hierin, als in den Ruinen seiner Gebäude und seiner Statüen, bewundert zu werden.

Es ist Zeit mich loszureissen und in den Gedanken über die Verbesserungsmittel der ökonomischen Behandlung eines fehlerhaften Kornbaues weiter zu gehen.

Man wird sich erinnern, daß ich von Staaten rede, in denen der natürliche Weg der Aufmunterung durch Concurrenz versperret ist, und man auf solche Mittel denken muß, welche in Verbesserung des Kornbaues der alten Verfassung, wie solche auch beschaffen ist, nicht schaden können. Hier war allgemeine Aufklärung der erste Gedanke.

Der zweyte ist die Einführung nützlicher ökonomischer Verbesserungen, von denen man überzeugt ist, daß sie dem Ackerbau zum Nutzen gereichen, in welchem Zustande auch das Landwesen befindlich seyn möge.

Diese Materie betrift nun eigentlich die Landwirthschaft und kann daher hier nicht wissenschaftlich abgehandelt werden. Jeder Staat kann am besten selbst beurtheilen, was ihm frommen und nutzen kann. Viele wichtige Gegenstände bieten sich dem Staatsmann dar, die eine genaue Untersuchung verdienen, und, wenn diese angestellt worden ist, viele Sorgfalt und anhaltenden Fleiß erfodern, um in Ausübung gebracht zu werden.

 Dahin

Dahin gehörige Gegenstände sind:

1) Solche, welche zur Erleichterung des Landmannes in seiner Wirthschaft und in seinem Verkehr abzielen;

2) oder solche, welche geradezu eine Verbesserung des Korns und des Landbaues zum Zwecke haben.

Zu den erstern rechne ich:

1) Eine wohlfeile und leichte Versorgung des Landmanns mit den nöthigen Materialien und Geräthen.

Die nothwendigsten Materialien, welche ein Landmann bedarf, sind Zimmerholz und Eisen. Jenes vornemlich zu seinen Wagen, Pflügen und anderm Ackergeräthe. Bauholz, Kalk und Steine gebraucht er in seltnern Fällen, doch ist es zu wünschen, daß diese nie übertheuert werden mögten, damit die Aufführung und Unterhaltung nützlicher Gebäude keinen Anstand darin finde. Leder ist auch ein Artikel von Bedeutung zu Geschirren und dergleichen. Von der Leinwand rede ich nicht, weil ihre Fabrikation einen ganz eigenen Gegenstand der Staatswirthschaft ausmacht, von dem ich vielleicht einmahl Gelegenheit nehmen werde, insonderheit zu handeln.

Nächst den Materialien ist auf die Verarbeitung derselben Rücksicht zu nehmen. Hiezu sind geschickte und in der Nähe wohnende Handwerker nöthig. Man hat dieses, so viel ich weiß, überall eingesehen, und der Neid der Städte daher dem Lande wenigstens die unentbehrlichsten Handwerker, die Schmiede, gelassen.

Sehr weislich haben die Staaten gehandelt, welche außer dem gewöhnlichen Dienste, den Schmiede de[s]

Lan[d]

Landleuten und Reisenden auf dem Lande fast täglich erzeigen, auch dahin gesehen haben, daß die nothwendigsten Kenntnisse in der Behandlung und Cur der kranken Pferde und des Rindviehes unter den Landschmieden allgemein verbreitet werden. Auch in dieser Absicht ist die Veterinairschule zu Copenhagen von großem Nutzen für den Staat.

Außer den erfoderlichen Handwerkern ist es nöthig, daß es den Landleuten nicht an andern Handarbeitern, als Tagelöhnern und dergleichen fehle. Diese müssen aus den Insten oder Hausleuten genommen werden. Hausleute können nirgends fortkommen, wo nicht Industrie eingeführet ist. Hier ist der natürliche Gang dieser. 1) Die Nothwendigkeit, sich Unterhalt zu schaffen, muß die Menschen zwingen, sich Mühe zu geben, ihr Brod zu verdienen, das heißt, die Menge der Bevölkerung muß die Industrie befördern, weil der Zwang zur Arbeit wegfällt, wo wenig Menschen sind. 2) Die Industrie, um die sich Menschen ihres Unterhalts wegen bewerben, muß ihnen für ihre Arbeit so wenig bezahlen, als möglich, das heißt, gerade nicht mehr, als die Nothwendigkeit eines Lebensunterhalts ohne Mangel erfodert, theils weil sonst die Industrie nicht bestehen kann, sondern zu theuer arbeitet, theils weil sonst der Arbeiter durch Gemächlichkeit träge wird. 3) Der Landmann muß den Tagelöhner etwas theurer bezahlen, als die Industrie, weil er ihn sonst nicht haben kann. Dieses kann er auch, weil der Ertrag, der für den Landmann aus der Arbeit fließet, weit ergiebiger ist, als der Gewinn, den der Manufakturist von der Handarbeit hat, die er bezahlt.

Unter Industrie wird hier, wie man leicht sehen kann, alle Arbeit des Fleißes verstanden, welche nicht zum Landbau gehöret. Daß sie dem Tagelöhner nothwendig sey, ist in die Augen fallend, weil, da der Landbau nicht hinreichend ist, den Händen, die er gebraucht, beständige Beschäftigung zu geben, andere Arbeiten nöthig sind, die Lücken auszufüllen, und wenn diese nicht zu Hülfe kommen würden, auch dem Landbau die erfoderlichen Hände entzogen werden müßten. An vielen Orten können die Bebauer der Höfe, an keinem die Hausleute blos vom Verdienste beym Landbau leben. Wenn diese nicht aussterben oder sich entfernen sollen, muß hinzutretende Industrie ihnen Nahrung verschaffen.

Die gemeine Industrie der Landleute ist Spinnen und Weben, doch ist sie nicht die einzige, die sich zum Landwesen paßt. Tondern, oder eigentlich das westliche Schleswig, hat seine berühmte Spitzenfabrikation, Jütland seine Wollenwaaren, und könnte so wie Schlesien seine Leinwand haben; die Gegenden um Manchester sind voll von Arbeitern in allerhand baumwollenen und andern Zeugen; um Leeds wohnen Tuchmacher, Neufschatel hat seine Uhrfabriken. Solche Fabriken sind die größten und sichersten Reichthümer eines Landes. Wo sie sind, kann man sie nicht heilig und vorsichtig genug behandeln; wo sie nicht sind, kann man nicht genug an ihre Anlagen denken. Daher verdienen die Gutsbesitzer den größten Ruhm, welche auf ihren Gütern Industrie verbreiten und dadurch Hausleute an sich ziehen, welche andere Gutsbesitzer als den Stamm der Lediggänger und Bettler, welche sie ernähren, und für die sie Steuern bezahlen müssen, von sich weisen. Beyspiele der richtiger handelnden Gutsbesitzer sind in Dännemark nicht selten; aber

auch

auch hier ist eine Bemerkung nöthig. Versuche, die gemacht werden, ein Beyspiel zu geben, oder wie man sagt, das Eis zu brechen, sind von den Anlagen zu unterscheiden, welche sich aus sich selbst erhalten können und weiter keine Stütze haben, als den Gewinn, den sie abwerfen. Jene gehören für den Staat, oder für reiche Particuliers, die ein edles Vergnügen daran finden, einen Theil ihres Vermögens zu gemeinnützigen Versuchen anzuwenden. Diese sind allgemein zu empfehlen, und versprechen eine fortgehende Dauer. Hieher gehörige Anlagen findet man auf Hviidkilde in Fühnen, auf Saaly und Oebierregaard in Seeland, auf Lindenburg und Gudumlund in Jütland, in allen den Etablissementern, welche die Mitglieder der Gesellschaft zu Nestved auf ihren Gütern errichten, in Aamods Kirchspiel in Norwegen, und überhaupt in dem Fleiße im Weben und andern Handarbeiten, welche ein Reisender durch Jütland und andern Provinzen fast auf allen Gütern antrift.

2) Eine erleichterte Communication des Gewerbes auf dem Lande. Hier ist auf die Mittel Rücksicht zu nehmen, durch die das Gewerbe erleichtert wird, und auf die Erleichterung des Gewerbes selbst.

Zu den Mitteln oder Vehikelen des Gewerbes gehöret alles, was den Transport der Waaren bequemer macht. Wie vieles Englands Ackerbau und inneres Verkehr den wichtigen Canälen zu danken haben, welche fast das ganze Land durchkreutzen, ist bekannt. Eben so nützlich sind gute Landstraßen, so bald, wie in England, dahin gesehen wird, daß ihre Unterhaltung nicht eine Bürde für den Landmann werde, wie in Frankreich durch die Corveen. Zu guten Wegen gehört die Unter-

haltung der Brücken, Fähren, Geländer an steilen Wegen und dergleichen.

Ein nicht unwichtiger Artikel, ist die Anschaffung guter Wagen und Pferde für den Landmann. Wie viele Zeit und Futter durch kleine Pferde und Wagen verlohren gehen, ist in die Augen fallend. Nun ist freilich nicht zu vermuthen, daß Frohnbauern sich größere Wagen anschaffen werden, wodurch sie ihre Dienste, besonders bey der Waldarbeit im Herbste, vermehren würden. Auch ist es nicht möglich, große Wagen zu gebrauchen, wo enge Spuren in hohlen Heidewegen eingeschnitten sind. Aber man muß sich wundern, daß die Landleute in der Gegend um Copenhagen, welche so sehr den Wohlstand der Freiheit fühlen, und die Vortheile einer Chaussee genießen, noch nicht die in Deutschland fast allgemein eingeführten großen Wagen gebrauchen.

Der schwerste und vielleicht der wichtigste Gegenstand, der hier in Betrachtung gezogen zu werden verdient, ist die Unterhaltung der Häfen und die Schifbarmachung der Flüsse und der tief ins Land gehenden Meerfurthen. Die leichte Ausschiffung der Produkte ist eines der größten Hülfsmittel, das Gewerbe zu erleichtern, und es ist fast zu wahr, um noch gesagt zu werden, daß ein Land nicht zu viele Lösch- und Ladeplätze haben kann. Was soll man daher von den Grundsätzen denken, welche aus gewissen Städtischen Vorurtheilen, eine allgemeine Lösch- und Ladefreiheit entweder auf wenig Stellen heruntersetzen, oder doch wenigstens sie so einschränken wollen, daß die größten Vortheile davon wegfallen. In vielen Ländern haben die Gesetze den Vortheil der allgemeinen Lösch- und Ladefreiheit eingesehen, obgleich in den mehresten

ſten gewiſſe Einſchränkungen herrſchen. Schweden erlaubt allen Guts- und Bergwerksbeſitzern freies Löſchen und Laden, und, wenn ich nicht irre, in gewiſſen Provinzen, als Finnland, auch den Bauern. Gegen dieſe Vorrechte, die eigentlich weiter nichts ſind, als der natürliche Gebrauch des von der Natur angewieſenen Handelsweges, haben ſich viele ſtädtiſche Oekonomiſten aufgelehnet, und ſind ſo weit in ihren Behauptungen gegangen, daß ſie die Entſtehung neuer nützlicher Handelsſtädte an die Stelle der alten, die jährlich verfallen, und ſich nicht erhalten können, zu den Uebeln rechnen, die daraus entſtehen. Sonderbar wäre es, wenn man ſolche Urtheile in England geführt hätte, als noch Städte Zufluchtsörter einiger Handwerker und anderer Leute waren, die, den bürgerlichen Unruhen zu entgehen, ſich um die Caſtelle der Baronen verſammelten, und dort zu ihrer Sicherheit Corporationen errichteten, ohne auf den Handel Rückſicht zu nehmen, der nachher dieſe kleine Städte in Ruinen legte, und dagegen Liverpool, Briſtol, Mancheſter, York und andere Seeſtädte dieſer Größe, empor brachte. Zu bedauern iſt es, wenn kleine Zollbedenklichkeiten dem Gewerbe die Flügel beſchneiden; ſo wie überhaupt der ganze Zoll, dieſe ſchwer zu ändernde Auflage, eine drückende Laſt für den ehrlichen Kaufmann und eine Prämie für den Contrebandehändler iſt, und daher zu den größten Bürden des Gewerbes, in der ungleichen Vertheilung der Auflage, gehöret.

Was nun die Erleichterung des Gewerbes ſelbſt betrift, ſo beſtehet dieſe in dem freien Tauſche der Waaren. Man hat hieran viel gekünſtelt, und die größte Weisheit, nicht zu künſteln, wird von den mehreſten Menſchen, die gar zu gern durch ein wichtiges Anſehen

großer Wissenschaften blenden wollen, als einfältig verworfen. Indessen beweiset doch die Erfahrung, daß alle aus monopolischen Grundsätzen fließende Gesetze des Vorkaufs, des Aufkaufens, des sogenannten Hausirens auf dem Lande zu den Anordnungen gehören, von denen Necker sagt, daß sie nur da sind, Uebertreter zu machen, und also, blos in Rücksicht auf die Moralität der Gesetzgebung, von einem Staatsmanne vermieden werden sollten.

Erfahrung lehrt jeden, der die Gesetzgebung in Hütten studirt, und nicht aus Montesquieu oder in Residenzstädten lernet, wie hinderlich es der Produktenvermehrung ist, wenn der einzelne Landmann, der bey Kleinigkeiten seine Beyträge liefert, mit jedem Felle, mit jedem Liespfund Wolle, mit Käse und Butter eine oft entfernte Handelsstadt suchen und seine Waare zum Verkauf ausbieten, dagegen aber die Waaren, die er gebraucht, dorther wieder hohlen soll. In beyden Fällen ist er in den Händen des Kaufmanns. Sucht man dagegen die Waaren bey ihm, und bietet man ihm die nöthigen Waaren im Hause an, so ist die Concurrenz zu seinem Vortheil und er wird der Wählende. Hieraus entstehet oft ein Tausch, der beyden Contrahenten vortheilhaft ist, und also das Gewerbe beyderseitig ermuntert. Dies finden wir an allen Orten, wo Landfabriken sind. Diese können nicht bestehen, wenn nicht dem Landmann rohe Materie, Tobak, Thran und andere Waaren, die zur täglichen Consumtion dienen, in seinem Dorfe oder in seiner Wohnung zum Tausche für seine Waaren angeboten werden, so daß sowohl er, als der Eintauscher der von ihm fabrizirten Waaren, seine Rechnung dabey finden, und beyde bestehen können. Das geringste Künsteln würde

hier

hier, die ganze Sache verderben, dem Landmann kostbarer fallen, und dadurch wieder die fabrizirten Waaren vertheuern, oder, welches einerley ist, den Absatz verringern. Ich gestehe es daher aufrichtig, daß ich immer mit Furcht von Regulationen in der wichtigen Tonderschen Spitzenfabrikation reden höre, welche, so wie sie ganz durch sich selbst empor gekommen ist, ganz durch Künsteleyen oder durch monopolisirende Grundsätze verfallen würde, so wie ich auch mit Bedauern in Hammerumharred in Jütland gesehen habe, daß die dortige Fabrikation nicht würde bestehen können, wenn sie nicht ungesetzmäßig betrieben würde, und daß sie daher in beständiger Gefahr ist, durch eigennützige Angeber beunruhigt zu werden. Von beyden Landfabriken werde ich, da ihre Wichtigkeit es erfodert, an andern Orten ausführlich zu handeln suchen.

Es ist unläugbar, daß es dem Gewerbe nützlich ist, wenn die auf dem Lande fabrizirte Waaren zu wohlfeilen Preisen geliefert werden, und dieses kann am leichtesten geschehen, wenn Waaren gegen Waaren getauscht werden. Von diesem Zwecke, Waaren wohlfeil zu liefern, ist indessen jede gezwungene Heruntersetzung der Preise der natürlichen Produkte eines Landes sehr unterschieden. So wenig aufgeklärt ist wohl kein Staat mehr, daß er den Zwang, natürliche Produkte wohlfeil zu liefern, als ein gutes und heilsames Mittel ansähe, die Industrie der Veredlung zu befördern. Die allerschlechteste Industrie ist diejenige, die auf eine Verringerung der rohen Materie gebauet ist. Die wahre Industrie muß vielmehr der Hervorbringung der rohen Materie durch billige Preise zu Hülfe kommen. Billige Preise sind solche, welche die Produkte, die der Landmann zu Markte bringet, in solches Verhältniß mit dem Werth seiner Bedürfnisse

setzet,

setzet, die er einkaufen muß, daß er dabey sein Auskommen finden kann. Um diese billige Peise zu erhalten, muß, wenn alles vollkommen ökonomisch behandelt werden soll, der Landmann alle seine Kräfte anspannen, so viele und so gute Produkte zu schaffen, als sein Fleiß hervorbringen kann, und die Industrie muß auf ihrer Seite, so vielen Fleiß, als möglich, anwenden, um in der Veredlung mit der größten Genauigkeit und Sparsamkeit zu arbeiten, damit auf keiner Seite Mangel oder Vertheurung entstehe. Dieses natürliche System wird ganz durch so genannte Vorkaufs- Aufkaufs- und Landhandelsgesetze, über den Haufen geworfen, deren Absicht wirklich dahin ausgehet, den Landmann zu zwingen, seine Erzeugnisse wohlfeiler zu verkaufen, und seine Bedürfnisse theurer zu bezahlen, als er thun würde, wenn er ohne Zwischenkunft des Geldes, oder ohne gewisse Märkte zu suchen, in seinem Hause Waare gegen Waare tauschen, oder auch gegen Geld absetzen könnte.

Bey dem Tausche der Waaren des Landmannes gegen Waaren, die er gebraucht, ergiebt die Balance sich von selbst. Der Landmann hat immer, was er bedarf. Eben so sollte es seyn, wenn er für Geld verkauft, und wieder damit einkaufen soll. Aber hier ist die Berechnung nicht so leicht gemacht, und die Erfahrung ergiebt, daß nicht allein der Landmann für seine Produkte den billigen Preis, in Gelde berechnet, ungekränkt erhalten, und ihm nicht mehr für Fabrikata zu bezahlen auferlegt werden sollte, als der billige Preis der Industrie erfordert, sondern daß er etwas mehr Geld für seine Erzeugnisse erhalten müsse, als der billige Preis ausmacht, da vom Bezahlen mit Geld immer das Uebel unzertrennlich ist, daß nicht

alles

alles zum wahren Nutzen des Landmannes angewendet, sondern ein Theil unnütz verzehrt wird.

Wie auch blos nach diesen Gründen, Zwangsgesetze zu beurtheilen sind, welche die Ausfuhr der rohen Materie verbieten, um sie der hier ganz mit Unrecht so genannten Industrie, und eigentlich den trägen und monopolisch drückenden Arbeitern wohlfeiler in die Hände zu liefern, ist in die Augen fallend. Diese Materie gehört zu den folgenden Abhandlungen. Es ist, sagt ein ungenannter gründlicher Italiänischer Schriftsteller *), ein Irthum, natürliche Produkten und Veredlungen zu unterscheiden. Nichts wird erzeugt, alles wird veredelt. Die Natur veredelt Korn aus Luft, Dünger und andern Bestandtheilen, so wie der Papiermacher Lumpen zu Papier und der Weber Kraut zu Leinwand veredelt. Sollte auch dieser Satz in sich selbst nur scheinend seyn, und Veredlung durch die Natur von dem Veredeln der Kunst immer wesentlich unterschieden bleiben, obgleich auch jene nicht ohne Kunst, das ist, ohne den Gebrauch der Menschen Hände, geschehen kann, so wird er doch in der Anwendung richtig, wenn wir sagen: Warum, wenn es thörigt ist, die Ausfuhr der Kunstveredlungen zu verbieten, wollen wir es für klug halten, Naturveredlungen diesem Verbote zu unterwerfen, die die sichersten Vortheile oder Reichthümer eines Landes sind? Um noch reicher zu werden,

*) Meditazioni sulla Economia politica. Diese Schrift, welche zu Dresden 1774 übersetzt erschienen ist, wird dem Grafen von Veri, Kaiserlichen Kammerherrn, Geheimen Rath und Präsidenten des Handelswesens in Mailand beygelegt. Witts Versuch über Physiocratie. Nürnb. 1782. S. 48.

werden, wird man sagen: Aber das ist in der That die Geschichte der goldenen Eyer.

Von den zweyten oder solchen Gegenständen, welche geradezu eine Verbesserung des Korns und des Landbaues zum Zwecke haben, muß die Kenntniß des Oekonomischen Zustandes eines Landes jedem Staatsmann, der zugleich, wie er seyn soll, ein guter Landhaushalter ist, localen Unterricht geben. Oft können hier auch Privatpersonen eben so großen Nutzen schaffen, als Staatsmänner. Viele neue Getreide- oder Kräuterarten sind in England von Gutsbesitzern eingeführt, und durch ihr Beyspiel allgemein gemacht worden. Andere Arten von Verbesserungen sind nicht ohne gemeinschaftliches Zusammentreten der Landleute möglich, und müssen daher durch Gesetze bestimmt werden. Von dieser Beschaffenheit ist die Ausmessung, Eintheilung und Einzäunung der Ländereyen, welche in England durch Parlementsakten beschlossen ist, vermöge welcher gewisse Commissarien zu diesem Geschäfte ernannt sind, über deren Verfahren Young indessen wichtige Beschwerden führet.

Zu dergleichen allgemeinen Verbesserungen des Korns und Landbaues gehören: 1) die eben angeführte Eintheilung der Felder. Der Zweck kann dabey seyn, Gemeinheiten aufzuheben, oder auch Bauernhöfe so auseinander zu setzen, daß durch Austauschen der Felder jeder Hof das Seinige bey einander bekommet. Hieraus entstehet die Folge, daß die Bauerwohnungen aus den Dörfern in die Felder zerstreuet werden. Erfahrne Männer haben die Anmerkung gemacht, daß dieses auf eine Art geschehen müsse, welche dem Landmanne nicht ganz alle Geselligkeit und nachbarliche Hülfe in Nöthen abschneide. Der Nutzen, den

den man durch Eintheilung und Zusammentäuschen der Felder gewinnet, ist, daß jeder Besitzer sein Feld nach eigenem Gutdünken behandeln könne, ohne wie zuvor von dem Eigensinne oder der Nachläßigkeit seiner Nachbaren abzuhängen, und daß alle Felder mit gleicher Sorgfalt beackert werden können, diejenigen, welche weit von einem Dorfe entfernt liegen, eben so gut als die angrenzenden. Der Fortgang, den in Dännemark das Ausbauen der Bauerhäuser, das Aufmessen und Austheilen, und an einigen Orten auch das Einkoppeln der Felder macht, ist, so wie die dahin gehörige Anordnungen, bekannt.

2) Die Eintheilung der Felder in gewisse Koppeln. Hierüber läßt sich nichts gewisses sagen, da die Beschaffenheit des Erdreichs die Regeln an die Hand geben muß, die zu befolgen sind. So viel ist unläugbar, daß ein methodisches Verfahren im Bestellen der Aecker der Grund einer richtigen Landökonomie ist, von der man nichts gutes erwarten kann, wenn nicht eine in der Natur des Erdreichs gegründete Ordnung im Ackern und Säen beobachtet wird, welche zugleich den Anbau aller nützlichen Getreide und Futterkräuter befördert. In England ist man hierin so weit gekommen, als möglich. Man streitet sich dort nicht, ob sieben, oder neun, oder eilf Schläge die vortheilhaftesten sind, sondern jeder gute Landwirth weiß aus Erfahrung, welche Ordnung ihm die reichsten Erndten und das beste Futter fürs Vieh giebt.

3) Gute Wirthschaftsgebäude. Wenn die Häuser des Landmanns so eingerichtet sind, daß in den besten Grasmonathen die frisch verfertigte Butter unschmackhaft ist, und nicht zum Aufbewahren taugt, und daß er kein trocknes und reines Korn auf seinem Boden haben kann,

 weil

weil seine Scheunen nicht geräumig genug sind, sein geerndtetes Getreide zu fassen, und seine Boden nicht verschlossen genug, Hühnern und andern Thieren den Zugang zu verwehren, so ist es unmöglich, daß man eine ordentliche Behandlung der Landprodukte erwarten könne.

Um gute Butter zu erhalten, sind reine Milchgefäße und Milchkammern nöthig, also müssen der Landmann und seine Hausgenossen reinlich und ordentlich seyn, und nirgends ist Reinlichkeit ohne Munterkeit des Geistes und Muth zur Arbeit. Niedergebeugte Seelen wohnen in schmutzigen Körpern. Reinlichkeit ist dagegen das erste und sicherste Kennzeichen eines Selbstgefühls, das aus Freiheit und Wohlstand entstehet.

Fehlt es an Scheunen, das Getreide einzufahren, so ist der Landmann genöthigt, es in der freien Luft in große Haufen zu bringen. Hier kann es nicht trocknen, wenn, in nassen Jahren, besonders in nördlichen Gegenden, die Sonne es nicht genug gereift und gehärtet hat. Es ist vielmehr in Gefahr zu verderben und von Mäusen aufgefressen zu werden. In den Gegenden von Deutschland, wo die Bauerhäuser ohne Schorsteine erbauet sind, und der Rauch in der hohen Diehle zur Thüre hinausziehet, trocknet dagegen der Rauch, das oberhalb auf dem Boden gelegte Getreide. Der Rauch ziehet durch seine Leichtigkeit in die Höhe, und die weit von einander liegende Bretter des Bodens geben der Wärme Durchzug, die er bey sich führet, und die ebenfalls die Höhe sucht. Unten an der Erde, oder auch an der entgegengesetzten Seite des Durchzuges sind Menschen, Milch und Speisekammer vom Rauche frei. Dieses oder ähnliche Mittel sind

nothwen-

nothwendig, in den Gegenden das Korn zu trocknen, wo es, wie gesagt ist, der Witterung halben, selten reifet.

Eben so nöthig sind gute, verschlossene Kornböden, die Vermengung des ausgedroschenen Korns zu verhindern.

Die Erbauung geräumiger und wohl eingerichteter Wirthschaftsgebäude ist freilich kostbar und erfodert größere Sparren und Balken, als die Errichtung kleiner elender Hütten, die, gleich dem Bewohner, auf der Erde fortkriechen, und dort einen unnützen Raum einnehmen. Kann aber ein Staat Mittel finden, diese Kosten zu bestreiten, so ist kein Zweifel, daß der Erfolg sie reichlich wieder einbringen wird.

4) Trockenmaschinen. Unter den kältern Himmelsstrichen, wo die Sonne das Korn nicht im Felde reifet, oder in Halmen trocknet, und wo die Wirthschaftsgebäude der Natur nicht zu Hülfe kommen, ist es nothwendig, auf besondere Maschinen zu denken, das Korn zu dörren, und ihm dadurch die gehörige Eigenschaft zu geben, es zu versenden und aufzubewahren. Meine Absicht ist hier nicht die Theorie der Trockenmaschinen abzuhandeln, sondern blos ihre Nothwendigkeit zum Kornhandel anzuführen. In Dännemark ist die Errichtung derselben durch Prämien ermuntert, und die von einem sehr thätigen und seinem Vaterlande schätzbaren Bürger in Aalburg in Jütland zuerst errichtete Trockenmaschine öffentlich bekannt gemacht worden, um nachgeahmet zu werden, welches auch geschehen ist.

5) Anschaffung guten Saatkorns. Es ist bekannt, daß der Landmann nicht allein gutes und reines, sondern

 auch

weil seine Scheunen nicht geräumig genug sind, sein geerndtetes Getreide zu fassen, und seine Boden nicht verschlossen genug, Hühnern und andern Thieren den Zugang zu verwehren, so ist es unmöglich, daß man eine ordentliche Behandlung der Landprodukte erwarten könne.

Um gute Butter zu erhalten, sind reine Milchgefäße und Milchkammern nöthig, also müssen der Landmann und seine Hausgenossen reinlich und ordentlich seyn, und nirgends ist Reinlichkeit ohne Munterkeit des Geistes und Muth zur Arbeit. Niedergebeugte Seelen wohnen in schmutzigen Körpern. Reinlichkeit ist dagegen das erste und sicherste Kennzeichen eines Selbstgefühls, das aus Freiheit und Wohlstand entstehet.

Fehlt es an Scheunen, das Getreide einzufahren, so ist der Landmann genöthigt, es in der freien Luft in große Haufen zu bringen. Hier kann es nicht trocknen, wenn, in nassen Jahren, besonders in nördlichen Gegenden, die Sonne es nicht genug gereift und gehärtet hat. Es ist vielmehr in Gefahr zu verderben und von Mäusen aufgefressen zu werden. In den Gegenden von Deutschland, wo die Bauerhäuser ohne Schorsteine erbauet sind, und der Rauch in der hohen Diehle zur Thüre hinausziehet, trocknet dagegen der Rauch, das oberhalb auf dem Boden gelegte Getreide. Der Rauch ziehet durch seine Leichtigkeit in die Höhe, und die weit von einander liegende Bretter des Bodens geben der Wärme Durchzug, die er bey sich führet, und die ebenfalls die Höhe sucht. Unten an der Erde, oder auch an der entgegengesetzten Seite des Durchzuges sind Menschen, Milch und Speisekammer vom Rauche frei. Dieses oder ähnliche Mittel sind nothwen-

nothwendig, in den Gegenden das Korn zu trocknen, wo es, wie gesagt ist, der Witterung halben, selten reifet.

Eben so nöthig sind gute, verschlossene Kornböden, die Vermengung des ausgedroschenen Korns zu verhindern.

Die Erbauung geräumiger und wohl eingerichteter Wirthschaftsgebäude ist freilich kostbar und erfodert größere Sparren und Balken, als die Errichtung kleiner elender Hütten, die, gleich dem Bewohner, auf der Erde fortkriechen, und dort einen unnützen Raum einnehmen. Kann aber ein Staat Mittel finden, diese Kosten zu bestreiten, so ist kein Zweifel, daß der Erfolg sie reichlich wieder einbringen wird.

4) Trockenmaschinen. Unter den kältern Himmelsstrichen, wo die Sonne das Korn nicht im Felde reifet, oder in Halmen trocknet, und wo die Wirthschaftsgebäude der Natur nicht zu Hülfe kommen, ist es nothwendig, auf besondere Maschinen zu denken, das Korn zu dörren, und ihm dadurch die gehörige Eigenschaft zu geben, es zu versenden und aufzubewahren. Meine Absicht ist hier nicht die Theorie der Trockenmaschinen abzuhandeln, sondern blos ihre Nothwendigkeit zum Kornhandel anzuführen. In Dännemark ist die Errichtung derselben durch Prämien ermuntert, und die von einem sehr thätigen und seinem Vaterlande schätzbaren Bürger in Aalburg in Jütland zuerst errichtete Trockenmaschine öffentlich bekannt gemacht worden, um nachgeahmet zu werden, welches auch geschehen ist.

5) Anschaffung guten Saatkorns. Es ist bekannt, daß der Landmann nicht allein gutes und reines, sondern

auch neues Saatkorn gebraucht. Dieses anzuschaffen *), ist also eine der wichtigsten Sorgen des Landmanns, und wenn dessen Kräfte nicht hinreichend, des Staats. Viele Staaten haben sich daher sehr angelegen seyn lassen, gutes Saatkorn anzuschaffen, besonders in theuern Zeiten. Im Brandenburgischen wird, wenn ich nicht irre, den Landleuten aus den öffentlichen Magazinen Korn geliehen. Die im Churfürstenthum Hannover in theuern Zeiten gemachte Anordnung, wodurch dem Landmann bis nach der kommenden Erndte, Credit zum Saatkorn verschaft wird, ist aus gedruckten Nachrichten bekannt. Der Herr von Benkendorf, dessen uneigennützige Verdienste um die von dem Preußischen Helden und Weisen errichtete Colonien, so wie sein Edelmuth während der Unruhen der Conföderirten in Pohlen, aus seiner Lebensgeschichte erhellen, hielt es für seine nützlichste Handlung, oder für seinen glücklichsten Versuch, die Einführung des Saatkorns aus Archangel veranlaßt zu haben. Jedesmahl, wenn er an den König schrieb, für das Wohl der ihm

*) Man kann nicht ohne Mißvergnügen sehen, wie sehr die Felder einiger der glücklichen und reichen Landleute in Bernstorf bey Copenhagen, noch mit Unkraut oder dem Sinapi arvensi, oder sogenannten Ackerkohl bewachsen sind. Nebender noch als das dem Stifter des Wohls dieser Landmänner errichtete Monument schien mir ein gegenüber liegendes Feld, welches im Jahr 1784 den meisten und schönsten Rocken trug, den ich in Dännemark gesehen habe. Die Sorgfalt guter Landwirthe in der Reinigung des Korns ist bekannt. Diese gehet so weit, daß sie dahin sehen, daß kein Dünger fremder Pferde sich mit dem Dünger ihrer Höfe vermenge.

ihm anvertrauten Menschen zu reden, endigte er seine Bitte mit diesem Schlusse: „da ich derjenige bin, der „das Saatkorn aus Archangel verschrieben hat, so hoffe „ich, Ew. Majestät werden meiner Vorstellung Gehör „geben.“

Unter der Benennung des Saatkorns kann man alle Arten Saamen begreifen, wie zum Beyspiel den Flachssaamen, mit dem, wie die Erfahrung beweiset, durch eigennützige Krämer, die das Aufkommen des Flachsbaues ausserhalb ihres Vaterlandes verhindern wollen, große Betrügereyen vorgehen, weshalb man diesen Saamen von sichern Kaufleuten in großen Quantitäten verschreiben muß, wie in England und Schottland geschiehet.

6) Anlegung von Obst- und Küchengärten. Es siehet schlecht um die Landwirthschaft aus, wenn die Gärten der Bauern nicht mit Obst und Zugemüsen allerhand Art versehen sind. Im allgemeinen ist es ein untrügliches Kennzeichen einer sehr vernachläßigten Cultur, aber auch in der Oekonomie entstehet dadurch ein großer Schade, und ein wichtiger Theil der heilsamsten und den Menschen zur Erhaltung der Gesundheit nothwendigen Nahrungsmittel wird den Landleuten entzogen. Bohnen, Kohl, Salat, Kartoffeln, Wurzeln, Rüben und andere Gartensachen dieser Art haben den Vortheil, daß sie nie fehl schlagen, wenn sie sorgfältig gebauet werden; sie vermindern die Verzehrung des Korns, und geben, mit Speck zubereitet, dem Fleische, das die häufigste Speise des Landmanns ist, eine gesündere Nahrung, als Grütze oder andere Mehlspeisen, die gemeiniglich auf eine sehr unreine Art mit alter und saurer Milch vermengt und mit vieler Butter gegessen werden. Will man sehen,

wie vieles die Mästung des Viehes und die Vermehrung der Milch durch den Anbau der Gartensachen gewinnet, darf man nur die Landwirthschaft der Engländer mit einem flüchtigen Blicke ansehen. Der Obstbau ist bekanntlich ein wichtiger Handelsartikel, der um so mehr zu empfehlen ist, da, wenn einmahl die Anpflanzung geschehen, keine Kosten, blos eine leichte und eigentlich Weiberarbeit erfoderlich ist, den Ertrag zu benutzen. Die Wichtigkeit desselben kann ein jeder leicht aus den theuern Preisen beurtheilen, welche für gutes und zur Haushaltung nothwendiges Obst in den Städten bezahlt werden müssen, in deren Gegenden der Obstbau versäumt ist.

Sehr weislich sind daher die Pflanzschulen der Obstbäume für das allgemeine Beste, wie zu Friederichsberg bey Copenhagen, zu Herrenhausen bey Hannover, und an andern Orten. Da es aber nicht genug ist, Stämme zu haben, sondern es auch auf ihre rechte Wartung, bis sie in vollem Wachsen sind, und auf die richtige Aufbewahrung und das Trocknen des Obstes, auf Zubereitung des Aepfel- und Birnmostes und dergleichen ankommt, so ist auch hierauf Rücksicht zu nehmen, und solches im Hannöverischen bey Anstellung der Landgärtner, die zugleich Forstbediente seyn könnten, geschehen.

7) Vermehrung des Düngers. Da Dünger mehr Korn hervorbringt, als die Saat, die gesäet wird, und, um mich des Ausdrucks des vorhin gedachten Italiäners zu bedienen, zur Veredlung der Erde, des Wassers und der Luft in Getreide, die meiste rohe Materie liefert, ist vielfacher Dünger die ergiebigste Quelle des ländlichen Reichthums. Mergel, Kalk, Kreide, Asche, Salz, das von Hunter in England erfundene Oehl und dessen

Oehlku-

Oehlkuchen, Kleye, Meergras (Tang), Lohe, wollene Lumpen, und dergleichen verächtliche, oder von unachtsamen Landleuten nicht bemerkte Materialien der Oekonomie des Ackerbaues, sind daher alle in ihrer Art wichtig, wie denn überhaupt die Landwirthschaft mehr als alle Demonstration, dem Auge unwidersprechlich darthut, daß in der großen Circulation der Natur nichts vergehet, nichts umkommt, sondern daß alles, auch das Verworfenste, zur Erhaltung des Ganzen, oder des All, beyträgt. Ein Satz, der physiologisch angewendet, so fruchtbar an großen Hofnungen und so trostreich ist, und zu Popes Ausruf, dem besten Beweise unserer Unsterblichkeit führet: Why else this all!

Mehrere Gegenstände, als ich angeführet habe, bietet unstreitig jedes Land wohlwollenden Staatsmännern in Absicht ökonomischer Verbesserung dar. Diejenigen, die ich angeführet habe, können blos als Beyspiele angesehen werden, um zu beweisen, daß man auch da, wo die wichtigsten Gegenstände des Flors eines Landes unberührt bleiben müssen, wo man nicht in Absicht auf Eigenthum, Freiheit, Abgaben, Zehnten den besten Grundsätzen folgen darf, oder will, vieles Nützliche, mit Beybehaltung der schädlichsten Vorurtheile, einführen und anordnen kann.

Nun ist nur noch übrig, nachdem ich von der Aufklärung des Volkes und von der Einführung nützlicher Oekonomischer Verbesserungen, als zweyer wirksamen Mittel, der Oekonomie eines Staats zu Hülfe zu kommen, geredet habe, noch den dritten Gedanken auszuführen, der in dieser Absicht fast der gewöhnlichste ist.

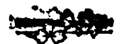
Der dritte Gedanke beschäftiget sich mit Prämien.

Prämien, welche zur Absicht haben, schlechten Waaren Absatz zu schaffen, sind verderblich und im Grunde nichts anders, als eine Bestärkung in der Vernachlässigung, eine Belohnung der Trägheit und Unwissenheit, und eine Anreizung, nie vollkommener und fleißiger zu werden. Alle Prämien sind daher verwerflich, welche blos auf Erzeugnisse, Veredlungen, oder gewisse Unternehmen gegeben werden. Sie bebürden einen Staat mit Projektmachern, unüberlegten Anlagen, und schaffen in den erzwungenen Fabrikationen eine Race von fehlerhaften Arbeitern, welche schwerlich zu verbessern ist, und die bey der geringsten Aenderung oder Entziehung der gewohnten Vortheile, über Gewaltthätigkeiten, und Beleidigung der Privilegien klagen, als ob es in der Industrie andere Vorrechte geben könnte, als auszeichnende Vollkommenheit in der Arbeit.

Sind aber von diesen eben angeführten Prämien nicht die Belohnungen zu unterscheiden, welche denen zuerkannt werden, die in einem verdorbenen Sachenzustande, in ihren Produkten und Veredlungen es zur Vollkommenheit bringen? Adam Smith selbst, dieser Feind der bountys bejahet diese Frage.

Rousseau sagt irgendwo, es ist mir genug zu wissen, daß England Prämien auf ausgeführtes Korn zugestehet, um überzeugt zu seyn, daß der Ackerbau daselbst im Verfall ist. Hier ist wohl mehr der Ton des großen Mannes, als die Wahrheit der Behauptung entscheidend. Adam Smith wendet den größten Scharfsinn des Geistes an, zu beweisen, daß Ausfuhrprämien, bountys, dem Ackerbau schädlich sind. Ich will diesem tiefdenkenden Schriftsteller nicht widersprechen, obgleich in England

die



die Schädlichkeit geringer zu seyn scheint, als an andern Orten, weil daselbst die Hervorbringung die größte Vollkommenheit erreicht hat, und man den richtigen Urtheilen dieses Verfassers, wohl die allgemeine Einwendung entgegen setzen könnte, die überall gesunden und vernünftigen Theorien im Wege ist, daß man nemlich in keinem Staate jetzt mehr nach den natürlichen Begriffen einer Sache urtheilen und handeln kann, welches insonderheit in England, wo die unverhältnißmäßige Schuldenlast und die drückende Taxen alle Industrie aus den Angeln zu heben drohen, nicht möglich seyn mögte.

Verdorbenen Sachen müssen fehlerhafte Hülfsmittel gelassen werden, wenn beyde einmahl eingerissen sind. Wo dieses aber noch der Fall nicht ist, da kann man nach allgemein richtigen Wahrheiten urtheilen.

Prämien für erreichte Vollkommenheit müssen nicht allein eine Belohnung des bewiesenen Fleißes seyn, sondern auch eine Aufmunterung zur Nachahmung. Wenn man blos den ersten Zweck erreichen wollte, könnte die Landesregierung leicht dazu gelangen. Der zweyte erfodert größere Aufmerksamkeit, um gemeinnützig zu werden. Es gehört dazu, daß man genau berechne, wie viel es in einem unvollkommenen Staate mehr kostet, die Vollkommenheit zu erreichen, als in den Staaten, wo diese Vollkommenheit allgemein ist, weil mit diesen im Absatze, oder im Preise, Gleichgewicht gehalten werden soll. Dieses ist in Ansehung der Berechnung der Prämien zu beobachten. In Ansehung der gleichen Vertheilung ist es nöthig, dahin zu sehen, daß der Grad der Vollkommenheit, welcher Prämien, oder eine Zulage des Staats verdienen kann, um auswärts in Concurrenz

 mit

mit andern Staaten zu Markt gebracht zu werden, genau bestimmt seyn.

Hier scheint der auswärtige Absatz die untrüglichste Probe zu seyn, wenn man nemlich bestimmte, daß allen wirklich auswärts abgesetzten Waaren der Verlust ersetzt würde, welchen die Versender darauf litten, wenn sie zu gleichen Preisen mit andern Nationen verkauften. Diese Methode hat aber verschiedene Schwierigkeiten, theils weil sie einen bereits geschehenen Absatz voraussetzet, den eigentlich die Prämien ermuntern sollen, theils weil sie in der Controlle beschwerlich ist, theils weil der rechte Maaßstab der Prämie dadurch schwer zu berechnen wird.

Diesen Maaßstab kann man blos nach Erfahrungen berechnen, das heißt, die Prämie für ausgeführte vollkommene Waare nach und nach so erhöhen, daß die Ausfuhr dadurch in ein ununterbrochenes Gleis gebracht werde. Hiezu gehöret anfänglich eine Bestimmung der Vollkommenheit, bis der Handel in Gang gesetzt ist, und es dahin kommt, daß die fremden Abnehmer die sogenannten Wrager der Versender werden, und über ihre Waare die eigentliche wahre Controlle führen.

Ohne mich wegen Bestimmung der Vollkommenheit anderer Waaren in weitere Untersuchungen einzulassen, will ich hier blos beym Korne stehen bleiben. Maaß und Gewicht geben die sichersten Regeln, das Verdienst desselben zur Prämie zu bestimmen, und wenn diese Regeln festgesetzt sind, kann man anfangs eine kleine, und, hilft diese nicht, eine größere Prämie für ausgeführtes Korn von der vorgeschriebenen Güte bestimmen, da denn Spekulanten bald ausrechnen werden, ob sie bey der Prämie

bestehen

bestehen können, oder nicht. Auf diese Art ist in einigen Städten Dännemarks eine Prämie für jede ausgeführte Tonne gesalzenen Fleisches bestimmt worden.

Dieses wären dann die Mittel, die, ohne dem allgemeinen Interesse, oder auch dem Privatinteresse zu schaden, in so ferne solcher mit dem allgemeinen Interesse streitet, angewendet werden können, den Ackerbau zu befördern und die Hervorbringung des Korns so zu vermehren, daß sowohl der Landmann, als die Industrie dabey bestehen können, und daß Consumptibilien weder fehlen, noch zu wohlfeil werden. Beydes ist gleich schädlich, und letzteres mehr, als ersteres.

Wo Consumptibilien fehlen, wird die Noth bald auf Auswege denken, wenn anders der Mangel nicht aus einem eingewurzelten Uebel herrühret, dem nicht leicht abgeholfen werden kann. Wenn blos Mißwachs, augenblickliche Stagnation des Handels durch zufällige Ursachen, als Untergehen von Kornschiffen, Kriegszurüstungen und dergleichen, Mangel verursachen, tritt der Ausspruch des Italiäners ein, daß Bedürfniß und Ueberfluß, bisogno e abondanza, immer auf einander folgen.

Wo Consumptibilien zu wohlfeil sind, da muß es an Abzug oder an Käufern fehlen, entweder weil die Waare zu schlecht ist, oder weil die Käufer abgeschnitten sind. Hier muß nothwendigerweise der umgekehrte Fall eintreten; Ueberfluß muß Mangel erzeugen, und dieser Mangel gehört zu den eingewurzelten Uebeln, welche nicht so leicht abzuändern sind.

Schon

Schon aus diesem Gesichtspunkte hatte Colbert Unrecht, die Consumptibilien wohlfeil zu machen, um den Manufakturisten das Leben zu erleichtern. Er irrte aber noch mehr in Absicht seines Vorsatzes selbst. Die Prämie, welche er durch seinen gezwungenen Kornhandel dem Landmanne auferlegte, dem Manufakturisten zu zahlen, war nichts als eine Pension, welche dieser erhielt, weniger arbeiten zu dürfen. Dieses ist immer der Fall, wo Consumptibilien zu wohlfeil sind, und Bedürfniß nicht mehr den Arbeiter zum Fleiße antreibt, der, wenn er einmahl erweckt ist, dem Menschen eigen wird, und durch den Lohn, den er mit sich führet, ihn immer mehr und mehr zur Arbeit ermuntert.

Die Menge der Bettler und Ledigggänger, der Umläufer mit Früchten, und anderer müßiger Menschen nimmt daher immer an den Orten überhand, wo die Lebensmittel zu wohlfeil sind.

Dieses Uebel wird noch größer an den Orten, wo die mehresten Auflagen auf dem Landmanne liegen, wo, wie durch Berechnungen dargethan ist, der Bauer mehr an Kosten und Steuern bezahlen soll, als sein Ertrag einbringt, wo er daher vom Guthsherrn unterhalten werden muß, oder mit den Steuern in Rückstand bleibt, und wo er nur durch einige Vortheile der Viehzucht, oder durch kleine Nebenvortheile sein kümmerliches Leben aufhält. Hier wird es die größte Härte, und zugleich fließt ein sicherer Verlust für den Staat daraus, wenn dem Landmann der billige Preiß seiner Produkte entzogen wird. Billig sollte die Gesetzgebung sich vorzüglich mit der Classe seiner Landleute beschäftigen, und für deren Wohl sorgen. Der Ackerbau ist gleichsam der Herr des Staats, alle andere

andere Gegenstände der Staatswirthschaft sind die Diener desselben; Adam Smith sagt daher, daß England seine Größe vornemlich seinen weisen Ackergesetzen zu danken habe. In den meisten andern Staaten gehet man umgekehrt zu Werk, der Landmann spielt die gebeugteste, elendeste Rolle. Um nicht dem Vorwurf ausgesetzt zu seyn, zu vieles zu sagen, will ich unsern Italiäner auftreten lassen, der von dem Landmanne in Italien, diesem von der Natur so sehr beglückten Lande, folgende Schilderung macht: Vediamo il miserabile contadino, nudo le gambe, e scalzo; egli ha sul suo corpo il valore di tre, o quattro lire e non più; egli mangia un pane di segale e di miglio; non mai beve vino; rarissime volte si pasce di carni; la paglia è il suo letto, prima d'avere una moglie; un meschino tugurio è la sua casa; Stentatissima è la sua vita e faticosissimi i suoi lavori. Egli si consuma e si logora fino all' ultima vecchiaja senza speranza d'arricchire, e contrastando colla miseria per tutto il de' suoi giorni; null' altro bene raccoglie se non quello che accompagna una vita semplice, e che producono l'innocenza, e la virtù.

Von dieser Materie wird in der Folge noch verschiedenes vorkommen. Ich breche sie hier ab. Mögte in jedem Staate ein treues Gemählde von dem Zustande des Landmannes gemacht werden; glücklich ist dann der Staat, wo der Menschenfreund gerne bey dem Gemählde verweilt! Wahre Weisheit regieret dort.

II. Mit-

II. Mittel gegen das überhand nehmende Betteln.

Die Mittel gegen das überhand nehmende Betteln werden heutiges Tages, da man überall Industrie zu befördern sucht, aus der Absicht angewendet, um müßige und ledige Hände arbeitsam zu machen. In ältern Zeiten gehörten die Armenstalten zu den milden Stiftungen, die aus übel verstandenen Religionsempfindungen flossen, und oft auf dem Krankenlager durch Ueberredungen abgenöthigt wurden. Nachher hat man sie zu der Polizeyordnung gerechnet, die Gassen und Wege vom losen Gesindel zu reinigen, und die Prachtliebe der Fürsten und der Nationen hat sich damit verbunden, wie Ludwig der vierzehnte das Hotel der Invaliden, und William der dritte das Seehospital zu Greenwich zu erbauen, welche man noch itzt als Muster väterlicher Fürsorge für verstümmelte Helden anführen höret. Die wahre Absicht, die man bey allen Einrichtungen haben sollte, welche auf die menschliche Gesellschaft Beziehung haben, diese nemlich, den Menschen zu dem Grade der Nützlichkeit und Brauchbarkeit zu führen, zu der ihn seine Kräfte fähig machen, ist nie bey Armenanstalten beobachtet worden. Erst seit einiger Zeit ist man ernstlich darauf bedacht gewesen, die aus ganz andern Absichten gemachten Stiftungen zur Industrie anzuwenden. Daher sind Zucht- und Werkhäuser in Fabriken, und Hospitäler in Spinnschulen verwandelt worden, und man hat vortrefliche und mit Akademischem Preise gekrönte Schriften über die besten dahin gehörigen Einrichtungen.

Wir müssen hier, um ordentlich zu verfahren, eine in der Natur der Stiftungen dieser Art gegründete Eintheilung

theilung beobachten. Der Zweck der öffentlichen Anstalten ist entweder muthwillige Lediggänger, loses Gesindel, und dahin zu rechnende wirkliche Verbrecher zu strafen, oder auch kranken, alten, hülfslosen, nackten und verlassenen Armen Unterstützung zu geben. Aus dieser zwiefachen Hinsicht entstehen die doppelten Vorkehrungen, theils der Zwangsmittel gegen vorsetzliche Elendige, theils Hülfs- und Errettungsmittel gegen unglückliche Elendige. Beyde sind, dem ersten Anblicke nach, so weise, so heilsam, so menschlich, daß sie Bewunderung und Beyfall zu verdienen scheinen. Eine nähere Untersuchung aber, und eine bewährte Erfahrung zeigen völlig das Gegentheil.

Um eine richtige Untersuchung anzustellen, muß man die Quellen der Armuth und des Elends aufsuchen; findet man alsdenn, daß die dagegen gebrauchte Mittel die Quellen verstopfen, so sind sie richtig und gut; thun sie das aber nicht, so sind sie weiter nichts, als eine Warte und Pflege der Armuth, deren Quellen dadurch immer ergiebiger werden.

Wenn wir Menschen und Staaten, oder Nationen, betrachten, müssen wir zugestehen, daß die menschliche Natur, und die übrigen Gesetze der Natur, nicht Schuld an das in geselligen Staaten herrschende Elend sind. In dem rohesten Zustande der Gesellschaft giebt es keine Hülfslose oder Bettler. Jeder ernährt sich und lebt, und die wenigen, die Alter oder Krankheit halben, sich nicht ernähren können, finden eine Zuflucht bey den Ihrigen, die bey dem geringen Grade der Schwäche, dem Alter und Krankheit bey dem rohen Menschen ausgesetzt sind, sehr leicht zu erhalten ist. Aber nicht allein wilde Nationen beweisen, daß Armuth nicht eine Eigenschaft der

Mensch-

Menschheit sey, sondern ebenfalls blühende Staaten. Amerika, fast ein Welttheil, hatte, da es unter Brittischem Scepter in dem schnellsten Fortgange des Emporwachsens war, wie Burnaby bemerkt, in einer Länge von sechshundert Meilen keinen einzigen Bettler; Holland, dies Vaterland des Fleißes, ist arm an Bettlern so wie an milden Gaben. In Sachsen herrscht fast überall der größte Fleiß, hin und wieder ist die unter den Weintragenden Felsen ersparte Erde selbst, eine Wirkung der Industrie, die Aecker und Landwege sind mit Obstbäumen eingefaßt; im Frühjahre sieht man die Kornfelder mit Weibern und Kindern bedeckt, das Unkraut auszujäten; die größte Reinlichkeit herrscht im Anzuge der Landleute von weißgebleichtem Leinen, und Sachsen hat nicht ein einziges Armenhaus! Sind diese Beyspiele noch nicht überzeugend genug, daß Armuth kein nothwendiges Uebel sey, so werden wir uns noch mehr davon versichern können, wenn wir den Gegensatz der Länder nehmen, wo das Betteln allgemein ist, obgleich es nicht an Armenanstalten fehlet. Hier ist gleich Italien ein auffallendes Beyspiel. Nicht sowohl der dortigen Armenverpflegungen halben, da, die Seminarien der Unwissenheit und der Trägheit, die Klöster, ausgenommen, den Fremden die eigentliche Armenanstalten wenig bekannt sind, sondern der Armuth selbst halben, die überall in Italien herrschet, obgleich Clima, Boden, Naturprodukte, Lage zur größten Fruchtbarkeit und zum leichtesten Absatz, folglich zum blühendsten Wohlstand einzuladen scheinen. Alle Reisende, die nicht blos für Alterthümer, die auch für Menschen- und Staatenkenntniß gereiset sind, stimmen darin überein, daß der große Haufen daselbst weit ärmer, nackter, schlechter behauset und genährt ist, als das Volk in den

kälte-

kältesten nördlichen Gegenden, wo Clima, Boden, Produkte und Lage fast abschreckend für die Menschheit sind, und wo das, was dem Italiäner als Arbeit auferlegt ist, dem Bewohner Vergnügen und Erhohlung scheinen würde, könnte er so glücklich seyn, die südlichen Beschäftigungen mit seinen nördlichen Lasten zu verbinden. Woher dieser Contrast, woher kömmt es, daß Italien mit seinem Wein und Oehlbau, mit seiner Viehzucht, mit seinen Früchten und Getreide, mit seiner zum Handel bequemen Lage, da es gleichsam aus Europa hervorragt, und sich nach dreyen Welttheilen umsieht, daselbst seine Reichthümer zu verbreiten, ein ärmeres Volk hat, als Norden, wo der Bewohner Felsen durchwühlen muß, Eisen und andere Metalle aufzusuchen, wo es in dem größten Theile des Jahres eine schwere Arbeit scheint, blos in der freien Luft zu gehen, und sich von Kälte erstarren zu lassen, wo, ebenfalls den größten Theil des Jahres lang, die umliegende Meere unzugänglich sind, und alle Handelsgemeinschaft mit andern Staaten abschneiden, und überhaupt das Land in einer Entfernung liegt, in der es, da schon in Italien der Sitz der höchsten menschlichen Größe blühte, dem cultivirten Theile von Europa noch ganz unbekannt war. Können wir hier sagen, daß Armuth das Loos der Menschheit ist, und, wie für unvermeidliche Krankheiten, dafür Heilungsmittel aufgesucht werden müssen? Wäre dies, so müßte Italien das Paradies und Norden das Hospital der Menschheit seyn.

Wir finden einen Contrast, der vielleicht noch auffallender ist, als der, welchen Italien im Gegensatz mit Norden darbietet. Hier sind Reichthümer und Vorzüge der Natur im umgekehrten Verhältnisse mit dem Zustande der Bewohner, aber in England finden wir selbst Fleiß

 und

der Geistlichkeit, um der Religion willen, weit mehr zu empfehlen, als die Pflege des Müßiggängers in Hospitälern.

Wenn man in einem Staate, wo die öffentlichen Armenanstalten, wie man gemeiniglich sagt, vortreflich sind, die Fonds berechnete, welche in denselben stecken, und dazu die jährlichen Beysteuern summirte, dagegen aber die geringe Zahl der dadurch unterhaltenen Armen, den geringen Grad der dadurch verschaften Wirksamkeit, und die noch übrige Menge herumlaufender, und Länder und Städte überschwemmender Bettler in Anschlag bringen wollte, so würde man erstaunen, daß mit so großen Mitteln so wenig gewürkt, so wenig in der menschlichen Gesellschaft gebessert wird, und also sehr von der Ehrfurcht zurückkommen, welche man für Armenanstalten, diesen eigentlichen Verewigungen der Armuth, hat.

Einsichtsvolle Männer, die man allgemein als solche ehrte, die ihr Vaterland kannten, haben mir versichert, daß es Staaten giebt, in denen die Fonds öffentlicher Stiftungen auf fünf Millionen Thaler gehen, womit jährlich 5000 Arme erhalten werden. Wenn man nun hier in Anschlag bringt, daß durch den erhöhten Preis der liegenden Gründe nach jetzigem Werthe dieser Fonds verdoppelt werden könnte, wie der berühmte Necker in seiner abgelegten Rechnung mit gutem Grunde behauptet, so entstehet ein Capital, welches, so bald es durch Industrie in gehörige Circulation gesetzt werden könnte, mehr als 400,000 Rtlr. an Interesse eintragen würde. Scheint es nun freilich nicht sogar viel, auf einen einzelnen Menschen achtzig Thaler zu rechnen, worin noch die Unterhaltungskosten der Gebäude, Vorsteher u. s. w. einbegriffen

griffen sind, so wird doch die Summe beträchtlich, wenn man bedenkt, daß sie angewendet wird, um 5000 Menschen dem Staate zu entziehen, und also für die Reproduktion im Lande das Capital und die Zinsen zu verliehren, die blos zur Consumtion *) angewendet werden. Ausserdem müssen noch die jährlichen Armenbeyträge in Anschlag gebracht werden, welche ebenfalls ein Verlust sind, der von dem zur Reproduktion im Lande circulirenden Fond entzogen wird, den Consumtionsfond zu vermehren.

Ich will die hier angeführte Berechnung nicht als richtig behaupten, (da es auf genaue Erörterung ankommt, worin die Fonds der milden Stiftungen bestehen,) sondern sie nur als ein Beyspiel gelten lassen, wie der Oekonomische Nutzen der Armenanstalten zu berechnen ist, welcher, wie wir gesehen haben, ganz mit den moralischen Rücksichten zusammen stößt. Der Herr Professor Büsch führt an, daß Hamburg jährlich 500,000 Mark Lübsch an Armenbeysteuern zusammen bringe. Sollte diese blühende Handelsstadt, in der es dem Arbeiter nicht an Gelegenheit fehlen kann, sich durch seinen Fleiß Unterhalt zu schaffen, wirklich 5000 Arme haben, wovon einer mit hundert Mark jährlich erhalten werden kann, so würde freilich diese Summe für die Unterhaltung eines Menschen sehr

*) Wenn innere Consumtion in einem Staate angewendet wird, die Reproduktion zu vermehren, das heißt, wenn der Verzehrer zugleich Arbeiter ist, so ist sie nützlich. Wenn aber die Reproduktion im Lande blos zur Consumtion führet, so ist das darauf verwandte Capital ganz für den Staat verlohren.

sehr geringe seyn, es gehört aber eine Stadt dazu, die so reich ist, wie Hamburg, um in einem so kleinen Bezirke jährlich ein Capital von 500,000 Mark aus dem Reproduktionsfonds zur Consumtion von 5000 Müßiggängern anwenden zu können. Man kann, deucht mich, keinen mehr in die Augen fallenden Beweis haben, zu welchem Grade die Armuth durch übelverstandene Armuthspflege getrieben werden kann.

Man kennet aus den Zeitungen die Berechnungen, welche in England und in Frankreich über die dortigen beyden große Hospitäler für Seeleute und Invaliden, laeso et invicto militi, gemacht sind. Diese Berechnungen beweisen, daß, wenn die Revenüen der Fonds ganz zur Unterhaltung der alten Krieger angewendet werden würden, weit mehrere unterhalten, oder auch die jetzt unterhaltenen weit reichlicher versorgt werden könnten. Bekanntlich ward in England derjenige, der die unrechte Anwendung der zur Verpflegung der Matrosen ausgesetzten Fonds dem Parlemente vortrug, dem Volke durch eigennützige Verläumder, als ein solcher vorgestellet, der das Hospital zu Greenwich ganz über den Haufen stoßen, und verstümmelten Seeleuten ihr Gnadenbrod rauben wollte, und daher entging dem ehrlichen Engländer eine Parlementswahl. Demungeachtet wage ich es, zu behaupten, daß die meisten Hospitäler mehr für die Oekonomie der Vorsteher, als diese für die Hospitäler da sind, und es zu wünschen wäre, daß der Vorschlag einsichtsvoller Männer, da, wo bereits Hospitäler sind, den Fonds der Armuth in den Fonds des Fleißes zu verwandeln, Aufmerksamkeit erregen mögte.

Nach-

Nachdem wir bisher die gemeiniglich gegen die Armuth oder gegen überhand nehmendes Betteln angewendete Mittel des Zwanges, und des Unterhaltes untersucht haben, ist nun noch übrig von den richtigern Vorkehrungen zu reden, die ein Staat zu treffen hat, um dem Betteln oder der Armuth vorzubeugen. Ich glaube, daß hiezu weiter nichts gehört, als allgemeine Leichtigkeit, durch Händearbeit Nahrung finden zu können. Wo diese Leichtigkeit herrscht, wo menschliche Einrichtungen nicht die Nahrungswege erschweren, da bedarf es weiter keiner Vorkehrungen zum Besten der Armen, da dürfen erwachsene Menschen nicht wie Kinder behandelt werden, denen man das Essen in Mund reichen muß, sondern man kann, wenn alles gehet, wie es gehen soll, das Schicksal jedes Menschen dem überlassen, der die Lilien auf dem Felde kleidet, und der dafür gesorgt hat, daß es keinem, der nicht selbst Schuld daran ist, am Nothwendigen fehle.

Die natürlichste, ja selbst die nothwendigste von allen Grundregeln der menschlichen Gesellschaft scheint die zu seyn, daß ein jeder Mensch seine Kräfte, Einsichten, Fähigkeiten nach eigenem Gutdünken zu seinem eigenen Besten anwenden könne, so daß der ganzen Gesellschaft kein Schade daraus erwachse, oder, welches einerley ist, die öffentliche Sicherheit nicht dadurch gestöret werde. Diese Regel, welche in der menschlichen Natur, in dem Rechte der Selbsterhaltung, und selbst in der Aufrechterhaltung geselliger Staaten gegründet ist, haben wir durch unsere Einrichtungen fast ganz über den Haufen geworfen, und fast keinem ist es vergönnt, nach eigenem Antriebe von seinen eigenen Kräften zu seinem Besten Gebrauch zu machen, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, den

Fonds seiner eigenen Fähigkeiten zu exploitiren; die freie Verwaltung, oder Disposition, über sein Eigenthumsrecht an ihm selbst ist dem Menschen geraubt, und sein Thun und Lassen gewissen bürgerlichen Regeln und Zwange unterworfen, welche der bürgerlichen Freiheit und der Selbsterhaltung gerade entgegenstreben. Der bürgerlichen Freiheit kann man nicht laute Lobreden genug halten; aber warum sollte ich es unternehmen, da eine weit beredtere Feder, als die meinige, und, welches weit mehr ist, da ein Freiheit empfehlender Landsasse es neulich unter uns Dänen in einer Schrift gethan hat, die wir nicht genug lesen können.

Die größten Quellen unserer Uebel sind nicht in Irthümern des Verstandes, oder in Vorurtheilen aufzusuchen, welche aus falschen Vernunftschlüssen fließen. Dieses zu behaupten, hieße dem Verstande seine Würde rauben, der den Grad der Reife hat, wenn man ihn zu Rathe ziehet, richtig zu beurtheilen, was in der Bahn der Menschheit richtig, oder falsch ist. Mit besserm Grunde suchen wir unsere Uebel in dem moralischen Menschen, der überhaupt genommen, in allen politischen, statistischen, und ökonomischen Untersuchungen hauptsächlich in Betrachtung genommen werden sollte, da Moralität die Hauptsache bleibt, auf die das Schicksal unsers Daseyns, und mithin auch des Daseyns der Staaten beruhet.

In diesem Gesichtspunkte wird sichs bald zeigen, daß Stolz und Eigennutz die eigentliche Triebfedern sind, welche die Menschen veranlaßt haben, den ebenen und sichern Weg der bürgerlichen Freiheit zu verlassen. Der Stolz, ein öffentliches Gepräge zu tragen, wodurch man für besser, als andere erkläret wird, oder auch, seinen

Neben-

Nebenmenschen gewissen Vorschriften zu unterwerfen; der Eigennutz, für den Schaden der ganzen Gesellschaft zu erklären, was, gemeiniglich fälschlich beurtheilet, für Schaden des Privatinteresse genommen werden kann, oder auch der Eigennutz einiger kleinen Privatvortheile, haben die Folge von monopolischen und ausschließenden Grundsätzen veranlasset, welche sich, zum Schaden der Gesellschaft, so wie der einzelnen Glieder derselben, fast in alle Zweige der Gewerbe ausgebreitet haben.

Ehe ich die wichtigsten hieher gehörigen Grundsätze einzeln durchgehe, wird man mir erlauben, noch eine allgemeine Betrachtung anzustellen, welche bey allen Angelegenheiten der Staaten Rücksicht zu verdienen scheinet. Dieser ist, daß der Trieb zur wahren Vollkommenheit weit geringer in den mehresten Menschen ist, als der Trieb zur scheinbaren Vollkommenheit. Worin dieses liegt, kann ich nicht untersuchen, und gehöret nicht hieher. Genug, daß die Erfahrung es jedem aufmerksamen Auge beweiset. Unsere mehresten angenommene Vorzüge sind auf Vernichtung innerer Vorzüge gegründet, und da jene also nicht erreicht werden können, ohne den Tugenden zu schaden, welche der Menschheit eigen sind, wir aber doch die Nothwendigkeit der Tugenden fühlen, haben wir eine neue Tugend, die Klugheit, erfunden, welche edlere Männer, deren Rechtschaffenheit ihnen Klugheit war, mit falschem Ausdrucke, die Tugend kleiner Seelen genannt haben, die aber nichts, wie ein Betrug ist, an dem sich schwache Menschen vergnügen.

Für Staaten sollte man völlig umgekehrt urtheilen, und die wahre Vollkommenheit, mit Zurücksetzung der scheinenden ermuntern. Um diesen Zweck zu erreichen,

 müßte

müßte man alle Mittel aufsuchen, dem Verdienste Gelegenheit zu schaffen hervorzubringen. Dieser Satz, der allgemein wahr ist, kommt hier nur in Rücksicht auf Gewerbe, oder Industrie in Betrachtung, und sollte billig auf alle Fälle, wo er paßlich ist, angewendet werden, um das Beste der Menschheit und das Wohl der Staaten zu befördern. Jeder unpartheyische Beurtheiler wird dieses bey folgenden Hauptsätzen thun, und dabey zugleich die vorhin angestellten Betrachtungen zu Rathe ziehen können. Hieher gehören:

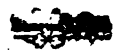
I. Die Eintheilung in Stadt- und Landgewerbe.

Wenn wir, um ganz frei von Vorurtheilen zu urtheilen, und den Schleier wegzuschieben, den das gekünstelte Gewebe unserer Einrichtungen vor unsern Augen gezogen hat, die Erde mit ihren Bewohnern im ökonomischen Gesichtspunkte betrachten, das heißt, in Absicht der Erde, auf die Produkte derselben, und in Absicht der Menschen, auf ihre Fähigkeiten in Veredlung und Gebrauch der Produkte, unsere Aufmerksamkeit richten, so muß es uns lächerlich und ungereimt vorkommen, daß wir nach Steinpflaster und Sandwegen, nach Ringmauern und offenen Feldern, eine Eintheilung angenommen haben; daß wir die Produkte der Erde und die Behandlung derselben verschiedentlich beurtheilen, wenn Menschen haufenweise und wenn sie zerstreuet bey einander wohnen. Wie dieses auf Erzeugnisse und Thätigkeit wirken, selbige vermehren oder vermindern könne, neue Gelegenheit dazu darbiete, andern Gelegenheit benehme, kann man leicht ermessen. Wie dieses aber Erzeugnisse und Thätigkeit, so wie selbige der Natur der Dinge nach eintreten, einer zwiefachen Beurtheilung unterwerfen

könne,

könne, ist in der That nicht einzusehen. Es ist, um durch ein Beyspiel mich deutlicher zu erklären, natürlich, daß Ackerbau nicht in Städten, und Schiffarth nicht auf dem Lande getrieben werde, weil Ackerbau freies Land, und Schiffarth Häfen erfodert, die zu Städten Anlaß geben. Die mehresten Ackersleute werden daher auf dem Lande, und die mehresten Rheder und Schiffsbauer in Städten wohnen. Dieses giebt sich von selbst, und ist in der Natur der Sachen gegründet, folgt aber hieraus, daß kein Bürger den Pflug treiben, oder eine Kuh halten darf, und daß kein Gutsbesitzer, oder Landmann ein Schiff bauen oder ein Boot führen, oder seine Schuhe von seinen Fellen verfertigen dürfe?

Einige werden freilich behaupten, daß dadurch die Natur der Sachen ganz verändert werde, und daß, da Städte ihre angewiesene Nahrungswege haben, und das Land wiederum die Seinigen, beyde nicht verwechselt werden dürfen, sondern ihre angewiesene Grenzen beobachten müssen. Dieses kann nur denen so scheinen, welche alles in den menschlichen Einrichtungen, und nichts in der eigentlichen Sachenbeschaffenheit suchen, welche vieles für jene künsteln zu müssen, und diese ganz versäumen zu können glauben, und daher überall Regeln und Vorschriften, die Menschen zu lenken, nöthig erachten. Wer dagegen den natürlichen Lauf der Thätigkeit und der Erzeugnisse zu Rathe ziehet, der wird finden, daß man weiter keine Regel nöthig hat, als den Kräften und Fähigkeiten der Menschen die freie Behandlung der Dinge zu überlassen, welche sich seiner Bearbeitung darbieten, und daß daher Stadt- und Landgewerbe weiter keine wesentliche Beziehung auf Staatseinrichtungen haben könne, als etwa den Unterschied zu machen, den Verschiedenheit



des Climas, oder des Bodens, veranlasset, da dort Felsen mit Wein, hier Aecker mit Korn, bebauet werden, dort Weizen, hier Zuckerrohr, wächset, dort Bergwerke, hier Wälder, zu nutzen sind, überall aber Erzeugnisse und Thätigkeit die einzigen Rücksichten bleiben.

Es ist mir nicht bekannt, daß man Bürgern in den Städten verwehret habe, Landgewerbe zu treiben, aber es ist allgemein, den Landleuten zu verbieten, städtische Nahrung zu treiben. Warum man diesen Unterschied gemacht hat, weiß ich nicht, da es doch eben so natürlich ist, auf dem Lande Schuhe und Kleider zu tragen, und Tobak oder Salz zu kaufen, als in den Städten frische Milch zu essen und Sahne zum Kaffee zu trinken. Wir haben in allen Ländern Landstädte genug, die vom Ackerbau und der Viehzucht leben, wir haben aber dagegen wenig Landgegenden, in denen die Niederlassung der Handwerker, und der Verkauf der nothdürftigen Artikel, ja nicht einmahl die erste Veredlung der Produkte, als z. B. das Gerben der Häute, frei ist.

Da man nun dieses unmöglich aus der Beschaffenheit des Stadt- und Landgewerbes, selbst nach den menschlichen Einrichtungen, erklären kann, so nimmt man gemeiniglich zwo andere Ursachen an, die Einschränkung und Bestimmung der Gewerbe zu vertheidigen. Die eine Ursache ist die Aufnahme der Städte, und die zweyte die ungleiche, oder die verschiedene Beschaffenheit der Abgaben in den Städten und auf dem Lande, wie, zum Beyspiel, Consumtion, Steinpflüge, Zölle, Einquartirungen und dergleichen.

Es würde mich viel zu weit führen, wenn ich hier von den Taxen und Abgaben besonders reden wollte, da

dazu

dazu eine völlige Prüfung des Systems der sogenannten Oekonomisten gehöret. Adam Smith hat hierüber so viel gründliches gesagt, daß ich, wenn es auch mein Zweck erlaubte, nichts hinzuzusetzen finden würde. Ich kann aber die Erörterung der Abgaben, la théorie des impots, hier mit desto größerm Fuge übergehen, da vermuthlich keiner den Grundsatz läugnen wird, daß je mehr Städte in Aufnahme kommen, desto leichter die Abgaben entrichtet werden können, diese Abgaben mögen nun von dem Fleiße der Bürger, oder von dem Werthe der Landesprodukte genommen seyn. Kann man also in Absicht der Aufnahme der Städte beruhiget werden, so kann man es auch in Absicht der Auflagen. Ich werde daher bey jener stehen bleiben.

Wir können hier, meines Erachtens, nicht gründlicher verfahren, als wenn wir die von den Oekonomisten gemachte Eintheilung der Staatsbürger in vier Classen zum Grunde legen, nemlich der hervorbringenden, der zwischenhandelnden, der verzehrenden und der regierenden, oder vertheidigenden Classe. Mehrere Arten der bürgerlichen Bestimmung oder des bürgerlichen Berufs giebt es nicht. Diejenige, welche hievon sich am meisten für Städte passet, ist die Classe der Zwischenhändler. Ich will hiemit nicht sagen, daß die Bürger der Städte blos sich mit Vertreibung der Produkte und dem daraus fließenden Eintauschen auswärtiger Produkte beschäftigen sollen, und eben so wenig will ich behaupten, daß dieses Geschäfte der Zwischenhandlung gar nicht für das Land gehöre. So wie es unter den Menschen keinen giebt, der blos zu einer von den vorgedachten Classen gehöre, indem alle zugleich Verzehrer sind, und einige Menschen mehrere, wo nicht alle vier Classen in einer Person ver-

einigen können, so kann man auch das Gewerbe des Hervorbringens und des Vertreibens des Hervorgebrachten nicht einem gewissen Stande anweisen. Nur so viel habe ich sagen wollen, daß die Natur des Vertreibens von der Art ist, daß es Menschen an gewisse dazu bequeme Orte in einem Haufen versammele, und an Häfen, Flüssen, oder auch mitten im Lande Städte bilde. Kurz, in Ländern, wo ein richtiges Verkehr geführet wird, ist die Vertreibung der Erzeugnisse und die Herbeyschaffung des Nothdürftigen aus der Fremde, ohne Zwang, ohne bürgerliche Lenkung, blos aus der Natur der Sache, das Hauptgeschäfte der Städte.

Räumt man dieses ein, so bedarf der Zwischenhändler weiter keiner Fürsorge, als so viel, als möglich die Erzeugnisse immer zu vermehren, um ihm alle Hände voll zu thun zu geben. Wo dieses geschiehet, hat er keine Ursache zu klagen, der Handel nimmt zu, und durch ihn die Aufnahme der Städte. Ich rede hier nicht von dem Zwischenhandel der an großen Handelsplätzen zwischen einem Staate und dem andern geführt wird. Dieser wichtige Gegenstand bürgerlicher Nahrung oder der eigentliche Commißions- und dahin einschlagende Theil des Speculationshandels gehöret nicht zu meinem Zwecke.

Eben so wenig wird es nöthig seyn, zu zeigen, warum sich der Zwischenhandel nach Städten ziehet, aber leicht ist es zu beweisen, daß die eigentliche Hervorbringung nicht für Städte gehöre. Dieser Beweis liegt darin, daß man nicht einen einzigen zureichenden Grund hat, warum die Hervorbringung in Städten seyn solle, aber viele, um darzuthun, daß es schädlich ist, die Hervorbringung nach Städten zu verlegen.

Unter den Hervorbringungen, die man gemeiniglich Städten vorbehält, werden die Veredlungen fremder und einheimischer erster Materie verstanden. Diese Industrie hat man größtentheils zum Städtischen Gewerbe gerechnet. Dabey ist zu bemerken:

1) Die Bevölkerung eines Staats hat ihre Quelle auf dem Lande. Diese kann nur durch Gewerbe zunehmen; wo sie nicht zunimmt, ist es umsonst, an Industrie zu denken. Man kann hieraus schließen, was man von der erkünstelten Industrie der Städte denken darf, worin selbst der herrschenden Einrichtung zufolge, nie die Vermehrung ernährender Hände zunehmen kann.

2) Auf dem Lande kann die Industrie zu wohlfeilern Preisen arbeiten, als in Städten. Hausmiethe und andere Ausgaben der Art sind weit leidlicher. Der Hausstand wird durch verschiedene Mittel erleichtert, welche sich der Fleiß zu verschaffen weiß. Die Arbeit wird häuslich, und Industrie mit anderer Handarbeit verbunden. Eltern arbeiten für Kinder, Dienstboten für ihre Hausherren, und Kinder werden zur frühen Arbeit gewohnt. Der Lux ist geringer und die Gelegenheit zu Ausschweifungen fehlet. Man arbeitet sechs Tage in der Wochen. Die Tage sind länger auf dem Lande, als in den finster verbauten Städten, wo der Arbeiter in engen Gassen das Sonnenlicht eine Stunde später erblickt, und eine Stunde früher verliehret, als der Arbeiter auf dem Lande, dem die erste Morgenröthe in die Fenster scheinet, und der eben so der untergehenden Sonne nachsehen kann. Wie in den Städten gearbeitet wird, ist allgemein bekannt. Kaum ist der Handwerker vier Tage beschäftiget. Die Sitten und der moralische Charakter der mehresten jungen Leute,

die

die von Staat zu Staat reisen, sind ebenfalls kenntbar genug, und, wenn es gleich Ausnahmen giebt, doch im Ganzen nicht mit einem fleißigen und seinen Hütten getreuen Landvolke in Vergleichung zu setzen. Nur ist auch auf dem Lande nicht aus der Acht zu lassen, daß Bevölkerung Wetteifern im Arbeitssuchen, und ein billig hoher Preis der Lebensmittel nothdürftigen Antrieb zum Fleiße verschaffen müssen, wie ich vorhin ausgeführet habe.

3) Unverhältnißmäßige Bevölkerung der Städte gegen die Bevölkerung des Landes ist schädlich.

Es ist, ungeachtet der Bemühungen eines Entiks und anderer Schriftsteller, wohl noch eine politisch unentschiedene Frage, ob ausserordentlich große Städte, wie London und Paris, einen Staat stärken, oder schwächen, ob sie die Reichthümer eines Landes vermehren oder vermindern, ob sie den öffentlichen Einkünften vortheilhaft, oder schädlich sind. Vermuthlich gehet es mit großen Städten, wie mit dem Privatvermögen der Menschen. Es ist besser, viele wohlhabende und bemittelte Einwohner zu haben, als einzelne Reiche. Doch kann man hierüber nichts gründliches sagen, ohne sichere Berechnungen zum voraus zu setzen, und diese kann man nur da anstellen, wo, neben den großen Städten, die Industrie des Landes so weit gediehen ist, als möglich, und man den daraus fließenden Nutzen, mit dem Vortheil, den große Städte bringen, vergleichen kann. Auf diese Art würde man vielleicht untersuchen können, ob Manchester, Leeds, Colchester, Norwich, und die ganze Gegend in Yorkshire und in Norfolk, wo für 6 Millionen Reichsthaler Wollenwaare verfertigt werden, und 70 bis 80,000 Menschen Unterhalt schaffen, oder andere in der

Indu-

Industrie des umliegenden Landes gegründete Städte, in der Balance des Staats mit London und seiner Größe in Verhältniß gesetzet werden können, oder nicht; das heißt, ob die eine Hälfte des Handels von England, den man London beylegt, dem Staate so nützlich ist, als die andere Hälfte, welche den andern Städten übrig bleibt. Einigen mögte vielleicht schon der Gedanke hinreichend seyn, daß da London das Sittenverderbniß auf den Grad treibt, daß Nationalgeist und Nationaltugenden dabey verlohren gehen, und der Staat mit Untergang bedrohet wird, der Landfleiß noch Altengland erhält.

Dieses will ich dahingestellt seyn lassen. Ich nenne die Bevölkerung der Städte unverhältnißmäßig gegen die Bevölkerung des Landes, wenn alles Gewerbe sich nach den Städten ziehet, und dem Lande nicht so vieles übrig bleibt, als nöthig ist, die Bevölkerung daselbst in dem Grade zu vermehren, wie es die Hervorbringung erfodert. Wo dieses geschiehet, da kann man sicher annehmen, daß auch in den Städten selbst nur ein sehr geringer Grad von Industrie und Bevölkerung herrschet. Dieses muß aber geschehen, wenn man dem Lande die Gewerbefreiheit nimmt, wie vorhin vorgekommen ist, als ich von der Aufnahme des Landes handelte, welches ich daher hier nicht wiederholen will.

4) Verschiedene Gewerbe gehören eigentlich fürs Land, und passen sich nicht für Städte. Hieher gehört, was ebenfalls vorhin von Landfabriken gesagt ist. Das Leinweben ist in Dännemark durch eine königliche Verordnung auf dem Lande frei erlaubt worden. Das Tuchmachen hat man durch versprochene Prämien daselbst zu ermuntern gesucht. Bisher ist der Wunsch, Wollweber

auf

auf dem Lande zu ziehen vergebens gewesen, außer dem, was etwa zum häuslichen Gebrauche verfertiget wird. Es ist nicht zu hoffen, daß die Jütländische Wolle zu Hüten und die Schaafsfelle zu Handschuhen verarbeitet werden, und daß diese beyde wichtige Manufakturen in Aufnahme gerathen, wenn man sie nicht, nebst den dazu gehörigem Gewerbe, des Fellbereitens und des Verhandelns der Wolle und der Häute in eine freie Landfabrike zu verwandeln sucht.

5) Diejenigen Gewerbe, welche dazu dienen, Geräthe und Kleidungsstücke zum Verbrauch im Lande und zum Dienst oder Nutzen anderer Gewerbe und Gewerbetreibenden Personen zu schaffen, passen sich nur an den Orten, wo sie erfodert werden, und müssen da, wo sie nöthig sind, zu finden seyn, weil sonst das Gewerbe, welches sie gebraucht, Aufenthalt und Vertheurung findet. Es ist nicht mehr Grund darin, dem Landmanne zu verbieten, seinen Wagen im Dorfe machen zu lassen, als Kohl bey seinem Nachbaren zu kaufen, da Gärtner mehr noch als Rademacher, zu Bürgern der Städte gezogen werden können. Um nur ein sehr einfaches Beyspiel anzuführen, kann dieses hinreichend seyn. In Dännemark kostet ein Spinnrocken einen Reichsthaler bis 1 Rthlr. und 8 ßch. und ein Haspel 40 ßch. Dagegen kosten in Deutschland Rocken und Haspel zusammen einen Reichsthaler. Dabey hat man in Jütland und andern Provinzen Mühe, Rocken und Haspel gemacht zu erhalten, wenn viele auf einmahl erfodert werden. Scheint es nun nicht natürlich, daß überall auf dem Lande Dreher wohnen müßten, die so wohlfeil, als möglich, ein so nothwendiges Werkzeug verfertigen könnten? Dieses trift bey allen Handwerkern ein, die dem Gewerbe, oder der Industrie

dustrie zu Hülfe kommen müssen, und eben so nöthig sind, als das Geräthe selbst, als Hacke und Pflug. Diejenigen, die Fabrikgeschäfte oder Gewerbe betreiben, sind am besten im Stande zu beurtheilen, wie beschwerlich es ist, bey jeder fehlenden Kleinigkeit Anstoß und Mangel zu finden.

Nimmt man diese Gründe zusammen, so kann man den sichern Schluß daraus ziehen, daß die blühendsten Städte in den Gegenden sind, wo eine uneingeschränkte und fleißige Landindustrie herrschet, und das Gewerbe keinen Einschränkungen unterworfen ist. So sind in Tondern in Holstein die Bürger wohlhabend geworden, blos weil auf dem Lande umher eine völlig freie Spitzenzubereitung ist. Sie würden in ihrem Gewerbe verarmen, wenn die Spitzenfabrikation durch Einschränkungen erschwert werden würde. Blühende oder vielmehr große Städte dagegen, die durch keine umliegende Landindustrie unterstützet werden, veranlassen eine Ungleichheit in der Circulation und vermehren eine schädliche Ueppigkeit, welche einem Staate nicht zum Vortheile gereichen kann. Ihre Größe rühret nicht von der Menge der Gewerbe her, sondern von andern Zufällen, wie z. B. in Paris von dem Hofe, von den daselbst ermunterten Künsten und Wissenschaften, von der Anwesenheit vieler Reichen und Großen, welche der Hof und die Anmuth des Aufenthaltes, die Vergnügungen und dergleichen herbeyziehen, von einem beträchtlichen Militairetat, von den vielen Fabriken der Mode, oder des sogenannten Geschmacks, welche ganz Europa, und auch noch in andern Welttheilen die Europäer bezaubern, von dem Lux, der aus dem Zusammenflusse aller dieser Umstände erzeugt wird. Man darf nur die Liste der verlassenen Frauenspersonen dieser großen

Stadt

Stadt ansehen, um zu beurtheilen, wie blühend daselbst das Gewerbe ist.

Wenn man Londons Macht, Reichthum und Größe in Anschlag bringen will, so muß man den Handel, oder, im richtigern Ausdruck, die Waarenbeherrschung, oder das Monopolium der beyden Indien in Abrechnung bringen, ehe man eine Vergleichung mit andern Städten Englands anstellen kann, welche einen blühenden Handel führen, den die Industrie und der Wohlstand der Landgegend umher gegründet hat. Der Hof, das Parlement, der Zusammenfluß von Menschen, die Londons berühmter Name herbeyziehet, haben ebenfalls einen großen Antheil an der Größe der Stadt; hiedurch wird indessen für die wahre innere Stärke des Gewerbetreibenden Staats nur wenig gewonnen.

Daß volkreiche Städte nicht immer der Schauplatz des Nationalwohlstandes sind, beweisen verschiedene Städte zweyter Größe. Mexico war, wie man erzählt, eine sehr volkreiche Stadt, einer sehr unglücklichen Nation. Rom selbst, das ehemahls mächtige Rom, wuchs, insonderheit unter den Kaysern viel zu sehr über das rechte Verhältniß seiner Bevölkerung in Beziehung auf sein Gewerbe; es stieg mit langsamem, muthigen und sichern Schritt zur größten Höhe, in der es Carthago zerstören und die Gallier überwinden konnte, und das Genie der Scipionen und Cäsar reifte, aber es fiel im schnellen Sturze gegen den Anlauf der Tartaren, als es die Macht der ganzen Erde in seinem Busen zu fassen schien. Griechenlands Städte waren klein, und, so wie die Reiche, wenig zahlreich an Bewohnern, und doch hielten sie die Perser zurück. Industrie und Fleiß blühten unter ihnen,

und

und Spartas unruhiger Geist sicherte sie gegen die Erweichung, die oft durch Künste und Wissenschaften entstehen. Aus der Vollkommenheit, welche diese erreichten, sehen wir, wie weit der Fleiß sich empor hob. Homers und Pindars Werke und Sophokles vom Volke gebilligte Tragödien konnten nur unter einem cultivirten Volke gedichtet werden; die ganze Odyssee ist ein Gemählde des Fleißes vom Phäacischen Hafen bis zum Gemache Helenens, oder vom Garten des Alcinous bis zum Eisen verkaufenden Mentes. Attica hatte seine Bergwerke, seinen Oehlbau und seine Schiffarth. Cos war wegen seiner Leinwand, und Scio wegen seiner Weine berühmt.

In unsern Zeiten sehen wir an Neapolis, daß nicht immer Bevölkerung und Fleiß in gleichem Schritte neben einander gehen. Außer den Mönchen, machen hier vierzig tausend nackte Lazaroni einen Theil der Bevölkerung aus. Constantinopel ist eine volkreiche aber in sich selbst eine sehr arme und schwache Stadt.

Nur die Städte sind wirklich nützlich und tragen zur Stärke und zum Wohlstande der Staaten ein Großes bey, welche der jährlichen Hervorbringung oder dem Gewerbe die letzte Hand bieten, und die Beyträge dazu liefern, welche gesammelt, und an gewissen, dazu vorzüglich bequemen Orten mehreren Nutzen schaffen, als zerstreuet im ganzen Lande. Je mehr die Quellen sind, welche in das Städtische Gewerbe fließen, je mehr Hände in Hände arbeiten, je mehr die Zahl der Verkäufer und der Käufer zunimmt, desto mehr kommen Städte in Aufnahme. Soll denn die Industrie in rechtem Gleise seyn, so müssen so viele Hände beschäftiget seyn, als möglich; je unerschöpflicher der Vorrath ist, desto besser. Städte werden

die Niederlagen und Handelnde die Verleger die Industrie. Beyde leben in der genauesten Gemeinschaft mit einander, der Abnehmer bemühet sich um Waaren, er lenkt und unterrichtet den Arbeiter durch den Geschmack aller Nationen, mit denen er ihn in Verbindung setzet; der Arbeiter bemühet sich dagegen den Beyfall seines Abnehmers zu erhalten, und durch neue Vollkommenheit oder neue Erfindungen die Aufmerksamkeit der Ausländer mehr an sich zu ziehen. Die Zahl der Käufer und der Verkäufer, die Menge des Vorraths und der Nachfrage halten einander das Gleichgewicht, so daß auf keiner Seite ein monopolisirender Ausschlag entstehen kann.

Wenn die Industrie in diesem Grade fortgehet, wird daraus der Erfolg entstehen, daß die letzte Verfeinerung gewisser Waaren, insonderheit derjenigen, welche die mehreste Beyhülfe aus der Fremde bedürfen, oder auch, welche der Kaufmann, um seiner Wahl gewiß zu seyn, unter seinen Augen endigen lassen will, sich nach den Städten ziehet. Ich will hier nicht der Lux und Modewaaren erwehnen, welche ihren meisten Absatz in Städten finden, und daher nur in denselben verarbeitet werden, wie, unter andern, die mehresten Gold- und Silberarbeiten, und die Arbeiten, welche in einiger Verbindung mit den schönen Künsten stehen, die vorzüglich die Städte lieben. Ich rechne hieher die Arbeiten, welche auf dem Lande verarbeitet werden, an denen aber in den Städten gemeiniglich die letzte Hand gelegt wird, wie zum Beyspiel das Tuchbereiten, und dazu gehörige Schönfärberey, die Appretur der wollenen Stoffe, die Verfertigung gewisser Seidenzeuge, da wo die Seide auf dem Lande gesponnen, gedoppelt, gezwirnt und gewunden werden kann.

Unter

Unter den Städten, welche ein in dem ungestörten Laufe der Industrie sicher gegründetes Gewerbe führen, kenne ich in der Nähe keine, die mehr zum Muster aufgestellt werden könne, wie Hamburg. Diese blühende Stadt hat zwar selbst kein Gebiet, in dem beförderte Industrie ihre Aufnahme begründen könne, aber die Industrie weit entlegener Provinzen tritt an die Stelle der eigenen. Der Weizen, der um Archangel wächst, die Leinwand, die Schlesien und Sachsen verarbeiten, der Caffee, den Martinique pflanzt, der Tabak, den die Pfalz, Hanau und Holland erzeugen, die besten Fabrikwaaren von allen Gegenden, sind für Hamburg eben das, was für Manschester die Spinner und Weber sind, die vor den Thoren wohnen. Die Stadt selbst ist nicht übermäßig bevölkert und hat wenig eigene Industrie, Zuckerraffinaderien und Cattundruckereyen, nebst einigen zur innern Consumtion gehörigen Artikeln, als Mützen und Strümpfe, etwas Meubelarbeit, einige Sammtweber und dergleichen ausgenommen, aber überall findet man Fleiß, Betriebsamkeit, Wohlstand, leichte Circulation, Ueberfluß an allen Waaren, welche nur die Nachfrage ersinnen kann, wenig überwiegenden Reichthum, aber viele ansehnliche Häuser, Achtung, die auf Bürgertugenden gegründet ist, Munterkeit zur Arbeit, Schnelligkeit und Thätigkeit in den Geschäften, Sicherheit, Geschicklichkeit und Treue bis zum niedrigsten Arbeitsmann und Dienstboten, Reinlichkeit und bis aufs äußerste getriebene Ordnung, sowohl in den bewohnten Kellern, als in den bequemsten Bürgerhäusern, die sich noch nicht bis zur thörichten und unbequemen Pracht der Palläste erhoben haben. Der herrschende Ton ist diesen Vorzügen angemessen, nicht gesucht, nicht übertrieben verfeinert, und

von allen Staaten scheint in der That derjenige der glücklichste zu seyn, wo man, wenn man nicht eben in Gesellschaften geräth, die eine Ausnahme machen, und die freilich überall unvermeidlich sind, bey dem wirklich nutzbaren Bürger, bey dem Manne von Geschäfften, den achtbaren Ton des vernünftigen und thätigen Mannes, und bey den Frauen den sittsamen Ton der Häuslichkeit antrift.

Diese Gedanken über Stadt- und Landgewerbe können zu weitern Betrachtungen Anlaß geben, welche auf jeden Staat besonders Beziehung haben. Ich will sie mit der allgemeinen Bemerkung schließen, daß die Land-Industrie wohlhabende Städte bilden muß, und daß nie die Kunst, die man anwendet, Städte groß und blühend zu machen, ein Land oder ein Reich wohlhabend, volkreich und mächtig machen wird. Von der in vielen Städten erzwungenen Industrie darf ich wohl nicht erst meine Meinung sagen. Sie gleicht den Gewächshäusern, in denen man fremde Pflanzen ziehet. So lange die Sonne aufs Fenster scheint, oder Ofenwärme das Clima mildert, Gärtner gut bezahlt und Treibhäuser gut erhalten werden, kann man kränkelnde Pflanzen erziehen. Schweden hat dies weiter getrieben, als irgend ein Staat. So lange dort die eine herrschende Parthey fast alle Aufmerksamkeit auf die Beförderung der Industrie wendete, und ansehnliche Summen dazu hergab, stieg das Gewerbe mit schnellem Fortgange. Sobald aber diese Parthey einer andern weichen mußte, die andere Begriffe hatte, die es für thöricht hielt, daß die ganze Sorgfalt der Regierung und die Erschöpfung der öffentlichen Einkünfte auf Erziehung von Spinnern, Webern, Schmieden, Maulbeerbäumen, Spanischen Widdern und Angorischen Ziegen gerichtet seyn sollte, verfiel auf einmahl das kostbar erkünstelte

künstelte Gebäude, und Alingsos ward wieder von einer blühenden Fabrikenstadt nichts als eine Rüstkammer voriger Versuche, wo man, wie in Arsenälen die Schwerter oder Beydehänder unserer Vorfahren, die im Lande erzeugte und gefärbte Ziegenfelle nebst andern Seltenheiten der Art vorzeigt, wo aber in der That nichts weiter von dem alten Ruhme zurück ist, als der Nahme des Stifters, Ahlströmers, dessen Nachkommen durch ihre Kenntnisse und Schriften das Verdienst ihres Ahnherren fortgepflanzet haben. — Aber es ist Zeit in den Hauptsätzen weiter zu gehen, welche dem Gewerbe zum Besten und der durch dasselbe abgeholfenen Armuth halben, in Erwägung gezogen zu werden verdienen. Hieher gehört

II. Die Einschränkung des Gewerbes durch Zünfte und Privilegien.

Da nunmehr die Aufklärung richtiger Grundsätze so weit gediehen ist, daß man, ohne sich dem Vorwurfe auszusetzen, zu weit in seinen Behauptungen zu gehen, als erwiesen annehmen kann, daß das Zunftmäßige im Gewerbe den doppelten, und der Absicht, die man bey Zünften hat, ganz entgegen laufenden Schaden verursacht, die Vollkommenheit in der Arbeit und die Ausbreitung des Gewerbes zu hindern, so würde es vermessen von mir seyn, einen Satz einer nochmaligen Untersuchung zu unterwerfen, den pragmatische Geschichtschreiber, wie Hume, durch die Geschichte der Staaten und ihres Emporkommens, und ökonomische Schriftsteller durch unwiderstehlige Gründe befestiget haben. Ich will mich nur einige Augenblicke bey dem aufhalten, was mir lange bey Zünften unbegreiflich geschienen hat. Dieses ist, daß auf der einen Seite Einwohner einer Stadt, und unter diesen

 diejeni-

diejenigen, welche an der gesetzgebenden Macht Antheil haben, sich allen den Unannehmlichkeiten unterwerfen, welche für den Käufer aus langsamen, schlechten und vertheuerten Arbeiten fließet, und daß auf der andern Seite Arbeiter ohne Murren die Schwierigkeiten ertragen, denen sie ausgesetzet sind, ehe sie zu der Ausübung ihres Gewerbes gelangen können, und auch noch, wenn sie die Freiheit erworben haben, es auszuüben. Erst jetzt fangen geschickte Arbeiter an, über die Lasten der Zünfte zu klagen und zu wünschen, daß sie von diesem Joche befreiet seyn mögten.

Ueberdenkt man jene Unannehmlichkeiten, welche auf beyden Seiten, sowohl für den Arbeiter, als den Besteller, aus den Zünften fließet, so hat man Ursache zu glauben, daß die Anhänglichkeit an dieselbe aus andern, vielleicht moralischen, Ursachen fließet, als aus dem bloßen Interesse der durch Zünfte gleichsam monopolisirten schlechten Arbeiter. Dieses zu untersuchen, dasjenige, was itzt dem Vorurtheile schmeichelt und an dasselbe fesselt, durch etwas zu ersetzen, was der Eigenliebe eben so annehmlich seyn könnte, würde, dem Anscheine nach, eine Arbeit von großem Nutzen seyn.

So wie Zünfte ohne Ausnahme zwecklos sind, so ist unter ihnen insonderheit eine ganz unnatürlich, nemlich die Zunft der Krämer. Es ist die erste Grundregel zur Aufnahme eines Staats, die Anzahl der Verkäufer, so viel, als möglich zu vermehren. Dies Axioma steht unbeweglich, und kann von niemanden bestritten werden; dem zufolge sollte jedermann die Freiheit haben zu verkaufen, und hier eben so wenig eine Einschränkung statt finden, als bey dem Kaufen (wenigstens erlaubter Waaren,

könne, ist in der That nicht einzusehen. Es ist, um durch ein Beyspiel mich deutlicher zu erklären, natürlich, daß Ackerbau nicht in Städten, und Schiffarth nicht auf dem Lande getrieben werde, weil Ackerbau freies Land, und Schiffarth Häfen erfodert, die zu Städten Anlaß geben. Die mehresten Ackersleute werden daher auf dem Lande, und die mehresten Rheder und Schiffsbauer in Städten wohnen. Dieses giebt sich von selbst, und ist in der Natur der Sachen gegründet, folgt aber hieraus, daß kein Bürger den Pflug treiben, oder eine Kuh halten darf, und daß kein Gutsbesitzer, oder Landmann ein Schiff bauen oder ein Boot führen, oder seine Schuhe von seinen Fellen verfertigen dürfe?

Einige werden freilich behaupten, daß dadurch die Natur der Sachen ganz verändert werde, und daß, da Städte ihre angewiesene Nahrungswege haben, und das Land wiederum die Seinigen, beyde nicht verwechselt werden dürfen, sondern ihre angewiesene Grenzen beobachten müssen. Dieses kann nur denen so scheinen, welche alles in den menschlichen Einrichtungen, und nichts in der eigentlichen Sachenbeschaffenheit suchen, welche vieles für jene künsteln zu müssen, und diese ganz versäumen zu können glauben, und daher überall Regeln und Vorschriften, die Menschen zu lenken, nöthig erachten. Wer dagegen den natürlichen Lauf der Thätigkeit und der Erzeugnisse zu Rathe ziehet, der wird finden, daß man weiter keine Regel nöthig hat, als den Kräften und Fähigkeiten der Menschen die freie Behandlung der Dinge zu überlassen, welche sich seiner Bearbeitung darbieten, und daß daher Stadt- und Landgewerbe weiter keine wesentliche Beziehung auf Staatseinrichtungen haben könne, als etwa den Unterschied zu machen, den Verschiedenheit

Die Einführung des Guten ist überall mit großen Beschwerden verbunden, wo ein lange eingerissenes und zur Gewohnheit gewordenes Uebel herrscht. Dieses ist vermuthlich die Ursache, daß die von Türgot versuchte Abschaffung der Zünfte nicht beybehalten werden konnte, und um nicht dem Schicksale dieses gutmeinenden Ministers ausgesetzt zu seyn, ist eine plötzliche Abschaffung der Zünfte wohl nicht anzurathen. Die Billigkeit erfodert, daß da, wo Zünfte Kosten gehabt haben, und mit Abgaben beschwert sind, keine hinzukommende Fremde mit weniger Unkosten arbeiten können, sondern daß eine völlige Gleichheit im Nahrungsstande herrsche, und es ist eine nöthige Vorsicht, dahin zu sehen, daß beleidigte Vorurtheile ein Land nicht von Arbeitern entblöße. Auch hier sind daher die Hände gebunden, wenn es einem Staate an Handwerkern fehlet, welche Landeskinder sind, und fremde Gesellen unentbehrlich werden, die ein Land verlassen, in dem man nicht ihrer gewohnten Vorurtheile schont. Dieses Uebel fließet aus der gestockten Gewerbefreiheit, und ist ein neuer Beweis, daß in allem, was die Industrie betrift, fast kein guter Gedanke ausgeführet werden kann, wenn bürgerliche Freiheit nicht das Grundgesetz ist.

Ist indessen eine gänzliche Abänderung unmöglich, so giebt es doch verschiedene Wege, sich durch Milderung des Handwerkszwanges der endlichen Aufhebung zu nähern. Die dazu angewendete Mittel sind:

1) Errichtung von Freistädten. Wenn Freistädte richtig angelegt werden, und man nicht gleich bey ihrer Errichtung den Widerspruch begehet, sie einem gewissen Zwange zu unterwerfen, so sind sie sehr ergiebige Mittel zur Aufnahme der Industrie. Wie die Reformation

Luthers

dazu eine völlige Prüfung des Systems der sogenannten Oekonomisten gehöret. Adam Smith hat hierüber so viel gründliches gesagt, daß ich, wenn es auch mein Zweck erlaubte, nichts hinzuzusetzen finden würde. Ich kann aber die Erörterung der Abgaben, la théorie des impots, hier mit desto größerm Fuge übergehen, da vermuthlich keiner den Grundsatz läugnen wird, daß je mehr Städte in Aufnahme kommen, desto leichter die Abgaben entrichtet werden können, diese Abgaben mögen nun von dem Fleiße der Bürger, oder von dem Werthe der Landesprodukte genommen seyn. Kann man also in Absicht der Aufnahme der Städte beruhiget werden, so kann man es auch in Absicht der Auflagen. Ich werde daher bey jener stehen bleiben.

Wir können hier, meines Erachtens, nicht gründlicher verfahren, als wenn wir die von den Oekonomisten gemachte Eintheilung der Staatsbürger in vier Classen zum Grunde legen, nemlich der hervorbringenden, der zwischenhandelnden, der verzehrenden und der regierenden, oder vertheidigenden Classe. Mehrere Arten der bürgerlichen Bestimmung oder des bürgerlichen Berufs giebt es nicht. Diejenige, welche hievon sich am meisten für Städte passet, ist die Classe der Zwischenhändler. Ich will hiemit nicht sagen, daß die Bürger der Städte blos sich mit Vertreibung der Produkte und dem daraus fliessenden Eintauschen auswärtiger Produkte beschäftigen sollen, und eben so wenig will ich behaupten, daß dieses Geschäfte der Zwischenhandlung gar nicht für das Land gehöre. So wie es unter den Menschen keinen giebt, der blos zu einer von den vorgedachten Classen gehöre, indem alle zugleich Verzehrer sind, und einige Menschen mehrere, wo nicht alle vier Classen in einer Person ver-

2) Einführung neuer Handwerker. Man hat, wie ich in einer andern Schrift bemerkt habe, in England zwey Mittel gegen den Zwang der Zünfte angewendet, 1) die Oerter, in denen seit Errichtung der Zünfte keine befindlich gewesen sind, für Freiörter zu erklären, wie zum Beyspiel in London blos in der Citty Zünfte sind, und 2) alle neue Zweige der Industrie von allem Zwange zu befreien. Von dem ersteren Mittel habe ich bereits gehandelt. Das zweyte ist ebenfalls von großem Nutzen. Viele gute Arbeiter können dadurch ins Land gezogen werden, wie zum Beyspiel Ebenisten, Englische Wagenarbeiter, Uhrmanufakturisten, (die nemlich das Uhrmachen fabrikmäßig behandeln) Clinquaillerieарbeiter, Instrumentenschmiede, Stahlarbeiter, Arbeiter in Galanteriewaaren, Emailleurs, Bronzearbeiter, Arbeiter in argent haché und in plated Work, Baumwollen- oder Manschesterweber, Kunstdreher, Ciseleurs u. dgl.

3) Abschaffung verschiedener Handwerksmißbräuche. Hiedurch kann man sich nach und nach sehr der Aufhebung der Zünfte nähern, und hat schon darin große Schritte gethan. Die desfalls ergangene Reichsabschiede sind bekannt, und beweisen, wie weit das Uebel gieng und welche Kräfte angewendet werden mußten, sich dem eingerissenen Vorurtheile entgegen zu setzen.

Wenn die Zünfte von vielen noch übrigen Thorheiten gereinigt würden, könnte man vielen Nutzen davon gewärtigen. Diese Thorheiten sind theils den Handwerkern lästig, theils ihrer Industrie schädlich. Zu jenen gehören die Ueppigkeitskosten beym Meister- oder Gesellenwerden, die beschwerlichen Jungmeister- oder Junggesellendienste, die Gelegenheit, die ein Innungshaus zum

Verzeh-

Verzehren giebt, das Verfertigen eines kostbaren und gemeiniglich unnützen Meisterstücks, von dem ich nie gehört habe, daß es einem schlechten, oder liederlichen Arbeiter mißrathen wäre, wenn er sich anders recht zu nehmen wußte. Von den unnützen Meisterstücken will ich nur zum Beyspiel das Meisterstück der Sattler anführen, die zugleich Tapetmacher sind, welche Zimmer beziehen, Matratzen, Stühle und dergleichen ausstopfen. Diesen Leuten ist auferlegt, einen prächtigen altmodischen Reitsattel zu verfertigen, wie man ehemals bey Einzügen gebrauchte und itzt keiner mehr kauft. Hierüber wird gehalten, und keiner sieht danach, welches doch weit nützlicher wäre, ob gute Englische Reitsattel, die itzt allgemein gebraucht werden, an einem Orte verfertiget werden können, oder nicht. Die Handwerksthorheiten, welche der Industrie schaden, und das Aufkommen der Meister hindern, sind an jedem Orte verschieden. In Neumünster im Holsteinischen ist ein Gesetz, daß kein Tuch- oder Freesenweber mehr als einen Stuhl oder einen Jungen halten dürfe, um seinem Nachbaren nicht das Brod zu rauben. Einfältiger und schädlicher kann wohl keine Anordnung erdacht werden. Die Einführung des Tuchwebers mit einem Gesellen auf einem breiten Stuhle, vermittelst auf Rollen laufender Schiesspulen hat der Zunft halben an verschiedenen Orten Schwierigkeiten gefunden. Wenn man in die innere Verfassung der Innungen gehen wollte, würde man viele Schwierigkeiten dieser Art antreffen, wie zum Beyspiel, Vorschrift gewisser Werkzeuge, gewisser Methoden und dergleichen; so hackt der Zimmermann noch immer seine Fuge, wenn er gleich weit richtiger und geschwinder die Säge gebrauchen könnte. Hieher gehört auch das Anmelden der Gesellen auf dem Zunft-

hause

die Niederlagen und Handelnde die Verleger die Industrie. Beyde leben in der genauesten Gemeinschaft mit einander, der Abnehmer bemühet sich um Waaren, er lenkt und unterrichtet den Arbeiter durch den Geschmack aller Nationen, mit denen er ihn in Verbindung setzet; der Arbeiter bemühet sich dagegen den Beyfall seines Abnehmers zu erhalten, und durch neue Vollkommenheit oder neue Erfindungen die Aufmerksamkeit der Ausländer mehr an sich zu ziehen. Die Zahl der Käufer und der Verkäufer, die Menge des Vorraths und der Nachfrage halten einander das Gleichgewicht, so daß auf keiner Seite ein monopolisirender Ausschlag entstehen kann.

Wenn die Industrie in diesem Grade fortgehet, wird daraus der Erfolg entstehen, daß die letzte Verfeinerung gewisser Waaren, insonderheit derjenigen, welche die mehreste Beyhülfe aus der Fremde bedürfen, oder auch, welche der Kaufmann, um seiner Wahl gewiß zu seyn, unter seinen Augen endigen lassen will, sich nach den Städten ziehet. Ich will hier nicht der Lux und Modewaaren erwehnen, welche ihren meisten Absatz in Städten finden, und daher nur in denselben verarbeitet werden, wie, unter andern, die mehresten Gold- und Silberarbeiten, und die Arbeiten, welche in einiger Verbindung mit den schönen Künsten stehen, die vorzüglich die Städte lieben. Ich rechne hieher die Arbeiten, welche auf dem Lande verarbeitet werden, an denen aber in den Städten gemeiniglich die letzte Hand gelegt wird, wie zum Beyspiel das Tuchbereiten, und dazu gehörige Schönfärberey, die Appretur der wollenen Stoffe, die Verfertigung gewisser Seidenzeuge, da wo die Seide auf dem Lande gesponnen, gedoppelt, gezwirnt und gewunden werden kann.

Unter

Unter den Städten, welche ein in dem ungestörten Laufe der Industrie sicher gegründetes Gewerbe führen, kenne ich in der Nähe keine, die mehr zum Muster aufgestellt werden könne, wie Hamburg. Diese blühende Stadt hat zwar selbst kein Gebiet, in dem beförderte Industrie ihre Aufnahme begründen könne, aber die Industrie weit entlegener Provinzen tritt an die Stelle der eigenen. Der Weizen, der um Archangel wächst, die Leinwand, die Schlesien und Sachsen verarbeiten, der Caffee, den Martinique pflanzt, der Tabak, den die Pfalz, Hanau und Holland erzeugen, die besten Fabrikwaaren von allen Gegenden, sind für Hamburg eben das, was für Manschester die Spinner und Weber sind, die vor den Thoren wohnen. Die Stadt selbst ist nicht übermäßig bevölkert und hat wenig eigene Industrie, Zuckerraffinaderien und Cattundruckereyen, nebst einigen zur innern Consumtion gehörigen Artikeln, als Mützen und Strümpfe, etwas Meubelarbeit, einige Sammtweber und dergleichen ausgenommen, aber überall findet man Fleiß, Betriebsamkeit, Wohlstand, leichte Circulation, Ueberfluß an allen Waaren, welche nur die Nachfrage ersinnen kann, wenig überwiegenden Reichthum, aber viele ansehnliche Häuser, Achtung, die auf Bürgertugenden gegründet ist, Munterkeit zur Arbeit, Schnelligkeit und Thätigkeit in den Geschäften, Sicherheit, Geschicklichkeit und Treue bis zum niedrigsten Arbeitsmann und Dienstboten, Reinlichkeit und bis aufs äußerste getriebene Ordnung, sowohl in den bewohnten Kellern, als in den bequemsten Bürgerhäusern, die sich noch nicht bis zur thörichten und unbequemen Pracht der Palläste erhoben haben. Der herrschende Ton ist diesen Vorzügen angemessen, nicht gesucht, nicht übertrieben verfeinert, und

von allen Staaten scheint in der That derjenige der glücklichste zu seyn, wo man, wenn man nicht eben in Gesellschaften geräth, die eine Ausnahme machen, und die freilich überall unvermeidlich sind, bey dem wirklich nutzbaren Bürger, bey dem Manne von Geschäften, den achtbaren Ton des vernünftigen und thätigen Mannes, und bey den Frauen den sittsamen Ton der Häuslichkeit antrift.

Diese Gedanken über Stadt- und Landgewerbe können zu weitern Betrachtungen Anlaß geben, welche auf jeden Staat besonders Beziehung haben. Ich will sie mit der allgemeinen Bemerkung schließen, daß die Land-Industrie wohlhabende Städte bilden muß, und daß nie die Kunst, die man anwendet, Städte groß und blühend zu machen, ein Land oder ein Reich wohlhabend, volkreich und mächtig machen wird. Von der in vielen Städten erzwungenen Industrie darf ich wohl nicht erst meine Meinung sagen. Sie gleicht den Gewächshäusern, in denen man fremde Pflanzen ziehet. So lange die Sonne aufs Fenster scheint, oder Ofenwärme das Clima mildert, Gärtner gut bezahlt und Treibhäuser gut erhalten werden, kann man kränkelnde Pflanzen erziehen. Schweden hat dies weiter getrieben, als irgend ein Staat. So lange dort die eine herrschende Parthey fast alle Aufmerksamkeit auf die Beförderung der Industrie wendete, und ansehnliche Summen dazu hergab, stieg das Gewerbe mit schnellem Fortgange. Sobald aber diese Parthey einer andern weichen mußte, die andere Begriffe hatte, die es für thöricht hielt, daß die ganze Sorgfalt der Regierung und die Erschöpfung der öffentlichen Einkünfte auf Erziehung von Spinnern, Webern, Schmieden, Maulbeerbäumen, Spanischen Widdern und Angorischen Ziegen gerichtet seyn sollte, verfiel auf einmahl das kostbar er-

künstelte Gebäude, und Alingsos ward wieder von einer blühenden Fabrikenstadt nichts als eine Rüstkammer voriger Versuche, wo man, wie in Arsenälen die Schwerter oder Beydehänder unserer Vorfahren, die im Lande erzeugte und gefärbte Ziegenfelle nebst andern Seltenheiten der Art vorzeigt, wo aber in der That nichts weiter von dem alten Ruhme zurück ist, als der Nahme des Stifters, Ahlströmers, dessen Nachkommen durch ihre Kenntnisse und Schriften das Verdienst ihres Ahnherren fortgepflanzet haben. — Aber es ist Zeit in den Hauptsätzen weiter zu gehen, welche dem Gewerbe zum Besten und der durch dasselbe abgeholfenen Armuth halben, in Erwägung gezogen zu werden verdienen. Hieher gehört

II. Die Einschränkung des Gewerbes durch Zünfte und Privilegien.

Da nunmehr die Aufklärung richtiger Grundsätze so weit gediehen ist, daß man, ohne sich dem Vorwurfe auszusetzen, zu weit in seinen Behauptungen zu gehen, als erwiesen annehmen kann, daß das Zunftmäßige im Gewerbe den doppelten, und der Absicht, die man bey Zünften hat, ganz entgegen laufenden Schaden verursacht, die Vollkommenheit in der Arbeit und die Ausbreitung des Gewerbes zu hindern, so würde es vermessen von mir seyn, einen Satz einer nochmaligen Untersuchung zu unterwerfen, den pragmatische Geschichtschreiber, wie Hume, durch die Geschichte der Staaten und ihres Emporkommens, und ökonomische Schriftsteller durch unwiderstehlige Gründe befestiget haben. Ich will mich nur einige Augenblicke bey dem aufhalten, was mir lange bey Zünften unbegreiflich geschienen hat. Dieses ist, daß auf der einen Seite Einwohner einer Stadt, und unter diesen

diejenigen, welche an der gesetzgebenden Macht Antheil haben, sich allen den Unannehmlichkeiten unterwerfen, welche für den Käufer aus langsamen, schlechten und vertheuerten Arbeiten fließet, und daß auf der andern Seite Arbeiter ohne Murren die Schwierigkeiten ertragen, denen sie ausgesetzet sind, ehe sie zu der Ausübung ihres Gewerbes gelangen können, und auch noch, wenn sie die Freiheit erworben haben, es auszuüben. Erst jetzt fangen geschickte Arbeiter an, über die Lasten der Zünfte zu klagen und zu wünschen, daß sie von diesem Joche befreiet seyn mögten.

Ueberdenkt man jene Unannehmlichkeiten, welche auf beyden Seiten, sowohl für den Arbeiter, als den Besteller, aus den Zünften fließet, so hat man Ursache zu glauben, daß die Anhänglichkeit an dieselbe aus andern, vielleicht moralischen, Ursachen fließet, als aus dem bloßen Interesse der durch Zünfte gleichsam monopolisirten schlechten Arbeiter. Dieses zu untersuchen, dasjenige, was itzt dem Vorurtheile schmeichelt und an dasselbe fesselt, durch etwas zu ersetzen, was der Eigenliebe eben so annehmlich seyn könnte, würde, dem Anscheine nach, eine Arbeit von großem Nutzen seyn.

So wie Zünfte ohne Ausnahme zwecklos sind, so ist unter ihnen insonderheit eine ganz unnatürlich, nemlich die Zunft der Krämer. Es ist die erste Grundregel zur Aufnahme eines Staats, die Anzahl der Verkäufer, so viel, als möglich zu vermehren. Dies Axioma steht unbeweglich, und kann von niemanden bestritten werden; dem zufolge sollte jedermann die Freiheit haben zu verkaufen, und hier eben so wenig eine Einschränkung statt finden, als bey dem Kaufen (wenigstens erlaubter Waaren,

und Spartas unruhiger Geist sicherte sie gegen die Erweichung, die oft durch Künste und Wissenschaften entstehen. Aus der Vollkommenheit, welche diese erreichten, sehen wir, wie weit der Fleiß sich empor hob. Homers und Pindars Werke und Sophokles vom Volke gebilligte Tragödien konnten nur unter einem cultivirten Volke gedichtet werden; die ganze Odyssee ist ein Gemählde des Fleißes vom Phäacischen Hafen bis zum Gemache Helenens, oder vom Garten des Alcinous bis zum Eisen verkaufenden Mentes. Attica hatte seine Bergwerke, seinen Oehlbau und seine Schiffarth. Cos war wegen seiner Leinwand, und Scio wegen seiner Weine berühmt.

In unsern Zeiten sehen wir an Neapolis, daß nicht immer Bevölkerung und Fleiß in gleichem Schritte neben einander gehen. Außer den Mönchen, machen hier vierzig tausend nackte Lazaroni einen Theil der Bevölkerung aus. Constantinopel ist eine volkreiche aber in sich selbst eine sehr arme und schwache Stadt.

Nur die Städte sind wirklich nützlich und tragen zur Stärke und zum Wohlstande der Staaten ein Großes bey, welche der jährlichen Hervorbringung oder dem Gewerbe die letzte Hand bieten, und die Beyträge dazu liefern, welche gesammelt, und an gewissen, dazu vorzüglich bequemen Orten mehreren Nutzen schaffen, als zerstreuet im ganzen Lande. Je mehr die Quellen sind, welche in das Städtische Gewerbe fließen, je mehr Hände in Hände arbeiten, je mehr die Zahl der Verkäufer und der Käufer zunimmt, desto mehr kommen Städte in Aufnahme. Soll denn die Industrie in rechtem Gleise seyn, so müssen so viele Hände beschäftiget seyn, als möglich; je unerschöpflicher der Vorrath ist, desto besser. Städte werden

Die Einführung des Guten ist überall mit großen Beschwerden verbunden, wo ein lange eingerissenes und zur Gewohnheit gewordenes Uebel herrscht. Dieses ist vermuthlich die Ursache, daß die von Türgot versuchte Abschaffung der Zünfte nicht beybehalten werden konnte, und um nicht dem Schicksale dieses gutmeinenden Ministers ausgesetzt zu seyn, ist eine plötzliche Abschaffung der Zünfte wohl nicht anzurathen. Die Billigkeit erfodert, daß da, wo Zünfte Kosten gehabt haben, und mit Abgaben beschwert sind, keine hinzukommende Fremde mit weniger Unkosten arbeiten können, sondern daß eine völlige Gleichheit im Nahrungsstande herrsche, und es ist eine nöthige Vorsicht, dahin zu sehen, daß beleidigte Vorurtheile ein Land nicht von Arbeitern entblöße. Auch hier sind daher die Hände gebunden, wenn es einem Staate an Handwerkern fehlet, welche Landeskinder sind, und fremde Gesellen unentbehrlich werden, die ein Land verlassen, in dem man nicht ihrer gewohnten Vorurtheile schont. Dieses Uebel fließet aus der gestockten Gewerbefreiheit, und ist ein neuer Beweis, daß in allem, was die Industrie betrift, fast kein guter Gedanke ausgeführet werden kann, wenn bürgerliche Freiheit nicht das Grundgesetz ist.

Ist indessen eine gänzliche Abänderung unmöglich, so giebt es doch verschiedene Wege, sich durch Milderung des Handwerkszwanges der endlichen Aufhebung zu nähern. Die dazu angewendete Mittel sind:

1) Errichtung von Freistädten. Wenn Freistädte richtig angelegt werden, und man nicht gleich bey ihrer Errichtung den Widerspruch begehet, sie einem gewissen Zwange zu unterwerfen, so sind sie sehr ergiebige Mittel zur Aufnahme der Industrie. Wie die Reformation Luthers

Unter den Städten, welche ein in dem ungestörten Laufe der Industrie sicher gegründetes Gewerbe führen, kenne ich in der Nähe keine, die mehr zum Muster aufgestellt werden könne, wie Hamburg. Diese blühende Stadt hat zwar selbst kein Gebiet, in dem beförderte Industrie ihre Aufnahme begründen könne, aber die Industrie weit entlegener Provinzen tritt an die Stelle der eigenen. Der Weizen, der um Archangel wächst, die Leinwand, die Schlesien und Sachsen verarbeiten, der Caffee, den Martinique pflanzt, der Tabak, den die Pfalz, Hanau und Holland erzeugen, die besten Fabrikwaaren von allen Gegenden, sind für Hamburg eben das, was für Manschester die Spinner und Weber sind, die vor den Thoren wohnen. Die Stadt selbst ist nicht übermäßig bevölkert und hat wenig eigene Industrie, Zuckerraffinaderien und Cattundruckereyen, nebst einigen zur innern Consumtion gehörigen Artikeln, als Mützen und Strümpfe, etwas Meubelarbeit, einige Sammtweber und dergleichen ausgenommen, aber überall findet man Fleiß, Betriebsamkeit, Wohlstand, leichte Circulation, Ueberfluß an allen Waaren, welche nur die Nachfrage ersinnen kann, wenig überwiegenden Reichthum, aber viele ansehnliche Häuser, Achtung, die auf Bürgertugenden gegründet ist, Munterkeit zur Arbeit, Schnelligkeit und Thätigkeit in den Geschäften, Sicherheit, Geschicklichkeit und Treue bis zum niedrigsten Arbeitsmann und Dienstboten, Reinlichkeit und bis aufs äußerste getriebene Ordnung, sowohl in den bewohnten Kellern, als in den bequemsten Bürgerhäusern, die sich noch nicht bis zur thörichten und unbequemen Pracht der Palläste erhoben haben. Der herrschende Ton ist diesen Vorzügen angemessen, nicht gesucht, nicht übertrieben verfeinert, und

 von

2) Einführung neuer Handwerker. Man hat, wie ich in einer andern Schrift bemerkt habe, in England zwey Mittel gegen den Zwang der Zünfte angewendet, 1) die Oerter, in denen seit Errichtung der Zünfte keine befindlich gewesen sind, für Freiörter zu erklären, wie zum Beyspiel in London blos in der Citty Zünfte sind, und 2) alle neue Zweige der Industrie von allem Zwange zu befreien. Von dem ersteren Mittel habe ich bereits gehandelt. Das zweyte ist ebenfalls von großem Nutzen. Viele gute Arbeiter können dadurch ins Land gezogen werden, wie zum Beyspiel Ebenisten, Englische Wagenarbeiter, Uhrmanufakturisten, (die nemlich das Uhrmachen fabrikmäßig behandeln) Clinquaillerieärbeiter, Instrumentenschmiede, Stahlarbeiter, Arbeiter in Galanteriewaaren, Emailleurs, Bronzearbeiter, Arbeiter in argent haché und in plated Work, Baumwollen- oder Manschesterweber, Kunstdreher, Ciseleurs u. dgl.

3) Abschaffung verschiedener Handwerksmißbräuche. Hiedurch kann man sich nach und nach sehr der Aufhebung der Zünfte nähern, und hat schon darin große Schritte gethan. Die desfalls ergangene Reichsabschiede sind bekannt, und beweisen, wie weit das Uebel gieng und welche Kräfte angewendet werden mußten, sich dem eingerissenen Vorurtheile entgegen zu setzen.

Wenn die Zünfte von vielen noch übrigen Thorheiten gereinigt würden, könnte man vielen Nutzen davon gewärtigen. Diese Thorheiten sind theils den Handwerkern lästig, theils ihrer Industrie schädlich. Zu jenen gehören die Ueppigkeitskosten beym Meister- oder Gesellenwerden, die beschwerlichen Jungmeister- oder Junggesellendienste, die Gelegenheit, die ein Innungshaus zum

Verzeh-

Verzehren giebt, das Verfertigen eines kostbaren und gemeiniglich unnützen Meisterstücks, von dem ich nie gehört habe, daß es einem schlechten, oder liederlichen Arbeiter mißrathen wäre, wenn er sich anders recht zu nehmen wußte. Von den unnützen Meisterstücken will ich nur zum Beyspiel das Meisterstück der Sattler anführen, die zugleich Tapetmacher sind, welche Zimmer beziehen, Matratzen, Stühle und dergleichen ausstopfen. Diesen Leuten ist auferlegt, einen prächtigen altmodischen Reitsattel zu verfertigen, wie man ehemals bey Einzügen gebrauchte und itzt keiner mehr kauft. Hierüber wird gehalten, und keiner sieht danach, welches doch weit nützlicher wäre, ob gute Englische Reitsattel, die itzt allgemein gebraucht werden, an einem Orte verfertiget werden können, oder nicht. Die Handwerksthorheiten, welche der Industrie schaden, und das Aufkommen der Meister hindern, sind an jedem Orte verschieden. In Neumünster im Holsteinischen ist ein Gesetz, daß kein Tuch- oder Freesenweber mehr als einen Stuhl oder einen Jungen halten dürfe, um seinem Nachbaren nicht das Brod zu rauben. Einfältiger und schädlicher kann wohl keine Anordnung erdacht werden. Die Einführung des Tuchwebers mit einem Gesellen auf einem breiten Stuhle, vermittelst auf Rollen laufender Schiesspulen hat der Zunft halben an verschiedenen Orten Schwierigkeiten gefunden. Wenn man in die innere Verfassung der Innungen gehen wollte, würde man viele Schwierigkeiten dieser Art antreffen, wie zum Beyspiel, Vorschrift gewisser Werkzeuge, gewisser Methoden und dergleichen; so hackt der Zimmermann noch immer seine Fuge, wenn er gleich weit richtiger und geschwinder die Säge gebrauchen könnte. Hieher gehört auch das Anmelden der Gesellen auf dem Zunft-

hause

hause und die Verpflichtung Reihenweise zu arbeiten, ohne sich selbst einen Meister wählen zu können. Am anstößigsten aber ist das Betteln der umherwandernden Handwerksgesellen, die dadurch zu einer Erniedrigung und Trägheit gewöhnt werden, die den guten Sitten eben so nachtheilig ist, als unterdrückend für den Fleiß. Diese Gewohnheit sollte dem geschickten und ehrliebendem Handwerksmanne beschimpfend scheinen, und ist, als solche, in einigen Ländern mit Recht verboten worden.

In Kopenhagen hat man bey den Strumpfmanufakturen ein Mittel gewählt, welches auf mehrere Zünfte angewendet werden könnte, ihrem Zwange Freiheit zu schaffen. Man hat die zünftige Arbeiter in privilegirte verwandelt, die von ihrer alten Einrichtung noch das Ein- und Ausschreiben der Gesellen, die sogenannte Lade, oder Kranken- und Begräbnißcasse, und die Vorsteher und Alt- und Junggesellenämter beybehalten haben, übrigens aber der Obrigkeit unterworfen sind, und kein Innungshaus oder Privatversammlungen haben, welche den Grundsätzen einer guten Polizey ganz entgegen streiten. Nun sind die Strumpffabrikanten der freiern Bestimmung unabhängig vom zünftigen Wesen zu arbeiten so gewohnt, daß auch die noch übrigen Verbindungen ihnen eine Last scheinen, von der sie anfangen zu wünschen, befreiet zu werden.

Die Verwandlung der Zünfte in privilegirte Körper, welche den Gesetzen und der Obrigkeit, und nicht den zünftigen Vorschriften und Gebräuchen unterworfen sind, scheint ein sehr bequemes Mittel zu seyn, die Zünfte zu veredeln, und die Handwerker, bürgerlicher, ordentlicher, gesitteter und fleißiger zu machen. Wenn man hiezu die

rechten Mittel anwendete, wenn man den Ehrgeiz der Arbeit mit ins Spiel zu ziehen suchte, der itzt in den eingebildeten Vorzügen der Zünfte eine Befriedigung der Eigenliebe sucht, so ist zu vermuthen, daß das Gefühl des Bessern nach und nach die alten Vorurtheile verdrängen, und eine allgemeine Liebe zum zwanglosen und freien Arbeiten, diesem veredelten Antriebe zur Industrie, erwecken würde. So haben wir gesehen, daß das herrschende Vorurtheil der Landleute gegen Austauschen der Ländereien und Aufhebung der Gemeinheiten ganz ausgerottet worden ist, und daß der Landmann itzt als ein anerkanntes Gut begehret, was er vormals, als ein vermeintes Uebel, von sich stieß.

Andere Gewerbe sind in Kopenhagen, eben so wie die Strumpfmanufakturen, gleichsam in obrigkeitliche Zünfte verwandelt worden. Von dieser Art sind zum Beyspiel die Oberscheerer der Tuchmanufakturen, und andere Profeßionisten in den Manufakturen, die von der Obrigkeit, ohne Rücksicht auf bestimmte Lehrjahre ein- und ausgeschrieben werden. Auch die Mahler- und Bildhauerakademie schaft hierin einige Erleichterung. Da Handwerker einem Staate in der Vermehrung seines Wohlstandes nur in so ferne nutzen, als sie die Erzeugnisse eines Landes vermehren, und nicht blos für den einheimischen Verbrauch arbeiten, ist es zu wünschen, daß alle Handwerker mit fabrikmäßigen Vorzügen und Freiheiten arbeiten könnten, welches insonderheit Staaten zu empfehlen ist, die einen ansehnlichen Colonienhandel führen, wozu viele Handwerkssachen, sowohl zur Kleidung, als zum häuslichen Gebrauche, gehören.

Zu

Die Einführung des Guten ist überall mit großen Beschwerden verbunden, wo ein lange eingerissenes und zur Gewohnheit gewordenes Uebel herrscht. Dieses ist vermuthlich die Ursache, daß die von Türgot versuchte Abschaffung der Zünfte nicht beybehalten werden konnte, und um nicht dem Schicksale dieses gutmeinenden Ministers ausgesetzt zu seyn, ist eine plötzliche Abschaffung der Zünfte wohl nicht anzurathen. Die Billigkeit erfodert, daß da, wo Zünfte Kosten gehabt haben, und mit Abgaben beschwert sind, keine hinzukommende Fremde mit weniger Unkosten arbeiten können, sondern daß eine völlige Gleichheit im Nahrungsstande herrsche, und es ist eine nöthige Vorsicht, dahin zu sehen, daß beleidigte Vorurtheile ein Land nicht von Arbeitern entblöße. Auch hier sind daher die Hände gebunden, wenn es einem Staate an Handwerkern fehlet, welche Landeskinder sind, und fremde Gesellen unentbehrlich werden, die ein Land verlassen, in dem man nicht ihrer gewohnten Vorurtheile schont. Dieses Uebel fließet aus der gestockten Gewerbefreiheit, und ist ein neuer Beweis, daß in allem, was die Industrie betrift, fast kein guter Gedanke ausgeführet werden kann, wenn bürgerliche Freiheit nicht das Grundgesetz ist.

Ist indessen eine gänzliche Abänderung unmöglich, so giebt es doch verschiedene Wege, sich durch Milderung des Handwerkszwanges der endlichen Aufhebung zu nähern. Die dazu angewendete Mittel sind:

1) Errichtung von Freistädten. Wenn Freistädte richtig angelegt werden, und man nicht gleich bey ihrer Errichtung den Widerspruch begehet, sie einem gewissen Zwange zu unterwerfen, so sind sie sehr ergiebige Mittel zur Aufnahme der Industrie. Wie die Reformation

Luthers

aber warum soll das Publikum eine Last in seinem Fortkommen fühlen, welche man einigen Anlagen abnimmt?

Die Billigkeit, habe ich gesagt, hat verschiedene Privilegien veranlasset. Diese Billigkeit bestehet darin, daß ein Mann, der dem Staate sagt: „Hier bin ich mit „meinem Fleiße, mit Weib und Kindern, ich begehre „nichts vom Staate, ich bringe ihm einen Zuwachs seiner „Bevölkerung, seiner Industrie, seiner innern Macht. „Laßt mir blos hiezu die Freiheit, die Gottes Gesetz mir „eigen gemacht hat!"; daß dieser Mann Erlaubniß erhalte, sich und die Seinigen zu ernähren. Diese Billigkeit wiegt das Unbillige auf, das sonst in allen Privilegien liegt. Man wird mir erlauben, hier einen Fall zu erzählen, der mir zuversichtlich bekannt ist. Nach geschlossenem Frieden zwischen England und Amerika segelte ein Handwerksmann mit seiner Frau und vielen Kindern diesem Welttheile zu. Er hatte all sein Haab und Gut bey sich. Auf der Reise überfiel ihn ein Sturm, sein Schiff scheiterte auf einer nördlichen Küste, alles gieng für ihn verlohren, außer seinem Fleiße, seinem Weibe und seinen Kindern. Nackend kam er nach einer Stadt, wo ein großer Mangel an guten Handwerkern seiner Art war. Er fand Arbeit und Unterstützung, kleidete sich und die Seinigen, lebte ehrlich und redlich. So lange er arm und verlassen war, hatte sich die Obrigkeit nicht um ihn bekümmert. Kaum hatte er sein tägliches Brod, so überfiel ihn die Zunft. Er ward angeklagt, und nach den Zunftgesetzen verurtheilt, nicht mehr seine Profeßion zu treiben, und vier Reichsthaler Strafgeld zu bezahlen. Diese hatte er nicht baar, das Bett der Seinigen mußte dazu dienen. Nun sollte der gute, redliche, geschickte Arbeiter landflüchtig werden; aber indessen war der strenge

strenge und lange anhaltende Winter eingetreten, und hiedurch ward er mit dem größten Elende bedrohet. Wie er demselben entgieng, weiß ich nicht, aber vermuthlich nahm ihn ein Gesandter in seinen Schutz, und erhielt einen guten Arbeiter und eine verarmte Familie. Ist es nicht sonderbar, daß, da in den mehresten Staaten große Summen angewendet werden, fremde Arbeiter herein zu ziehen, noch Fälle eintreten können, wo nützliche und fast nothwendige Arbeiter mit solcher Grausamkeit fortgewiesen werden. Kein Wunder, wenn Industrie nicht empor kommt.

A man, an outcast to the storm and wawe,
It was a crime to pity, and to sawe.

Die Materie der Privilegien führt mich zu den noch rückständigen Gegenständen des zweyten Hauptsatzes, von dem ich handle.

Obgleich Privilegien das einzige Rettungsmittel gegen herrschenden Zunftszwang sind, so folgt doch nicht hieraus, daß sie in sich selbst als gut und fehlerfrei betrachtet werden können. Man muß sie als ein minderes Uebel ansehen, ein größeres zu mildern. Sie haben (ich rede hier nicht von ausschließenden Privilegien, die fast immer verderblich sind, wie nachher bey den Prämien vorkommt,) das Ungemach bey sich, daß sie eine Ungewißheit im Gewerbe einführen, und man nicht mehr weiß, welches ohne, und welches nur mit höherer Erlaubniß getrieben werden kann, und daß, so wie sie daher unter Regierungen, welche nach weisen Grundsätzen handeln, das Gewerbe befördern, sie da, wo Eigennutz oder Unwissenheit Vorurtheile heiligen, zur Einschränkung der Indu-

Industrie gebraucht werden. An letztern Orten wird es leicht zur Gewohnheit, über jeden bisher zum freien Nahrungsstande gehörigen Zweig der Industrie ein Privilegium auszuwirken, und wenn man solches erhalten hat, andern das Gewerbe, das sie frey trieben, zu verhindern, und ihnen wohl gar die Erhaltung eines Privilegii zu erschweren. Selbst die Gesetzgebende Macht wird dadurch irre. Sie weiß nicht, warum für gewisse Nahrungswege Privilegien gegeben werden, für andere nicht, warum einerley Gewerbe von einigen mit Privilegio getrieben wird, von andern nicht, und glaubt sich dadurch berechtiget, zu Einschränkungen, wo den Landesgesetzen und Gewohnheiten nach die vollkommenste Freiheit herrschet. So ist zum Beyspiel die Schönfärberey überall eine freie Kunst. Unter dieser Rubrik treiben an einigen Orten alle Färber ungestört ihre Nahrung, an andern suchen sie Privilegien, an andern hindert einer dem andern das Aufkommen, mittelst seines Privilegii, und schützet sich, wenn man ihn zur allgemeinen Freiheit zurückweisen will, damit, daß er gehoft habe, in seinem Privilegio Sicherheit gegen seinen Untergang zu finden, welchen er in dem Aufkommen seines Nebenmenschens setzet. Wer kann es alsdenn aber über sich nehmen, einen Mann in gutem Nahrungsstande, durch Ertheilung mehrerer Privilegien, in Gefahr zu setzen, zu Grunde gerichtet zu werden. Es ist nicht ungewöhnlich, daß ganze Städte dergleichen Klagen führen, um durch ausgewirkte Privilegien zu monopolischen Begünstigungen zu gelangen.

Man sollte sich daher hüten, in freien Nahrungswegen Privilegien zu geben, die sonst bald, bis zu den größten Kleinigkeiten, als Siegellack und Federkiele, Besen, Bürsten, Schuhwachs, Schwefelhölzer, oder bis in die

allgemeinste Nahrungswege, welche überall seyn müssen, wo Gelegenheit dazu ist, wie zum Beyspiel, Ziegelbrennen, Kalkbrennereyen, Pottmacherey, wie in Jütland, Mühlen, und dergleichen, ein nachtheiliger Zwang einreißen kann. Nur da sollte man mit Privilegien zu Hülfe kommen, wo sie dienen, dem durch Zwang völlig gebundenen Gewerbe Luft zu machen, und dann muß ein jeder, der frei seyn will, gleichen Zugang dazu haben, damit unprivilegirte sich nicht beschweren können, mit größern Kosten zu arbeiten, als privilegirte Arbeiter.

Zweene Gegenstände sollten billig, des Lebens und der Gesundheit der Menschen halben, von allem Zwange frei gemacht werden, das Brodbacken und Bierbrauen. Ich will hier nicht von Städten reden, wo Brauerhöfe wie adliche Besitzungen sind, die ein Privilegium reale haben, das nicht gekränkt werden darf. Die Concurrenz vieler Brauer und Becker, und ein Publikum, das Achtung erweckt, sind vermuthlich die Ursachen, daß, wenn der Handel und die Schiffahrt im Absatze auch gegründete Klagen führen, doch zum Gebrauche der Einwohner gutes Bier und Brod verkauft werden. Aber auf dem Lande ist dieser Zwang in der That ein großes Uebel. Weil man es dafür gehalten hat, ist jedem, der auf dem Lande wohnet, die Freiheit vorbehalten, zu brauen und zu backen. Dieses ist aber nicht genug. Nicht alle haben Vermögen und Gelegenheit zur Brauerey. Diesen bleibt nichts übrig, als das Bier der Schenkwirthe, welches gemeiniglich nicht trinkbar ist, und Coliken, oder andere Krankheiten erregt. Dieses ist für Erwachsene schädlich. Aber ein noch größeres Hinderniß giebt es in der Erziehung der Kinder, worauf doch die Polizey eines Landes sehen sollte, da wie einer der größten Regenten

im

im Edikte wegen des Caffees auf dem Lande, von sich selbst sagt, Kinder am besten mit Biersuppen auferzogen werden.

In der Untersuchung der Hauptsätze eine allgemeine Leichtigkeit in den Nahrungswegen zu verbreiten, und dadurch der Armuth Unterhalt zu schaffen, wozu, wie wir bisher gesehen haben, gehört, daß die Eintheilung in Stadt- und Landgewerbe, und daß der Zwang der Zünfte abgeändert werde, finden wir noch folgendes großes Hinderniß.

III. Die benommene Freiheit sich nach eigenem Antriebe einem Gewerbe widmen zu können.

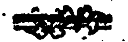
Diesen Vorwurf machen wir gemeiniglich den Chinesern, unter denen alle Künste und Handwerker erblich, und den Indianern, die in Kasten eingetheilt sind, aus denen sie nicht treten können. Er trift aber viele Europäische Nationen mehr, als die Asiatischen.

Wenn da, wo ein Staat seine größte, wo nicht seine einzige Bevölkerung zu gewärtigen hat, den Menschen verwehrt ist, sich auf Gewerbe zu legen, und dadurch alle Mittel herbey zu suchen, der zunehmenden Volksmenge Arbeit und Nahrung zu schaffen, so muß nothwendigerweise eine Verarmung und Trägheit entstehen, welche das Betteln zur einzigen Zuflucht übrig läßt. Wenn der freie Zugang zu den Gewerben gesperret ist, fliesset daraus eine Stemmung in der Volksvermehrung, weil weniger Ehen, weniger ansäßige Familien und mehr lediggehende und auswandernde Menschen seyn werden, und wenn die Bevölkerung im Rückstande ist, vermindert sich die jährliche Hervorbringung eines Landes,

und die Verminderung veranlasset eine Abnahme in den Gewerben und Beschäftigungen, wodurch wiederum das Müßiggehen und Betteln zunehmen muß. Abnehmende Volksmenge vermehret daher die Zahl der Bettler, in eben dem Grade wie abnehmende Gewerbe. Dieses rührt von dem Contraste her, in dem sich die Natur mit den menschlichen Anordnungen befindet, da diese der Bevölkerung entgegen arbeiten, und den Bewohnern eines Landes die Grenzen eines eingeschränkten Gewerbes vorschreiben, welche sie nicht überschreiten müssen, wenn sie von ihrem Fleiße leben wollen, und da jene stärker ist, als aller menschliche Zwang, und durch den mächtigern Trieb, den sie in den Menschen gelegt hat, der gemachten Vorkehrungen ungeachtet, so viel nur immer physisch möglich ist, die Bevölkerung vermehret, da denn freilich diejenigen, welche über die Zahl der Menschen gebohren werden, welche das vorgeschriebene Gewerbe erfodert, Bettler werden, und dann erst, wenn Betteln nicht mehr hilft, verhungern müssen.

Wollte man also in einem Staate, wo dem bevölkernden Stande der Zugang zu den Gewerben gesperret ist, dem Betteln abhelfen, so müßte man eine Polizey-Anordnung möglich machen können, vermöge welcher nicht mehr, als eine gewisse Anzahl Kinder in die Welt gesetzet und insonderheit das Geschlecht der Bettler verhindert würde, sich fortzupflanzen. Ohne eine solche Polizeyeinrichtung, die unnatürlich und daher unmöglich, die aber der Sinn der vorgedachten Einrichtungen ist, wodurch das Gewerbe untersagt wird, sind alle Armenanstalten unnütze, weil die dadurch aus der Circulation genommene Bettler durch die Natur gleich wieder ersetzet werden, von der man gewiß seyn kann, daß sie in der

Hervor-



Hervorbringung der Menschen bis zur Hungersnoth fortgehet, und nur dadurch in ihrem Fortgange gestöret wird; da es denn unmöglich ist, mit ihr zu wetteifern, oder so viele Bettler zu ernähren, als sie in die Welt schickt, wenn man nicht ein ganzes Land in ein Hospital verwandeln, und die Früchte der Industrie von lauter Bettlern verzehren lassen will, welches denn nicht lange Bestand haben könnte.

Dieses ist das wahre Bild eines Landes, wo den Kindern der Landleute untersagt ist, nach eigenem Gutdünken, das heißt nach den in ihnen liegendem Talente, ein Gewerbe zu wählen. Das Land ist die Quelle der Bevölkerung. Städte und Küsten verzehren sich. Ist es nun den Landleuten auf alle Art untersagt, ein Gewerbe zu treiben, so muß sich die Bevölkerung nach dem Ertrage der Aecker richten; das heißt, so viel ein Land Bettler tragen kann, muß es tragen; je gesegneter und ergiebiger es ist, desto mehrere. Im Falle der Noth erst, wenn ein Jahr eintritt, in dem das Land die Bettler, die es sonst tragen kann, nicht im Stande ist, zu ernähren, werden alle nur mögliche Gewerbe, welche noch den Landleuten übrig bleiben können, zu Hülfe genommen; bis dahin erliegen diese durch den allgemeinen Verfall der Gewerbe des Fleißes, und sind daher erst eine Zuflucht gegen das Verhungern. So lange es damit keine Noth hat, kann man nicht erwarten, daß wo Mangel an Menschen zu Gewerben, und Mangel an Gewerbe für Menschen ist, auf irgend einen Fleiß, den nichts ermuntert, und den nur die Gefahr zu verhungern erzwingt, gedacht werde. Hieraus fließet wieder eine neue nützliche Polizeyanordnung, ein solches, an Gewerben armes Land immer in der Gefahr des Verhungerns zu lassen, damit

 der

strenge und lange anhaltende Winter eingetreten, und hiedurch ward er mit dem größten Elende bedrohet. Wie er demselben entgieng, weiß ich nicht, aber vermuthlich nahm ihn ein Gesandter in seinen Schutz, und erhielt einen guten Arbeiter und eine verarmte Familie. Ist es nicht sonderbar, daß, da in den mehresten Staaten große Summen angewendet werden, fremde Arbeiter herein zu ziehen, noch Fälle eintreten können, wo nützliche und fast nothwendige Arbeiter mit solcher Grausamkeit fortgewiesen werden. Kein Wunder, wenn Industrie nicht empor kommt.

A man, an outcast to the storm and wawe,
It was a crime to pity, and to sawe.

Die Materie der Privilegien führt mich zu den noch rückständigen Gegenständen des zweyten Hauptsatzes, von dem ich handle.

Obgleich Privilegien das einzige Rettungsmittel gegen herrschenden Zunftszwang sind, so folgt doch nicht hieraus, daß sie in sich selbst als gut und fehlerfrei betrachtet werden können. Man muß sie als ein minderes Uebel ansehen, ein größeres zu mildern. Sie haben (ich rede hier nicht von ausschließenden Privilegien, die fast immer verderblich sind, wie nachher bey den Prämien vorkommt,) das Ungemach bey sich, daß sie eine Ungewißheit im Gewerbe einführen, und man nicht mehr weiß, welches ohne, und welches nur mit höherer Erlaubniß getrieben werden kann, und daß, so wie sie daher unter Regierungen, welche nach weisen Grundsätzen handeln, das Gewerbe befördern, sie da, wo Eigennutz oder Unwissenheit Vorurtheile heiligen, zur Einschränkung der

Indu-

Industrie gebraucht werden. An letztern Orten wird es leicht zur Gewohnheit, über jeden bisher zum freien Nahrungsstande gehörigen Zweig der Industrie ein Privilegium auszuwirken, und wenn man solches erhalten hat, andern das Gewerbe, das sie frey trieben, zu verhindern, und ihnen wohl gar die Erhaltung eines Privilegii zu erschweren. Selbst die Gesetzgebende Macht wird dadurch irre. Sie weiß nicht, warum für gewisse Nahrungswege Privilegien gegeben werden, für andere nicht, warum einerley Gewerbe von einigen mit Privilegio getrieben wird, von andern nicht, und glaubt sich dadurch berechtiget, zu Einschränkungen, wo den Landesgesetzen und Gewohnheiten nach die vollkommenste Freiheit herrschet. So ist zum Beyspiel die Schönfärberey überall eine freie Kunst. Unter dieser Rubrik treiben an einigen Orten alle Färber ungestört ihre Nahrung, an andern suchen sie Privilegien, an andern hindert einer dem andern das Aufkommen, mittelst seines Privilegii, und schützet sich, wenn man ihn zur allgemeinen Freiheit zurückweisen will, damit, daß er gehoft habe, in seinem Privilegio Sicherheit gegen seinen Untergang zu finden, welchen er in dem Aufkommen seines Nebenmenschens setzet. Wer kann es alsdenn aber über sich nehmen, einen Mann in gutem Nahrungsstande, durch Ertheilung mehrerer Privilegien, in Gefahr zu setzen, zu Grunde gerichtet zu werden. Es ist nicht ungewöhnlich, daß ganze Städte dergleichen Klagen führen, um durch ausgewirkte Privilegien zu monopolischen Begünstigungen zu gelangen.

Man sollte sich daher hüten, in freien Nahrungswegen Privilegien zu geben, die sonst bald, bis zu den größten Kleinigkeiten, als Siegellack und Federkiele, Besen, Bürsten, Schuhwachs, Schwefelhölzer, oder bis in die

allgemeinste Nahrungswege, welche überall seyn müssen, wo Gelegenheit dazu ist, wie zum Beyspiel, Ziegelbrennen, Kalkbrennereyen, Pottmacherey, wie in Jütland, Mühlen, und dergleichen, ein nachtheiliger Zwang einreißen kann. Nur da sollte man mit Privilegien zu Hülfe kommen, wo sie dienen, dem durch Zwang völlig gebundenen Gewerbe Luft zu machen, und dann muß ein jeder, der frei seyn will, gleichen Zugang dazu haben, damit unprivilegirte sich nicht beschweren können, mit größern Kosten zu arbeiten, als privilegirte Arbeiter.

Zweene Gegenstände sollten billig, des Lebens und der Gesundheit der Menschen halben, von allem Zwange frei gemacht werden, das Brodbacken und Bierbrauen. Ich will hier nicht von Städten reden, wo Brauerhöfe wie adliche Besitzungen sind, die ein Privilegium reale haben, das nicht gekränkt werden darf. Die Concurrenz vieler Brauer und Becker, und ein Publikum, das Achtung erweckt, sind vermuthlich die Ursachen, daß, wenn der Handel und die Schiffahrt im Absatze auch gegründete Klagen führen, doch zum Gebrauche der Einwohner gutes Bier und Brod verkauft werden. Aber auf dem Lande ist dieser Zwang in der That ein großes Uebel. Weil man es dafür gehalten hat, ist jedem, der auf dem Lande wohnet, die Freiheit vorbehalten, zu brauen und zu backen. Dieses ist aber nicht genug. Nicht alle haben Vermögen und Gelegenheit zur Brauerey. Diesen bleibt nichts übrig, als das Bier der Schenkwirthe, welches gemeiniglich nicht trinkbar ist, und Coliken, oder andere Krankheiten erregt. Dieses ist für Erwachsene schädlich. Aber ein noch größeres Hinderniß giebt es in der Erziehung der Kinder, worauf doch die Polizey eines Landes sehen sollte, da wie einer der größten Regenten

im

im Edikte wegen des Caffees auf dem Lande, von sich selbst sagt, Kinder am besten mit Biersuppen auferzogen werden.

In der Untersuchung der Hauptsätze eine allgemeine Leichtigkeit in den Nahrungswegen zu verbreiten, und dadurch der Armuth Unterhalt zu schaffen, wozu, wie wir bisher gesehen haben, gehört, daß die Eintheilung in Stadt- und Landgewerbe, und daß der Zwang der Zünfte abgeändert werde, finden wir noch folgendes großes Hinderniß.

III. Die benommene Freiheit sich nach eigenem Antriebe einem Gewerbe widmen zu können.

Diesen Vorwurf machen wir gemeiniglich den Chinesern, unter denen alle Künste und Handwerker erblich, und den Indianern, die in Kasten eingetheilt sind, aus denen sie nicht treten können. Er trift aber viele Europäische Nationen mehr, als die Asiatischen.

Wenn da, wo ein Staat seine gröste, wo nicht seine einzige Bevölkerung zu gewärtigen hat, den Menschen verwehrt ist, sich auf Gewerbe zu legen, und dadurch alle Mittel herbey zu suchen, der zunehmenden Volksmenge Arbeit und Nahrung zu schaffen, so muß nothwendigerweise eine Verarmung und Trägheit entstehen, welche das Betteln zur einzigen Zuflucht übrig läßt. Wenn der freie Zugang zu den Gewerben gesperret ist, fließet daraus eine Stemmung in der Volksvermehrung, weil weniger Ehen, weniger ansäßige Familien und mehr lediggehende und auswandernde Menschen seyn werden, und wenn die Bevölkerung im Rückstande ist, vermindert sich die jährliche Hervorbringung eines Landes,

und die Verminderung veranlasset eine Abnahme in den Gewerben und Beschäftigungen, wodurch wiederum das Müßiggehen und Betteln zunehmen muß. Abnehmende Volksmenge vermehret daher die Zahl der Bettler, in eben dem Grade wie abnehmende Gewerbe. Dieses rührt von dem Contraste her, in dem sich die Natur mit den menschlichen Anordnungen befindet, da diese der Bevölkerung entgegen arbeiten, und den Bewohnern eines Landes die Grenzen eines eingeschränkten Gewerbes vorschreiben, welche sie nicht überschreiten müssen, wenn sie von ihrem Fleiße leben wollen, und da jene stärker ist, als aller menschliche Zwang, und durch den mächtigern Trieb, den sie in den Menschen gelegt hat, der gemachten Vorkehrungen ungeachtet, so viel nur immer physisch möglich ist, die Bevölkerung vermehret, da denn freilich diejenigen, welche über die Zahl der Menschen gebohren werden, welche das vorgeschriebene Gewerbe erfodert, Bettler werden, und dann erst, wenn Betteln nicht mehr hilft, verhungern müssen.

Wollte man also in einem Staate, wo dem bevölkernden Stande der Zugang zu den Gewerben gesperret ist, dem Betteln abhelfen, so müßte man eine Polizey-Anordnung möglich machen können, vermöge welcher nicht mehr, als eine gewisse Anzahl Kinder in die Welt gesetzet und insonderheit das Geschlecht der Bettler verhindert würde, sich fortzupflanzen. Ohne eine solche Polizeyeinrichtung, die unnatürlich und daher unmöglich, die aber der Sinn der vorgedachten Einrichtungen ist, wodurch das Gewerbe untersagt wird, sind alle Armenanstalten unnütze, weil die dadurch aus der Circulation genommene Bettler durch die Natur gleich wieder ersetzet werden, von der man gewiß seyn kann, daß sie in der

Hervor-

Hervorbringung der Menschen bis zur Hungersnoth fortgehet, und nur dadurch in ihrem Fortgange gestöret wird; da es denn unmöglich ist, mit ihr zu wetteifern, oder so viele Bettler zu ernähren, als sie in die Welt schickt, wenn man nicht ein ganzes Land in ein Hospital verwandeln, und die Früchte der Industrie von lauter Bettlern verzehren lassen will, welches denn nicht lange Bestand haben könnte.

Dieses ist das wahre Bild eines Landes, wo den Kindern der Landleute untersagt ist, nach eigenem Gutdünken, das heißt nach den in ihnen liegendem Talente, ein Gewerbe zu wählen. Das Land ist die Quelle der Bevölkerung. Städte und Küsten verzehren sich. Ist es nun den Landleuten auf alle Art untersagt, ein Gewerbe zu treiben, so muß sich die Bevölkerung nach dem Ertrage der Aecker richten; das heißt, so viel ein Land Bettler tragen kann, muß es tragen; je gesegneter und ergiebiger es ist, desto mehrere. Im Falle der Noth erst, wenn ein Jahr eintritt, in dem das Land die Bettler, die es sonst tragen kann, nicht im Stande ist, zu ernähren, werden alle nur mögliche Gewerbe, welche noch den Landleuten übrig bleiben können, zu Hülfe genommen; bis dahin erliegen diese durch den allgemeinen Verfall der Gewerbe des Fleißes, und sind daher erst eine Zuflucht gegen das Verhungern. So lange es damit keine Noth hat, kann man nicht erwarten, daß wo Mangel an Menschen zu Gewerben, und Mangel an Gewerbe für Menschen ist, auf irgend einen Fleiß, den nichts ermuntert, und den nur die Gefahr zu verhungern erzwingt, gedacht werde. Hieraus fließet wieder eine neue nützliche Polizeyanordnung, ein solches, an Gewerben armes Land immer in der Gefahr des Verhungerns zu lassen, damit

 der

der Bettler gezwungen werde, zu arbeiten *). Wenn diese Anordnung, wie wir vorhin gesehen haben, in dem Sinne genommen wird, daß von den Produkten eines Landes so vieles ausgeführt werde, daß im Lande nicht mehr zurückbleibe, als nöthig ist, einen guten und billigen Marktpreis zu erhalten, welcher den Fleiß belohnen kann, aber zugleich zur Triebfeder dient, nicht saumselig zu werden, so ist der Produktenhandel im gehörigen Gleise, Erzeugniß ist mit Absatz, Fleiß mit Bedürfniß, Arbeit mit Bezahlung im Gleichgewicht. Wenn dagegen ein Land keine Produkte ausführen kann, wenn sie blos zur innern Verzehrung dienen, so ist in der That zu wünschen, daß nicht mehr erzeugt werde, als zum Unterhalt redlicher und fleißiger Einwohner geradezu nothwendig ist, mithin daß vor der Erndte alles ersticke, worauf der Bettler und der Müßiggänger rechnet. Ich darf wohl nicht erst beweisen, daß es für den innern Wohlstand der Staaten besser seyn würde, wenige fleißige und in ihrem Gewerbe vollkommene Arbeiter, als viele Bettler zu haben, aber da, wo überall Trägheit und schlechtes Arbeiten herrscht, kann es freilich auch nothwendig werden, reich an Bettlern zu seyn. Was der Bettler durch vermehrte innere Consumtion der Hervorbringung gewinnen macht, das macht er durch Heruntersetzung der Preise wieder verlieh-

ren.

*) Daß in theuern Zeiten mehr gearbeitet werde, als in wohlfeilen, ist eine Wahrheit, die der Herr Prof. Büsch als allgemein anerkannt anführet, und die Smith gegen einen französischen Schriftsteller bestreitet. In einem Lande, wo, wie in England, Gewerbefreiheit blühet, scheint Smith Recht zu haben. In andern beweiset die Erfahrung die Berechnung des Franzosen.

ren. Wenn also durch verminderte Hervorbringung die Preise erhöhet werden, bleibt die Circulation für den Hervorbringer dieselbe, die billig gesetzte Preise verhindern das Betteln und nöthigen zur Industrie, und die allgemeine Sicherheit nimmt durch den Mangel an Bettlern zu, welche bekanntlich überall gefürchtet werden. Wenn aber dagegen die verminderte Consumtion der Bettler den Erfolg haben sollte, daß die Produktenpreise gleich niedrig blieben, oder vielleicht noch mehr heruntergesetzt würden, so ist es freilich besser, daß ein Staat die volle Zahl der Bettler behalte. In diesem Sinne muß man es verstehen, wenn man einem großen Finanzier beylegt, berechnet zu haben, daß jeder Bettler durch seine Verzehrung jährlich dem Fisk beynahe Zweydrittheil Rthlr. eintrage. Weit beträchtlicher würde der Ausfall seyn, wenn man dagegen berechnete, was ein Bettler dem Staate gewinnen könnte, wenn er seinen Müßiggang in Fleiß verwandelte, und dieses müßte er thun, wenn Mangel an erbettelten Unterhalt ihn dazu nöthigte.

Wie Staaten zu dem Menschenverzehrenden Grundsatze gelangt sind, nicht einem jeden Einwohner selbst die Bestimmung zu dem ihm angemessenen Gewerbe zu überlassen, wie diesen Zwang Aristokratische Anmaßung nach und nach einführte, eben die, die Thronen erschütterte und der bessern und wohlthätigern Macht väterlicher Regenten fesselnde Handfesten vorlegte, (denn Unterdrückung des Volkes und Schwächung des gesetzmäßigen Ansehens der Könige gehen immer bey einander); wie tief der Verfall des Landes einwurzelte, und zuletzt mit den gesetzmäßigen Einrichtungen, und mit dem, von jedem guten Bürger, für heilig anerkanntem Eigenthumsrechte so verwebt wurde, daß, als die bessere, und von Gott einge-

setzte Macht wieder hergestellt war, und in die Hände des eigentlichen väterlichen Landesbeherrscher kam, die Versuche der wohlwollendsten Regenten zurückgehen mußten; wie ganz umsonst es noch itzt ist, an eine Abänderung zu denken, wenn nicht Religion, Gefühl der Moralität, Vaterlands- und Menschenliebe, richtige Beurtheilung des eigenen Interesse, durch Aufklärung und richtige Einsichten, dahin gebracht werden, einen allgemeinen Geist zu erwecken, der die Schmach der Menschheit, die Schwäche der Staaten, das Verderbniß der Sitten und die Armseligkeit und Unmoralität der Unterdrückung, des wichtigsten Standes im Staate, des nützlichsten Hervorbringens, des Nächsten, den ein Gesetz, das in jedem fühlenden Herzen mit glühenden Worten geschrieben ist, befiehlet, wie uns selbst zu lieben, so fühlbar macht, daß jeder eine Aenderung wünschet, eine Besserung sucht, und dann, o wie leicht! findet — alles dieses habe ich nicht nöthig zu erörtern, da einer unserer würdigsten Schriftsteller dieses bereits mit einer Einsicht und Wahrheit gethan hat, die an Kühnheit grenzen würde, wenn wohlwollende und auf das allgemeine Beste, auf das Glück der Landesregierung, auf die Erfüllung der väterlichen Wünsche der Könige gerichtete Wahrheiten zur Kühnheit werden könnten. Den Willen der Könige zu zeigen, die nie königlicher dachten, bietet die Geschichte kein größeres Beyspiel und die Philosophie keine edlere Sprache dar, als das Urtheil, welches unser König Friederich der Vierte fällte, und welches ich daher hier abschreiben will: For at have des meere Lyst, Moed og Hierte til at väre arbeitsom, vindskibelig, ja til at vove Livet for os og Fädrenelandet i fornödne Tilfälde, helst naar de see, at de og deres Börn med Friehed kan besidde og i Brug beholde

beholde det Sted, de stræbe for, des ligeste at de Mænd paa Landet som Gud velsigner med mange Sønner og ikke alle til Bondearbeid in klinerer eller behøres, Kunde nogle af dennem lære enten Handverker, Kiøbmandskab, Soefarten eller andet, hvorved de i Fremtiden sich ærligen og redeligen Kunde ernærn og en befrygtes for at tringes til deres Fødestavn; — Dieses waren die Gründe, die der König gebrauchte, den Zwang aufzuheben, welcher die Landleute von allem Gewerbe ausschloß, und an der Erdscholle fesselte, wo sie gebohren (glebae adscripti) waren: damit sie desto mehr Lust, Muth und Herz haben mögten, arbeitsam und fleißig zu seyn, ja, wenn es nöthig seyn sollte, ihr Leben für den König und für das Vaterland zu wagen, besonders wenn sie sehen, daß sie und ihre Kinder die Stelle, der sie ihren Fleiß aufopfern, mit Freiheit besitzen und nutzen können; damit ferner die Männer auf dem Lande (nicht die elenden Sclaven,) die Gott mit vielen Söhnen segnet, welche nicht alle zum Bauernstande Neigung haben und gebraucht werden, einige derselben entweder zu Handwerker, zur Handlung, zur Schiffarth, oder sonst zu etwas anführen mögten, wodurch sie sich in der Folge ehrlich und redlich ernähren können, ohne fürchten zu müssen, an ihren Geburtsort gefesselt zu werden. So lange noch solche Sprache nicht gehört, und ein solches Gesetz, nicht als königlicher Befehl, der, wie die Erfahrung gelehrt hat, fruchtlos ward, sondern als Gesetz des natürlichen Rechts, nicht befolgt werden kann, ist es umsonst, an Industrie und Bevölkerung zu denken, und durch Vermehrung derselben die Armuth aufzuhelfen, und dem Unwesen des Bettelns zu steuern.

Pensionen Eigenthum, weil derjenige, der sie für seine geleistete Dienste genießet, indem er allen andern Nahrungswegen entsagte, sich mit allen seinen Fähigkeiten dem Staate widmete, um dafür den Unterhalt zu finden, den er der Landesverfassung gemäß gewärtigen konnte, und dieses also einen Contrakt in sich schließt, der nur durch gegenseitige Einwilligung gehoben werden kann, bey dem aber eine gelinde Regierung ihrer Seits nie ihre Einwilligung versagt. Wer die Sache anders beurtheilt, der kann nicht erwarten, daß dem Staate gut gedient werde; die Regel der Türkey tritt ein, ein Amt, wie ein Pachtgut zu behandeln, bey dem man sich, so viel als möglich ist, zu bereichern sucht, weil es ungewiß ist, wie lange man es behält, und dann wird man nur solche Aemter suchen, die Gelegenheit geben, Geld zu erpressen. Ob aber die Invaliden zu Greenwich und zu Paris nöthig haben, von ihren Pensionen kostbare Gebäude und viele Aufseher zu unterhalten, ist eine andere Frage, und in Absicht dieser habe ich gedachte beyde Etablissementer bey Gelegenheit der Hospitäler erwähnt.

III. Zwangsmittel gegen den Gebrauch fremder Waaren.

Der Zweck des Handels ist im Tausche zu gewinnen. Staaten haben ihn mit einzelnen Handelnden gemein. Gewinn entstehet, wenn ich für Waaren so viele Waaren eintausche, daß ich nach Abzug dessen, was mir der Einkauf der Waaren kostete, die ich vertauschte, noch einen Ueberschuß übrig behalte, für den ich neue Waaren einkaufen kann. Wenn ich die ersten Waaren a nenne, und den Gewinn b, und ein Staat in der Handlung für

für a Waaren a + b in der Fremde eintauscht, und diese a + b wiederum angewendet werden, in dem Lande Waaren aufzukaufen, und solche in der Fremde mit einem Gewinn c oder für a + b + c zu vertauschen, so sagt man, ein Staat vermehrt seine Reproduktion und hat die Handelsbalance für sich.

So wie sich der Gewinn b + c vermehret, welches jährlich in arithmetischer Progression geschehen kann, und die Reproduktion dadurch zunimmt, wächst der Wohlstand eines Landes und der Fleiß der Einwohner; so wie aber der Lux oder die Begehrlichkeit nach fremden Waaren zunimmt, die nicht zur Reproduktion im Lande, sondern entweder zum todten Capital, oder zur Aufzehrung, dienen, verliehret ein Staat in seinem Handel, er tauscht nicht mehr für a Waaren a + b ein, sondern bezahlt a + b mit a — b; das heißt, er wird um so viel ärmer, als er für b mehr Waaren einführt, wie er für a weniger ausführet, oder er hat, wie man sich ausdrückt, die Handelsbalance gegen sich.

Hieraus fließen zweene Sätze:

I. Die Staatswirthschaft hat es zum Hauptaugenmerk gemacht, die Handelsbalance für sich zu haben, und hiezu einen zwiefachen Weg gewählt, den man den Aktiven und Negativen nennen kann.

1) Der Aktive bestehet darin, daß man sucht, die Reproduktion so zu vermehren, daß dieselbe jährlich einen Ueberschuß gegen die Bedürfnisse fremder Waaren giebt, und daß dieser Ueberschuß wieder zur Reproduktion angewendet werden könne. Hier ist die Begehrlichkeit nach frem-

fremden Waaren eine Anreizung zur Reproduktion und daher vermehrten Handelsbalance.

2) Die Negative bestehet darin, daß man die Einführung gewisser fremder Waaren, welche zur Verzehrung dienen, zu verhindern sucht, um desto mehr von den eigenen Landesprodukten gegen gemünztes Silber oder Gold eintauschen zu können. Hier hat man angenommen,

a) Daß die Begierde nach vielen fremden Luxwaaren, durch Verbote derselben, abnehmen, und die Begierde nach Geld dadurch zunehmen müsse.

b) Daß die Beraubung vieler fremden nützlichen und nothwendigen Waaren, die Hervorbringung und Fabrizirung eben der Waaren im Lande, nicht ermuntern, sondern erzwingen müsse. Zu dem Ende hat man den doppelten Weg eingeschlagen, von dem jeder beyde Absichten vereinigt:

1) Den Gebrauch fremder Waaren zu untersagen, oder Luxverordnungen ergehen zu lassen.

2) Die Einfuhr fremder Waaren zu verbieten, deren Gebrauch im Lande untersagt ist.

Ich will diese Sätze nachher einzeln durchgehen.

II. Weil die vortheilhafte Handelsbalance nur dann entstehen kann, wenn der Gewinn b zur Reproduktion angewendet wird, die Reproduktion aber sich bis in das letzt mögliche Kleine in der Industrie erstreckt, wird es nothwendig, daß der Gewinn b so beschaffen sey, daß er leicht von Hand zu Hand gehen, oder, wie man sich ausdrückt, circuliren könne. Diese Circu-

Circulation zu befördern hat man zu b die Waaren gewählt, welche fast am längsten dauern, die wenigste Masse (volume) einnehmen, und doch in sich den Werth einer Menge Waaren begreifen können, dabey nicht äusserst selten sind, und gewissen, sichern, äußerlichen, kenntbaren, und öffentlich beglaubigten Bestimmungen unterworfen werden können, welches bey den leichterern und kostbarern, obgleich noch dauerhaftern, aber auch seltenern und nicht sehr zertheilbaren Waaren, der Edelsteine, nicht angehet. Die Waare, welche vorhingedachte Bequemlichkeiten hat, ist gemünztes Gold und Silber, welches man gemeiniglich Geld nennet, aber im Grunde nichts anders, als eine Waare ist, die jedermann führen, und in seiner täglichen Handlung gebrauchen kann *). Hieraus fließen verschiedene Folgerungen.

1) Je

*) Dieses anzunehmen, scheint mir hier hinreichend zu seyn, (obgleich das Circuliren und der dadurch vermehrte Werth immer eine Eigenschaft bleibt, die Geld vor andern Waaren voraus hat,) ohne mich weiter in die Theorien des Geldes und der Geldmassen der Staaten einzulassen, die mich zu sehr ins Spekulativische führen würden, wobey die Leser das mühsame Grübeln des Verstandes bewundern, aber auch gemeiniglich ermüden. Wer hierüber nachdenken will, für den ist durch Montesquieu, Stewart, Hume, Smith, Pinto, Cantillon, Young, Forbonnais, Melon, Dutot, Necker, und die Oekonomisten in Frankreich und Deutschland, worunter Münchhausen vorzüglich zu bemerken ist, genug vorgearbeitet worden. Ich nenne den Herrn Professor Büsch zuletzt, weil er der neueste Schriftsteller über den Geldumlauf ist, der alle vorhin

1) Je schneller der Umlauf ist, desto reicher ist die Reproduktion; oder je zahlreicher die Canäle sind, in die sich das Geld vertheilt, desto mehr nimmt der Fleiß und die Hervorbringung zu. Man sucht daher die Circulation zu befördern. Dieses kann geschehen

a) Durch erleichterte Circulation, wenn dafür gesorgt wird, daß der gehörige Vorrath von Münzsorten da ist, welche erfoderlich sind, den untersten Preis des Fleißes zu bezahlen, das heißt, daß es nicht an Scheidemünze fehle; welche übrigens, da sie blos zum Umlaufe im Lande dient, und nicht in dem auswärtigen Handel, als Waare gebraucht wird, wie bey grob Courant geschiehet, nicht nach dem bestimmten Werthe der Waaren, oder, wie man es nennet, den Münzfuß, zu schätzen ist, sondern nach einem angenommenen Werthe gelten, oder auch durch andere Zeichen vorgestellt werden kann; welches, zum Beyspiel, in Indien durch Cauris und in Europa

vorhin angeführte Männer geprüft und gekannt hat. Vorzüglich scheint mir ein Italiäner zu empfehlen zu seyn, aus dem ich verschiedene Stellen angeführt habe, und der, unter dem Titel Meditazioni sulla Economia politica, die wichtigsten hieher gehörigen Materien mit einer seltenen Bündigkeit, Deutlichkeit und Scharfsinn abgehandelt hat. Wenn man siehet, wie weit, bey gänzlicher Unterdrückung der Aufklärung, die Italiänischen Gelehrten es in der Gründlichkeit der Wissenschaften gebracht haben, wozu auch Genovesi (Lezioni di Commercio ovesia della Economia publica) zu rechnen ist, wie vieles muß man denn nicht von dieser Nation erwarten können, wenn einmahl die Bande der Unwissenheit von den Händen der Regenten zerbrochen werden sollten.

ropa durch Kupfer geschiehet, das unter seinem Marktpreise verkauft wird.

b) Durch beförderte Industrie. Ueberall, wo Industrie herschet, ist geschwinde Circulation die nothwendige Folge. Circulation wirkt nicht Industrie, sondern jene fließt aus dieser, wobey weiter nichts, abseiten der Circulation zu beobachten ist, als daß solche wegen Mangel an Gelde keinen Aufenthalt leide, wie ich eben erwehnt habe, und hiezu ist kein Grund vorhanden, wenn Industrie blühet. Nur in den Ländern, in denen sie nicht blühet, wird der Mangel an Geld ein Hinderniß ihres Aufkommens.

Man hat diesen Mangel, die Circulation zu befördern, durch Zeichen zu ersetzen gesucht, das heißt, Bankozettel geprägt. Der Grundsatz, dem man hiebey folgt, scheint dieser zu seyn. Wenn ein Staat durch seine Waaren a nicht Gewinn b genug eintauscht, um die Reproduktion zu befördern, oder wenn gar ein Staat mit seinen Waaren a, Verlust, oder — b eintauscht, so muß man auf etwas denken, einen circulirenden Fond im Lande zu schaffen, welcher die Reproduktion so befördere, daß in der Fremde † b oder Gewinn genug eingetauschet werden könne, um die Reproduktion so zu vermehren, daß eine vortheilhafte Handelsbalance entstehe.

Dieses Raisonnement ist grundfalsch, und ganz auf den Untergang der Staaten gerichtet, aber so sehr gekünstelt und blendend eingekleidet, mit Beyspielen großer erworbener Reichthümer, wichtig unterstützter Handelshäuser, und anderer Etablissementer, wie auch mit der wichtigen und zur Regierungskunst gezogenen Materie des

Wechselcurses, so vermengt worden, daß Leute, die es nicht verstehen, da große Gelehrsamkeit vermuthen, wo die einfache Wahrheit ganz mit Füßen getreten wird, mit der man aber kaum hervorkommen darf, um nicht für unwissend gehalten zu werden, wenn gleich der kleinste Jude richtiger operiret, als der Finanzier, indem jener seinen Reichthum immer vermehret, und dieser Schulden auf Schulden häuft, und den Staat immer mehr verarmen siehet. Der Erfolg sollte die Falschheit der Maaßregeln beweisen, aber es gehet den Ländern, wie den eingebildeten Kranken, je mehr die Medicin sie schwächet, desto mehr gebrauchen sie.

Wenn es richtig gehandelt seyn sollte, durch Bankozettel das Capital einer Nation zu vergrößern, so müßte die Behauptung wahr seyn, daß die vermehrte Geldmasse ein Beweis der Industrie eines Landes sey. Nun ist dies gerade umgekehrt. Wo wenig Fleiß herrscht, wo mithin ein langsamer Umlauf des Geldes ist, da gebraucht eine faule und träge Nation eine große Geldmasse ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Wo dagegen fleißige Hände, Leben und Wirksamkeit sind, da macht der schnelle Umlauf mehr als die Menge Geldes, und jener macht es erst nützlich, daß diese sich vermehre. Giebt man also einer Nation mehr Geld in die Hände, als sie selbst durch Thätigkeit in Bewegung setzet, so vermehrt man die Trägheit, den unnöthigen Aufwand, und die ungleiche Vertheilung des Geldes.

Wir wollen folgenden Gang der Sachen annehmen:

Ein Staat kann im Tausche mit andern Staaten nicht Waaren mit Waaren, oder Produkten mit Produkten

dukten saldiren, sondern muß von der allgemeinen Waare, oder von dem Gelde, welches zum circulirenden Fond seiner Erzeugnisse dient, das Deficit oder Fehlende ergänzen. Also gehet das Silber und Gold aus dem Lande, welches zur Bezahlung der Arbeiter nöthig ist, mithin können nicht mehr so viele Menschen ernähret werden, als vorhin; folglich nimmt die Bevölkerung und Hervorbringung immer mehr ab.

Hier ist die Frage: Ist es möglich, daß dieses Uebel bis zur gänzlichen Verarmung der Staaten gehe, oder muß es vielmehr einer Nation zum Antriebe dienen, sich empor zu arbeiten? Das letztere ist in die Augen fallend.

Wenn ein Staat nicht mit seinen Produkten die Ausländer bezahlen kann, und sein Silber und Gold hergiebt, so heißt das nichts anders, als die Einwohner eines Staates sind so begehrlich nach fremden Waaren, daß sie ihr Capital damit verzehren, und das nicht allein, sondern daß sie auf ihre Fonds noch Capitäler von Ausländern leihen, und wenn sie selbige nicht verzehren, doch wenigstens die Renten davon bezahlen müssen. Einzelne schlechte Haushälter dieser Art kann es wohl geben, aber ein ganzes Land damit bevölkern zu wollen, ist in der That zu viel.

So in die Augen fallend es ist, wie irrig diese Voraussetzung seyn würde, so leicht ist es auch, das Gegentheil zu beweisen. Man nehme einzelne Familien, so werden die mehresten die Balance für sich haben, man nehme die mehresten Dörfer, Provinzen, Handelsstädte, so wird man eben das finden; woher kommt es denn, daß wenn man diese einzelne Balancen summiret, doch eine

Unterbalance für den Staat daraus entstehe *)? Man kann hier nur zweene Fälle als möglich annehmen, entweder 1) die einzelne Nahrungsquellen eines Landes werden durch eintretende Zufälle so verstopft, daß die Verarmung vieler Menschen, oder ihre Unterbalance daraus entstehet, oder 2) es herrschen Fehler in der Staatswirthschaft, welche die Summe der einzelnen Balancen überwiegen, und der Staatsbalance einen nachtheiligen Ausschlag geben.

1) Wenn die Nahrungswege verstopft werden, hilft dagegen keine Künsteley, sie führt vielmehr immer mehr zur Verarmung. Ich will dieses durch einige Beyspiele erläutern. Wenn Rußland wohlfeiler Eisen verkauft, als Schweden und dieses daher in seinem Absatze verliehret, so müssen viele Menschen müßig gehen, und das Land ist in Gefahr, sie durch Auswandern zu verliehren. Dieser Schaden ist groß, er wird aber noch größer, wenn man ihm abzuhelfen sucht, und dazu erzwungene Mittel wählt. Liegt in Schweden mehr Zwang wie in Rußland auf das Gewerbe, welches zum Bergbau gehöret, und dieser Zwang wird gehoben, die etwa dadurch abgehende Revenüen werden durch Oekonomie oder durch besser vertheilte Auflagen ersetzet, so wird die Wetteiferung mit Rußland ein statistischer Vortheil für Schweden. Läßt man dagegen die Sachen, wie sie waren, und giebt man Prämien, durch diese den Eisenpreis zu zwingen, so benimmt

*) Dieses wird weiterhin noch etwas ausgeführet werden, um zu zeigen, daß eine Unterbalance im Handel schwerlich entstehen kann, und, wenn sie entstehen sollte, sich von selbst zurecht ziehen muß. Ehe ich dieses thue, will ich die wahren Quellen der Unterbalance untersuchen.

nimmt man den Arbeitern alle Anreizung, eben dahin zu gelangen, wohin Rußland kommt, und der Staat verliehrt doch den Unterschied im Preise, indem er ihn aus dem Fisk vergütet, und dazu die Mittel von andern Auflagen nehmen muß, welche daher die Artikel vertheuern, von denen sie bezahlt werden. Ohne diese Prämien kann man vielleicht eine augenblickliche Stemmung befürchten, aber diese wird, ehe die Menschen auswandern, oder verhungern, zu andern Nahrungswegen führen, bey denen der Fleiß, wenn ihm keine Hindernisse im Wege stehen, gewinnt. Eben dieses wird geschehen, wenn ein Ort die Handlung verliehret, weil der Handel eine neue Wendung nimmt; dagegen zu arbeiten, würde vergebens seyn, und wir haben Beyspiele der blühendsten Städte, welche durch neue Handelswege ganz verfallen sind. Aber auch hier werden wir finden, daß ungefähre Zufälle solche Städte blühend machten, daß äußere Ursachen, als Kriege, Zollunterdrückungen, und dergleichen, wie bey Ormuß, den Verfall bewirkten, und daß, wo wahre Handelsindustrie ist, ein gesperrter Handelsweg bald neue eröfnet, und daß dieses, besonders in einem Reiche, in dem Gewerbe und Industrie blühen, geschehen muß, wo, wenn auch ein Ort verfällt, andere dagegen empor kommen. Dieses siehet man in England, wo, wenn die Industrie eines Orts durch Mangel an Absatz verfällt, andere Oerter dagegen durch neue Industrie blühend werden, ohne daß man für die einzelne Aufnahme der Städte und Marktflecken sorgen darf.

Die Eintretung der Verarmung vieler Menschen, durch Hemmung der gewohnten Nahrungswege, wird, wie man sicher annehmen kann, nie so allgemein seyn, daß denen, die außer Nahrung gesetzt sind, nicht Auswege

übrig bleiben sollten, den Abgang zu ersetzen, und sich den gewohnten Unterhalt, dem Lande aber den gewohnten Ertrag seiner Produkte, zu erwerben, und selten wird ein Fall eintreten, wo ein Land nicht durch eröfnete Concurrenz seinen Zustand verbesserte.

2) Wenn Fehler in der Staatswirthschaft herrschen, so bestehen solche entweder in der schlechten Haushaltung des Hofes, oder in dem vorhin gedachten Erkünsteln des Handels und Produktensystems. Von den Folgen einer schlechten Haushaltung des Hofes zeigt die Geschichte in Sachsen, unter den Königen von Pohlen, ein auffallendes Beyspiel, da durch Ueppigkeitsverschwendung der arbeitsamste und in sich reichste Staat verarmte. Das Beyspiel eines Friederich Wilhelms zeigt dagegen, wie, im sandigten Boden und einem zur Handlung wenig begünstigten Lande, die verdorbensten Staatsumstände, durch eine kluge Haushaltung wieder hergestellet werden, und das unvortheilhafte in der Balance ersetzen können, welches Friederich Wilhelms großer Nachfolger immer weiter gebracht hat. Von den Folgen eines erkünstelten Handels- und Produktensystems können wir nicht sicherer und vollkommener urtheilen, als wenn wir das ganze Verfahren der Haushaltungsgeschichte in Schweden durchgehen, wo das ganze System von Anfang bis zu Ende, mit allen nur ersinnlichen Hülfsmitteln getrieben ist, von den ersten Bankoperationen an, bis zum Verfall der Bankonoten auf funfzig Procent, unter der ersten Bestimmung, und bis zu der endlichen Festsetzung dieses gesunkenen Werthes gegen das Geld, das sie vorstellen sollen, wie man in der Folge weiter sehen wird.

So wie man mit Gewißheit vermuthen kann, daß ein Land, wenn es fühlt, daß es Unterbalance hat, auf Mittel denken wird, diese Unterbalance zu saldiren, so lange die Sachen ihren natürlichen Lauf haben; so kann man auch versichert seyn, daß ein Land nie auf Hülfsmittel sinnen wird, wenn man ihm dies Gefühl benimmt, und den mangelnden circulirenden Fond zur Reproduktion, das heißt, Waaren, die gegen Waare ausgetauscht werden kann, durch Beweise für Waaren, die nicht da sind, oder grob Courant durch Bankozettel, ersetzet. Es sind hier also zwo Wahrheiten gleich wichtig, und der Ungrund derselben ist wohl nicht zu erweisen. Die eine: daß ohne Fehler in der Staatswirthschaft, ein Land keine Unterbalance im Handel haben wird; die zweyte: daß wenn auch eine Unterbalance im Handel eintreffen sollte, solche durch die Beyhülfe eines fingirten circulirenden Capitals immer mehr zunehmen muß. Ehe ich den ersten Satz weiter durchgehe, sind in Absicht des zweyten folgende Sätze in Erwegung zu ziehen.

1. Geld stehet als Waare in seinem Werthe mit andern Waaren in Verhältniß. Wenn Waaren gegen Geld zu theuer sind, oder Geld gegen andere Waaren zu wohlfeil ist, folglich in den Preisen kein richtiges Verhältniß herrscht, so werden Ausländer das Geld für ihre Waaren kaufen und ausführen, bis nur so viel zurückbleibt, daß es mit andern Staaten in gleichem Preise kommt. Dieses fällt am meisten bey den Staaten in die Augen, die vieles Silber unter ihren Produkten haben, und die es doch nicht als eine Waare ansehen wollen, deren Ausfuhr sie verstatten müssen, so lange sie mehr Silber haben, als das zum circulirenden Fond und zu den richtigen Waarenpreisen nöthige Capital erfodert, und

sich alsdann die Ausfuhr von selbst hemmet. Ist das Geld in einem Lande zu theuer, so werden andere Waaren zu wohlfeil, und keine aus der Fremde hingebracht; das Geld bleibt im Lande zum circulirenden Fond und vermehrt die Reproduktion; die Geldmasse nimmt dadurch jährlich zu; es ist wohlfeil zu leben, und dies zieht Menschen an sich; die Produkten finden leichten Absatz in der Fremde, bis dadurch so viel Geld angehäuft wird, daß die Preisen der andern Waaren steigen und mit andern Ländern gleich werden.

Setzet man nun an die Stelle des Geldes, dieser wirklichen Waare, Waarenzeichen oder Papiergeld, so vermehrt das Papier den circulirenden Fond durch den Credit, den es hat, und verursacht, daß das Geld in seinem Preise fällt und andere Waaren steigen. Fremde finden also ihre Rechnung dabey, Waaren gegen Geld einzuführen; bey ihnen hat aber das Papier nur so lange Credit, statt der wirklichen Waare, als sie es, so bald sie wollen, gegen Silber austauschen können, und da dieses früh oder spät geschehen muß, indem die wegen der Vielheit des circulirenden Fonds häufig gewordene Einfuhr fremder Waaren, den Fremden viele Ansprüche giebt, und nunmehro Papier mit in die Masse der Waaren gekommen ist, welche der Staat zum Tausche mit Fremden zu Markte bringt, wird alles Silber aus dem Lande gehen, und blos das Papier zurückbleiben. Sobald dadurch das Silber selten wird, und man siehet, daß man für das Zeichen der Waare, oder Papier, nicht mehr die Waare selbst haben kann, wird man das Zeichen nicht achten, und die Waare selbst, oder Silber höher halten. Die Bankonoten müssen daher im Cours gegen Courantgeld fallen. Die Masse des circulirenden Fonds wird

verrin-

verringert. Verliehren Bankozettel im Cours zehn Procent gegen Courantgeld, so wird das circulirende Capital von 100,000 Rthlr. zu 90,000 Rthlr. heruntergesetzet; das heißt, wer für eine Waare 100 Rthlr. zahlt, giebt in der That nur neunzig; wer eine Waare, die neunzig Thaler werth ist, verkauft, muß 100 Thaler dafür haben, und wer 100 Thaler zu besitzen glaubt, hat nur neunzig. Alle Grundstücke und Waaren müssen also um zehn Procent erhöhet werden, oder der Besitzer und Verkäufer verliehren im Preise. Dieses kann so weit gehen, daß Scheidemünze, die, wie ich bereits bemerkt habe, gar keinen Werth, als Waare, haben sollte, besser wird, als Papier, oder dieses im Lande, an die Stelle des Silbers, circulirenden Courantgeldes; hiedurch entstehet die größte Verwirrung im gemeinen Leben, und in der Bezahlung der Arbeiter, denen es an Scheidemünze fehlet. Das Silber wird immer theurer herbey zu schaffen, die Waarenpreise steigen, und alle Industrie in der Reproduktion wird durch eine unwiderstehliche Concurrenz mit den Ausländern gänzlich zu Grunde gerichtet.

Wenn es einmahl so weit gediehen ist, daß Bankonoten in einem gewissen Cours unter ihrem gestempelten Werthe sind, so kann man den Verfall wie eine Art von Akkord ansehen, in dem der Staat mit seinen Gläubigern tritt, und aus dieser Ursache ist es eben so gut, dem Papiergelde den heruntergesetzten Werth beyzulegen, und dies so lange zu thun, bis es nicht mehr fällt, da es denn wenigstens nie in voller Bezahlung gebraucht werden kann, welches bey lange gestandenen Capitalien, in denen nicht eine gewisse Münzsorte verschrieben ist, eine große Unbilligkeit enthält, und oft im Handel ein nachtheiliges

Wechselagiotiren und einen Verlust im Verkaufen gegen Einkaufen nach sich ziehen kann. So erhöhte Schweden den Werth eines Speciesthalers von drey Thaler Silbermünze auf sechs Thaler. So sind die Steuerscheine in Sachsen nach ihrem Course in der Circulation zu Courantgeld berechnet, und so setzte der König von Preußen das im Kriege geprägte Kupfer und Zinn, welches im Grunde auch nichts als Zeichen des Geldes war, nach dem Hubertsburger Frieden auf einmahl von seinem gestempelten Werthe zu seinem innern Werthe herab.

2. Wenn man die Absicht hat, durch ein fingirtes Capital den circulirenden Fond zu vergrössern, so müßte man sorgfältig dahin sehen, daß das fingirte Capital, oder, wie man es nennen könnte, der Staatskredit, blos zur Reproduktion angewendet würde. Gutsbesitzer, Landleute, Industrie befördernde Arbeiter, müßten also die einzigsten seyn, denen man zu Hülfe käme. Dieses geschiehet aber gemeiniglich am allerwenigsten. Das mehreste fingirte Capital, wird zum Handel gebraucht. Wie soll aber der Handel dem Staate Vortheil bringen, wenn er nicht die Reproduktion befördert und er thut gerade das Gegentheil, wenn das zu seinem Besten in Circulation gebrachte fingirte Capital die Folge hat, daß der wahre circulirende Fond aus dem Lande geschaft wird.

Soll man denn den Handel nicht unterstützen, soll man, wenn sich vortheilhafte Conjuncturen darbieten, sie wegen Mangel an Fonds, ungenutzt vorbeygehen lassen? Dieses zu behaupten, wäre ungereimt, aber man kann auch ohne Bedenken behaupten, daß es weit vortheilhafter ist, Geld in der Fremde zu borgen, um vortheilhafte Entreprisen zu machen, zu denen der Fond im

Lande

Lande fehlt, als diesen Fond durch Papier vorstellen zu wollen. Anleihen dieser Art können nie dem Lande schädlich seyn, wenn die Valuta im Handel bleibt, und ein Ueberschuß an Zinsen gewonnen wird. Sie unterscheiden sich sehr von Staatsschulden, wo die Valuta verzehrt wird, und die Zinsen im Lande aufgebracht werden müssen. Zu den Handelsanleihen gehören die Interessentschaften der Holländer in den Sächsischen Bergwerken, und die zum Anbau der Westindischen Colonien aufgenommene Capitalien.

Die unbedeutende Argumente, welche man zum Vortheile des Papiergeldes, von der Bequemlichkeit genommen hat, die man in der Leichtigkeit findet, große Summen auszuzahlen, sind zu unwichtig, um einiges Ansehen zu verdienen. Das Auf- und Abschreiben in der Bank, die Bezahlung mit Wechseln, das Auswiegen des Silbers in versiegelten Beuteln, wo der Credit in rechtem Flor ist, die Leichtigkeit, Gold in ziemlich ansehnlichen Summen bey sich führen, machen, daß der Grund der Leichtigkeit, in Papiergeld zu bezahlen, auch alsdann nicht von Bedeutung seyn würde, wenn übrigens die Schädlichkeit des Papiergeldes ihn nicht überwöge.

Was nun den Satz anlanget, daß ohne Fehler in der Staatswirthschaft kein Land Unterbalance im Handel haben wird, so ergiebt sich dieser aus der Natur des Handels selbst.

Ein Engländer, erzählt der Herr Professor Büsch, fragte einen Schottländer, der ihm vieles von der Unterbalance Schottlands im Handel mit England vorsagte: — Aber womit saldirt denn Schottland seinen Handel?

Der

Der Schotte antwortete: Mit Banqueroutten und Heyrathen reicher Erbinnen in England. Eben dies kann man überall fragen, wo von einer Unterbalance im Handel geredet wird, und überall muß auf die eine oder die andere Art geantwortet, das heißt, das Deficit muß saldiret werden können.

So lange man nicht siehet, wie ein Deficit saldirt wird, kann man sicher annehmen, daß keines da ist. Man kann aber noch weiter gehen. Alle Mittel, ein Deficit zu saldiren, außer baarer Bezahlung, können nicht lange Stich halten, wenn der Handel seinem natürlichen Laufe überlassen wird. Credit ist der Grund des Handels, und zur Erhaltung desselben gute Bezahlung nothwendig: fehlt Bezahlung, so fällt der Credit, mit dem Credit die Einfuhr fremder Waaren, und so wie diese eingeschränkter wird, so kommt die Balance eines Staates wieder ins Gleichgewicht, aus dem sie, wenn alles natürlich geht, nur in einzelnen Fällen, oder auf kurze Zeit, hat verrückt werden können.

Soll die Einfuhr aus der Fremde nicht abnehmen, und nicht durch diese Abnahme die Balance eines Staats erhalten werden, so muß ein Land immer auf neue Mittel zur Zahlung denken, so wie es durch Vermehrung der Importen in Gefahr geräth, seinen Handel nicht saldiren zu können. Die Resourcen sind mancherley: Gewinn im Handel, es sey im Commissions- oder im Frachthandel, Vermehrung der Produkten, wozu auch Minen zu rechnen sind, Industrie in Manufakturen, Subsidien, Zölle von Transitwaaren fremder Nationen u. dgl. Auf die eine oder die andere Art müssen Mittel herbeygeschaft werden, den Ausländer zu bezahlen.

Man

Man kann sich dieses noch deutlicher machen, wenn man, an statt die Sache im Großen anzusehen, sie so im Detail nimmt, als sie eigentlich ist. Der Handel eines Staats mag so blühend seyn, als er will, und durch den Zusammenfluß vieler Millionen Menschen noch so verwickelt werden, so bestehet er doch im Grunde darin, daß eine Compagnie, oder ein großer Handelsmann, an andere Handelsleute Waaren versendet, diese wieder an Krämer verkaufen, und die Krämer Ellen oder Pfund, oder Maaß, oder zahlweise, an die Verzehrer aushandeln, und daß eben so rückwärts beym Einkauf, vom Erwerber an, verfahren wird. Titus überläßt also an Sempronius, Sempronius an Cajus, und Cajus an Marcus. Von allen diesen Personen aber sieht ein jeder sich vor, daß er seine Schuld bezahlt erhalte, und giebt gewiß nicht eher nach, als bis er sie eingetrieben hat *). Einzelne Fälle, wo ein Bezahler ausbleibt, können hier nicht in Betrachtung kommen, da ein vorsichtiger Kaufmann so handeln wird, daß, wenn auch einige Bezahler wegfallen, seine Hauptbalance dadurch nicht über den Haufen fallen könne.

Auf welche Art nun die Balance im Handel erhalten werde, es sey durch Einschränkung der Einfuhr, oder durch Vermehrung der Zuschüsse zur Bezahlung, so kann nie ein wesentlicher Schade durch diese nothwendige und unausbleibliche Herstellung der Balance entstehen. Der Handel allein macht einen Staat nicht groß und mächtig. Er

*) Wer handelt, muß nicht allein darauf denken zu bezahlen, sondern in der Balance des Handels müssen auch oft die Abgaben gewonnen werden, die aus dem Lande gehen.

Er wird es blos durch Fleiß, Wirksamkeit, Erweckung des Geistes. Diese Bürgertugenden können aber sowohl mit Simplicität und Enthaltung eines fremden Lux bestehen, als auch mit fremden Lux verbunden werden, wenn nemlich der Aufwand mit Früchten einländischen Gewinns und eigener Wirksamkeit bestritten wird. Wollte man nicht beydes zugestehen, so wäre es eben so viel, als wollte man behaupten, ein Land könne keine brave und zahlreiche Einwohner haben, wo man nicht in Englischen Phaetons fährt, Ostindische und Französische Zeuge trägt, Maderawein trinkt, und Malthesercrorangen ißt, oder auch ein Land, wo alles dieses geschieht, könne keine Elliots und Russels hervorbringen.

Daß man, des natürlichen Begriffs des Handels und der Nothwendigkeit in demselben zu saldiren ungeachtet, so vieles von der Unterbalance der Staaten reden höret, rührt also blos daher, weil man entweder falsche Berechnungen zum Grunde gelegt hat, oder auch, weil man das aus dem erkünstelten Handels- Produkten- und Finanzensystem fließende Uebel, zur Unterbalance im Handel zu qualificiren gesucht hat.

Es ist sonderbar, daß, da in Berechnung die größte Schärfe nöthig ist, wenn man nicht Irthümer auf Irthümer häufen, und sich immer weiter von seinem Satze wegrechnen will, man in der Oekonomie der Staaten, die unsichersten, unzuverläßigsten und, ich darf es sagen, ungereimtesten Sätze angenommen hat, um dadurch seinen Hauptsatz herauszubringen, welches doch in der Oekonomie eben so unmöglich zum richtigen Verfahren dienen kann, als in der Astronomie, bey Berechnung der Gestirne, wo der geringste falsche Satz geradezu heraus-

bringt,

bringt, wie der Planete nicht läuft, welches denn nicht schwer zu erweisen war.

Kein Wunder also, daß die größten politischen Calculateurs, Wilhelm Petty (Essai on political Arithmetick) Davenant, King, Price (über die politische Freiheit) Tucker (Parlementsschriften und a brief essai on trade) Quesnay (art. grains in der Encyklopädie) Lind (über das dreyzehnte Parlement) Johnsohns (Schatzung kleine Tiranney) Grand (über die Todtenlisten) Burke (in seinen Parlementsreden) Young (Politische Arithmetik) sich einander der größten Widersprüche beschuldigt haben. Wenn Sir Charles Withworth im Parlemente behauptet, daß seit 1697 bis 1773 England 268 Millionen Pfund Sterling, oder jährlich 3½ Millionen Pfund Sterling gewonnen habe, so frägt ein anderer ganz erstaunt, wo denn alles das Geld geblieben ist, und beweiset methodisch, daß alles Silber aus England gehen, und das Land zu Grunde gerichtet werden müsse. Die mehresten Berechnungen sind auf Zollangaben gegründet, die gemeiniglich höchstens dazu dienen, das Gegentheil von dem vermuthen zu lassen, was sie enthalten. So viel ist gewiß, daß derjenige wenig Landeskunde und ökonomische Einsichten hat, der nicht aus Nationalkenntnissen, aus der Lebensart seiner Mitbürger, aus ihrer Thätigkeit, aus der Munterkeit ihres Geistes, aus ihren Kornfeldern, aus ihren Schriften, sicherer, als aus allen Berechnungen, den Grad des politischen und des bürgerlichen Wohlstandes angeben kann, worin sich die Nation befindet.

Es ist etwas noch sonderbareres in dem Urtheilen über eine Handelsbalance, wenn man auf das Zurückwir-

ken der Mittel denkt, welche bey einer Unterbalance auf die Wiederherstellung der Gleichheit angewendet werden. Wie fließen nemlich die desfalls genommene Maaßregeln auf den Handel und die Handelnde zurück, und wie kann das, was die Regierung thut, im Gewerbe gespüret werden? Wer sich an allgemeine Angaben halten will, kann freilich leicht etwas zu antworten finden, und sich begnügen zu erweisen, daß ein natürlicher Wechselcours, oder pari, allen Handelnden und Gewerbetreibenden zum Vortheil gereicht. Ich kann dieses nicht anders verstehen, als daß ein Staat, wo Handel und Gewerbe ihren ungestörten Gang haben, der Cours seinen ordentlichen Lauf erhält, und daß denn alle Nahrungsstände dabey gewinnen. Will man ein hysteron proteron machen, so ist es, als ob man den Arzt beym Moliere hörte, der seinem Freunde einen Arm, oder ein Bein zu brechen wünschte, um das Vergnügen zu haben, ihn heilen zu können.

Man findet daher bey Smith und andern gründlichen Schriftstellern, wenn von einer Unterbalance im Handel die Rede ist, zwar den Gewinn und Verlust einzelner Handelszweige, oder des Verkehrs einer Nation mit der andern, aber nicht der totalen Masse des Handels eines Landes, abgehandelt. Hier wird mit guten Gründen erwiesen, wie unrichtig man handelt, wenn man auf eine Unterbalance Acht hat, den Handel mit den Nationen, die dadurch einen Ueberschuß gewinnen, zu schmälern, und die Artikel einzuschränken sucht, welchen man den Verlust zuschreibt, die der Handel eines Landes mit dem andern giebt. Hievon will ich weiter nichts anführen, da ich, wenn ich es thäte, blos Smith ausschreiben könnte.

Dieser vortrefliche Schriftsteller, den Staatsmänner nicht genug lesen können, erwähnt freilich einer allgemeinen Balance, nemlich der Hervorbringung und der Verzehrung, er bemerkt aber selbst, daß sie von der Balance des Handels ganz unterschieden sey, das heißt, daß, da wo Handel ist, dergleichen Unterbalance der Hervorbringung und der Verzehrung nicht statt finden könne. Sie kann, sagt Smith, bey Nationen eintreten, die keinen fremden Handel haben, sondern ganz von der übrigen Welt getrennt sind; wie dies der Fall der in alten Zeiten auswandernden Völkerschaften gewesen zu seyn scheinet. Sie kann auf dem ganzen Erdball möglich seyn, wenn entweder Reichthum Bevölkerung und Verbesserung überall bis zum Mangel verfielen, oder die Erzeugnisse bis zum höchsten Grad der Möglichkeit getrieben wären, und durch die Bevölkerung so überwogen würde, daß jene nicht zureichten, die Menschenmenge zu ernähren; wie man von China behauptet, wo das Ertränken der Kinder ein Nahrungszweig gewisser dazu gewidmeter Personen seyn soll.

Was nun das aus dem erkünstelten Handels- Produkten- und Finanzsystem fließende Uebel anlangt, so finden wir, bey unpartheyischer Beurtheilung, daß keine Unterbalance im Handel statt finden könne, wenn man nicht die Unterbalance der Finanzen dafür annimmt, und diese entweder übel verstehet, oder mit Fleiß so maskirt, daß die Finanzen balancirt, und dagegen der Handel im Untergewicht zu seyn scheinet. Da dieses der Fall in Schweden war, wird man mir erlauben, die daselbst gemachten Operationen noch mit einigen Worten durchzugehen.

Schweden hatte eine geraume Zeit Unterbalance. Es fühlte sie durch einen nachtheiligen Wechselcours, und ausserordentliche Mittel wurden ergriffen, das Deficit zu ergänzen. Silber, nachmals auch Kupfer, giengen aus dem Lande. Der Werth des an deren Stelle tretenden Papiergeldes fiel auf die Hälfte. Nun saldirte Schweden und nahm die Hälfte für den Werth des Ganzen an. Dieses waren die Folgen der angewandten Mittel.

Nimmt man Modeer, Zetterström, und andere einsichtsvolle Schriftsteller Schwedens zur Hand, welche mit der unpartheyischsten Wahrheitsliebe den Zustand der Nation, zu ihrer Zeit, der Welt vor Augen gelegt haben, so findet man, daß die gezwungenen Münz- und Finanzoperationen seit Carln dem Zwölften, und insonderheit in dem letzten unglücklichen Pommerschen Kriege einzig und allein die Ursachen des Verfalls der Sachen waren, welche freilich nicht anders, als einen nachtheiligen Einfluß auf den Handel haben konnten, da die Bankgeschäfte zu Ressourcen der Finanzen und zur Abhelfung des aus den übel verwalteten Finanzen entstandenen Landesschaden gebraucht wurden, indem der Staat nicht die Auflagen herbeyschaffen konnte, die nothwendig gewesen seyn würden, die Unterbalance in den Finanzen zu ergänzen. Wären Auflagen möglich gewesen, so würde die Unterbalance der Finanzen nie fühlbar im Handel geworden seyn, so wie sie blos aus diesem Grunde es noch nicht in England ist. Da aber keine Auflagen möglich waren, griff die Last der Unordnung aus der Bank immer weiter um sich, die Proprietaire der Produkte und der Veredlungen vertauschten ihr Eigenthum gegen Papier, das auf den halben Werth fiel, oder nahmen Papier gegen Hypothek zu vollem Werth aus

der

der Bank, und zahlten damit auswärts zu halben, der Cours machte das Gewerbe stockend, die Unterstützungen der Regierung, welche zum Theil verschwenderisch ertheilt worden waren, wurden im Manufakturwesen eingezogen, welches blos auf diese Unterstützungen gegründet war, und daher verfiel, sobald sie aufhörten. Bey dieser Unordnung erscheint nicht die geringste Spur, daß solche durch eine Unterbalance im Handel verursacht worden sey, auch ward alles Uebel auf einmahl gehoben, so bald die Oekonomie der Finanzen richtig behandelt, das Münzwesen regulirt und eine Balance in den Revenüen der Krone festgesetzt wurde.

Nunmehro, da dieses geschehen ist, hat Schweden, so lange die Balance in den Finanzen richtig bleibt, keine Unterbalance im Handel zu fürchten. Gesetzt aber, daß die Krone, um ein Deficit in den Revenüen zu saldiren, auswärtige Schulden machte, gesetzt ferner, daß keine Steuern ausgeschrieben werden könnten, die Zinsen abzutragen, und also die Unterbalance der Finanzen, welche die Anleihe ergänzen sollte, noch durch die Zinsen vermehrt würde, so müßte alles das Uebel wieder entstehen, was vor Zeiten in Schweden geherrscht hat, und die Bank würde in den Händen des Königs vermuthlich, eben so wie vormals in den Händen der Stände *), die einzige Zuflucht zu Palliatifen werden, durch die denn die Unterbalance der Finanzen am Ende wiederum ein beständig weiter fressender Verlust des Staats seyn würde.

 Das

*) Es heißt freilich noch in Schweden, die Bank ist in den Händen der Stände, das wäre denn so viel, als in keinen Händen.

Das ehemals in Schweden gebrauchte Mittel, die Unterbalance in den Finanzen zur Unterbalance im Handel zu machen, war nur scheinbar, wie der dem Angeber desselben, Nahmens König, gemachte Proceß erwies. Sobald nemlich die aus der Bank mit Uebermaaße geschöpfte Resourcen den Cours der Bankozettel heruntergesetzt, und dadurch den Wechselcours in die Höhe getrieben hatten, wandte man große Summen an, den Cours niederzuzwingen. Hiezu waren Anleihen nöthig. So weit diese reichten, erhielt man seinen Zweck.

Wäre nun Schwedens Finanzbalance im Stande gewesen, mit Bezahlung der Zinsen, Einnahme und Ausgabe zu balanciren, so hätte man das, was das Courshalten erforderte, von den Finanzen abhalten können, aber sobald dieses nicht geschehen konnte, waren dazu immer neue Anleihen nöthig, wovon die Last auf die Finanzen zurückfiel, und daselbst ein größeres Deficit veranlaßten, als der jährliche Verlust im Cours ohne Anleihen verursacht haben würde.

Ungeachtet nun diese Theorie, so wohl durch Auseinandersetzung der Ideen, als durch die Erfahrung bewährt erfunden worden ist, so hat man doch überall von Unterbalance im Handel, als einem für die Staatsklugheit höchst wichtigen Gegenstande geredet. Man muß sich nicht wundern, daß die verständigsten Männer dadurch betrogen worden sind. Dieses konnte um so viel leichter geschehen, wenn das Uebel der verwirrten Finanzen und des in Unordnung gebrachten Münzwesens allgemein ausgebreitet war. Besonders wenn ausserordentliche Begebenheiten schneller Handelsrevolutionen dazu stießen, welche sich, wären die Finanzen aussen vor geblieben, immer

nmer von selbst zurecht gezogen haben würden. Wer
eiß nicht, wie lange man sich mit der Chimäre der
Staatsbalance in Europa umhergetragen hat, in der
an eine nothwendige politische Glückseligkeit aller Staa-
n zu sehen glaubte, und für deren Erhaltung man das
Wohl der Staaten selbst aufopferte. Die Geschichte
hrt, wie theuer England, unter einem Wilhelm den
ritten, diesen politischen Irthum bezahlte. Man
nnte spottweise den bekannten Minister Horaz Walpole,
roßmeister des Gleichgewichts, Grand maitre de la
alance, einen Nahmen, den man auch den neuen
inanz- und Handelskalkulatoren geben kann, und der
en so wenig bey ihnen bedeuten würde, als bey seiner
sten Anwendung. Glücklich ist der Staat, wo alles
as Gesuchte in den Geschäften vermieden, und allenthal-
n ein simples allgemein faßliches Verfahren zum Grunde
elegt wird, welches jedermann beurtheilen, und wodurch
Selbstbetrug, oder auch vorsetzliche Verblendung, ver-
ieden werden kann; oder um aus einem neuern Schrift-
eller den Gedanken des reisenden Gullivers zu borgen,
ücklich der Staat, wo, anstatt sich in tiefe politische
ändel einzulassen, man sucht zwey Kornähren hervor-
bringen, wo vormals nur eine war. He gave it for
is opinion, that whoever could make two ears
f corn, or two blades of grass, to grow upon
spot, where only one grew before, would
eserve better of mankind, and do more essential
ervice to his Country, than the whole race of
oliticians put together. In diesen wenigen Worten
egt das ganze Geheimniß, dem Staate die Balance
ir sich zu schaffen. „Er gab seine Meinung dahin,
daß derjenige, welcher zwo Kornähren, oder zweene

 „Gras-

„Grashalme auf dem Flecken wachsen machen könne, wo „vordem nur einer wuchs, sich mehr um die Menschheit „verdient machen, und seinem Vaterlande wesentlichern „Nutzen leisten würde, als das ganze Geschlecht der Po„litiker zusammen genommen.

Bisher habe ich mich mit den Ursachen beschäftiget, welche eine Verwirrung in den Handelsgeschäften veranlassen, und zu dem vermeinten Uebel einer Unterbalance im Handel Anlaß geben. Ich wende mich itzt zur Untersuchung der Mittel, welche die Staatswirthschaft anwenden kann, oder anzuwenden pflegt, um einem Lande eine vortheilhafte Handelsbalance zu schaffen, die, wie gleich anfangs gesagt ist, in Aktive und Negative Mittel eingetheilt werden können.

Jene sind die natürlichen, und daher die einzigen untrüglichen. Sie erfordern keine Kunst; freies Gewerbe ist hinreichend, wo solches herrscht, da ist eine vortheilhafte Handelsbalance, da ist in den Häusern der fleißigen Bewohner gute Oekonomie, und eben so auch in der Verfassung des Staats. Wo freies Gewerbe fehlt, da darf man dieses nur ermuntern; die Menschen thun das Uebrige. Regenten oder Staaten haben eine gewaltige Macht, wenn sie die Menschen recht zu gebrauchen wissen. Aber über sie richtet nichts aus, als Freiheit, alles andere unterdrückt und erniedrigt sie, Freiheit entwickelt ihren Geist, ihre Kräfte, ihre Talente, giebt ihnen Muth und Neigung zur Arbeit, dadurch wird ein wildes Land angebauet, ein unbewohnter Ort volkreich, und ein Reich blühend, mächtig und stark.

Was

dukten saldiren, sondern muß von der allgemeinen Waare, oder von dem Gelde, welches zum circulirenden Fond seiner Erzeugnisse dient, das Deficit oder Fehlende ergänzen. Also gehet das Silber und Gold aus dem Lande, welches zur Bezahlung der Arbeiter nöthig ist, mithin können nicht mehr so viele Menschen ernähret werden, als vorhin; folglich nimmt die Bevölkerung und Hervorbringung immer mehr ab.

Hier ist die Frage: Ist es möglich, daß dieses Uebel bis zur gänzlichen Verarmung der Staaten gehe, oder muß es vielmehr einer Nation zum Antriebe dienen, sich empor zu arbeiten? Das letztere ist in die Augen fallend.

Wenn ein Staat nicht mit seinen Produkten die Ausländer bezahlen kann, und sein Silber und Gold hergiebt, so heißt das nichts anders, als die Einwohner eines Staates sind so begehrlich nach fremden Waaren, daß sie ihr Capital damit verzehren, und das nicht allein, sondern daß sie auf ihre Fonds noch Capitäler von Ausländern leihen, und wenn sie selbige nicht verzehren, doch wenigstens die Renten davon bezahlen müssen. Einzelne schlechte Haushälter dieser Art kann es wohl geben, aber ein ganzes Land damit bevölkern zu wollen, ist in der That zu viel.

So in die Augen fallend es ist, wie irrig diese Voraussetzung seyn würde, so leicht ist es auch, das Gegentheil zu beweisen. Man nehme einzelne Familien, so werden die mehresten die Balance für sich haben, man nehme die mehresten Dörfer, Provinzen, Handelsstädte, so wird man eben das finden; woher kommt es denn, daß wenn man diese einzelne Balancen summiret, doch eine

Verbote eben so wenig, als hoher Zoll die wahren Finanzoperationen. Hätten die Regierungen nie das Unglück gehabt, darauf zu fallen, und wären sie dagegen mit einer leidlichen Abgabe zufrieden gewesen, welche die Waaren und die Käufer ertragen können, so würde vermuthlich nie Contrebande, oder eigentlich Zollbetrug, entstanden seyn; aber itzt, da die Zollerschwerungen anlockender Gewinn und gleichsam Prämien für die Contrebandier sind, itzt, da man Eide bey Zöllen wie leere Formalitäten behandelt, itzt sind die Sitten so von treuer Vaterlandsliebe und alter Sittlichkeit entfernt, daß es freilich Leute genug giebt, die auch um den geringsten Zoll betriegen; doch sind dies nur Ausnahmen, unmäßig hoher Zoll aber wird nie bezahlt, einige große Handelsstädte und Handelshäuser ausgenommen.

Der Einfluß, den Contrebande auf die Sittlichkeit und eben dadurch größtentheils auf den Wohlstand der Staaten hat, ist nie mit der Ernsthaftigkeit betrachtet und untersucht worden, welche dieser wichtige Gegenstand verdienet. Wir haben davon ein wichtiges Beyspiel in der neuern Geschichte, da blos Contrebande einen halben Welttheil zur Empörung brachte, und vom Mutterlande trennte. Wir müssen nicht glauben, daß das Politische Problem, Schatzung keine Tirannie, das Signal des Aufstandes in Amerika war. Das Volk raffinirt nicht über politische Rechte, und bey dem größten Druck und Verfolgungen haben wir nicht gesehen, daß es Fragen wegen des Rechts der Souverainität aufgeworfen habe. Wäre dieses geschehen, so würden wir in Absicht dieser etwas bestimmteres haben, als itzt fast in allen Reichen angenommen werden kann. Da, wo Völker sich gegen Souverainitäten auflehnten, trat eine andere in Bewe-

gung

nimmt man den Arbeitern alle Anreizung, eben dahin zu gelangen, wohin Rußland kommt, und der Staat verliehrt doch den Unterschied im Preise, indem er ihn aus dem Fisk vergütet, und dazu die Mittel von andern Auflagen nehmen muß, welche daher die Artikel vertheuern, von denen sie bezahlt werden. Ohne diese Prämien kann man vielleicht eine augenblickliche Stemmung befürchten, aber diese wird, ehe die Menschen auswandern, oder verhungern, zu andern Nahrungswegen führen, bey denen der Fleiß, wenn ihm keine Hindernisse im Wege stehen, gewinnt. Eben dieses wird geschehen, wenn ein Ort die Handlung verliehret, weil der Handel eine neue Wendung nimmt; dagegen zu arbeiten, würde vergebens seyn, und wir haben Beyspiele der blühendsten Städte, welche durch neue Handelswege ganz verfallen sind. Aber auch hier werden wir finden, daß ungefähre Zufälle solche Städte blühend machten, daß äußere Ursachen, als Kriege, Zollunterdrückungen, und dergleichen, wie bey Ormus, den Verfall bewirkten, und daß, wo wahre Handelsindustrie ist, ein gesperrter Handelsweg bald neue eröfnet, und daß dieses, besonders in einem Reiche, in dem Gewerbe und Industrie blühen, geschehen muß, wo, wenn auch ein Ort verfällt, andere dagegen empor kommen. Dieses siehet man in England, wo, wenn die Industrie eines Orts durch Mangel an Absatz verfällt, andere Oerter dagegen durch neue Industrie blühend werden, ohne daß man für die einzelne Aufnahme der Städte und Marktflecken sorgen darf.

Die Eintretung der Verarmung vieler Menschen, durch Hemmung der gewohnten Nahrungswege, wird, wie man sicher annehmen kann, nie so allgemein seyn, daß denen, die außer Nahrung gesetzt sind, nicht Auswege

falls die Zahl der Fregatten und anderer Schiffe, mit der die Regierung diese Rebellen ihrer eigenen Nation bekriegt. Was soll man von Bürgern erwarten, welche auf diese Art Waffen gegen Waffen richten, die Ordnung des gemeinen Wesens zu behaupten; Bürger, indem sie ihre Nahrung treiben, die Regierung, indem sie ihre Anordnungen in Ansehen erhalten will. Kann man sich wundern, daß nicht mehr der Geist herrschet, welcher zur Zeit der Königin Elisabeth die Flotten herbeyschafte, die England vertheidigten, Cadix bestürmten, die Armada schlugen, Südamerika bekriegten und Nordamerika gründeten, und Raleigh und Drake, nebst vielen andern Helden bildeten. Was kann England, was kann jeder andre Staat von seinen Bürgern, bey entstehendem Falle, für Muth und Beysteuer erwarten, da eine allgemeine Handelserziehung fast überall, mehr oder weniger, Mandrins bildet, wie dieses offenbar in England der Fall ist, wo zur See eben das geschiehet, was ehemals Mandrin aus den Gebirgen Savoyens ausführte *).

Das

*) In der Königl. Preußischen Declaration vom 20sten May 1784 die Erniedrigung der Abgaben vom Caffee betreffend, heißt es: Nachdem S. K. M. mißfällig bemerkt haben, daß Höchstdero Landesväterliche Absicht nicht erreicht wird, und daß der ansehnliche Gewinn der Contrebandiers die Furcht der Strafe überwindet, solche unnütz macht und ihr Trotz bieten lehret, wodurch Zusammenrottirungen und Excesse entstehen, die dem Staate Bürger entziehen, Kinder der Aufsicht ihrer Eltern berauben, und wodurch für die Fabriker und den Ackerbau manche nützliche Handarbeiter verlohren gehen; so haben S. K. M. um allen diesen Unordnungen

Das Parlement hat eingesehen, daß es durch Verbote und hohen Zoll ganz seine Absichten verfehle, aber ißt

gen zu steuern, den Entschluß gefaßt, dem Gewinn bey der Contrebande, und dadurch der Contrebande selbst ein Ende zu machen, den Fabriken und dem Ackerbau die Hände wieder zu geben, die sich zu einer andern Beschäftigung (vermuthlich des Schleichhandels,) gewendet hatten, den Preis der Arbeit durch Vermehrung der Arbeiter zu erniedrigen u. s. w.

Es ist edel, sagt man, Königen die Wahrheit zu sagen, aber das sind glückliche Zeiten, wo die Wahrheit die Feder der Könige führt, und, darf ich hinzusetzen? wo Könige ihr gemäß handeln. Doch ist durch jenes schon vieles gewonnen, der Ton der Gesetze wird, was er seyn soll, Aufklärung und Sittenverbesserung, nicht despotische Entscheidung eines Concipienten, der es der Regentenwürde entgegen zu seyn glaubt, Gründe anzugeben, weil er selbst zu unwürdig ist, dergleichen angeben zu können.

In wie weit die Preußische Anordnungen dem Eingange der Erklärung entsprechen werden; muß die Erfahrung lehren. Unter den vielen Bemerkungen, welche hier gemacht werden können, bieten sich vornemlich folgende dar:

1) Daß hoher Zoll oder Verbote Prämien für Contrebandiers sind.

2) Daß diese Prämien, wie im vierten Abschnitt von allen Prämien erwiesen werden soll, die Folge haben, den nützlichern Gewerben die arbeitenden Hände zu entziehen.

3) Daß die Zoll- und Contrebandeanordnungen die größte Verderbniß in der Moralität der Menschen, dieser Grundstütze der bürgerlichen Ordnung, nach sich ziehen.

Die

Das ehemals in Schweden gebrauchte Mittel, die Unterbalance in den Finanzen zur Unterbalance im Handel zu machen, war nur scheinbar, wie der dem Angeber desselben, Nahmens König, gemachte Proceß erwies. Sobald nemlich die aus der Bank mit Uebermaaße geschöpfte Resourcen den Cours der Bankozettel heruntergesetzt, und dadurch den Wechselcours in die Höhe getrieben hatten, wandte man große Summen an, den Cours niederzuzwingen. Hiezu waren Anleihen nöthig. So weit diese reichten, erhielt man seinen Zweck.

Wäre nun Schwedens Finanzbalance im Stande gewesen, mit Bezahlung der Zinsen, Einnahme und Ausgabe zu balanciren, so hätte man das, was das Courshalten erforderte, von den Finanzen abhalten können, aber sobald dieses nicht geschehen konnte, waren dazu immer neue Anleihen nöthig, wovon die Last auf die Finanzen zurückfiel, und daselbst ein größeres Deficit veranlaßten, als der jährliche Verlust im Cours ohne Anleihen verursacht haben würde.

Ungeachtet nun diese Theorie, so wohl durch Auseinandersetzung der Ideen, als durch die Erfahrung bewährt erfunden worden ist, so hat man doch überall von Unterbalance im Handel, als einem für die Staatsklugheit höchst wichtigen Gegenstande geredet. Man muß sich nicht wundern, daß die verständigsten Männer dadurch betrogen worden sind. Dieses konnte um so viel leichter geschehen, wenn das Uebel der verwirrten Finanzen und des in Unordnung gebrachten Münzwesens allgemein ausgebreitet war. Besonders wenn ausserordentliche Begebenheiten schneller Handelsrevolutionen dazu stießen, welche sich, wären die Finanzen aussen vor geblieben,

immer

mmer von selbst zurecht gezogen haben würden. Wer
weiß nicht, wie lange man sich mit der Chimäre der
Staatsbalance in Europa umhergetragen hat, in der
man eine nothwendige politische Glückseligkeit aller Staa-
n zu sehen glaubte, und für deren Erhaltung man das
Wohl der Staaten selbst aufopferte. Die Geschichte
hrt, wie theuer England, unter einem Wilhelm den
Dritten, diesen politischen Irthum bezahlte. Man
nnte spottweise den bekannten Minister Horaz Walpole,
Großmeister des Gleichgewichts, Grand maitre de la
alance, einen Nahmen, den man auch den neuen
inanz- und Handelskalkulatoren geben kann, und der
ien so wenig bey ihnen bedeuten würde, als bey seiner
sten Anwendung. Glücklich ist der Staat, wo alles
as Gesuchte in den Geschäften vermieden, und allenthal-
en ein simples allgemein faßliches Verfahren zum Grunde
legt wird, welches jedermann beurtheilen, und wodurch
Selbstbetrug, oder auch vorsetzliche Verblendung, ver-
ieden werden kann; oder um aus einem neuern Schrift-
eller den Gedanken des reisenden Gullivers zu borgen,
ücklich der Staat, wo, anstatt sich in tiefe politische
ändel einzulassen, man sucht zwey Kornähren hervor-
bringen, wo vormals nur eine war. He gave it for
is opinion, that whoewer could make two ears
f corn, or two blades of graſs, to grow upon
spot, where only one grew before, would
eſerve better of mankind, and do more eſſential
rvice to his Country, than the whole race of
oliticians put together. In diesen wenigen Worten
gt das ganze Geheimniß, dem Staate die Balance
r sich zu schaffen. „Er gab seine Meinung dahin,
daß derjenige, welcher zwo Kornähren, oder zweene

 „Gras-

„Grashalme auf dem Flecken wachsen machen könne, wo „vordem nur einer wuchs, sich mehr um die Menschheit „verdient machen, und seinem Vaterlande wesentlichern „Nutzen leisten würde, als das ganze Geschlecht der Po„litiker zusammen genommen.

Bisher habe ich mich mit den Ursachen beschäftiget, welche eine Verwirrung in den Handelsgeschäften veranlassen, und zu dem vermeinten Uebel einer Unterbalance im Handel Anlaß geben. Ich wende mich itzt zur Untersuchung der Mittel, welche die Staatswirthschaft anwenden kann, oder anzuwenden pflegt, um einem Lande eine vortheilhafte Handelsbalance zu schaffen, die, wie gleich anfangs gesagt ist, in Aktive und Negative Mittel eingetheilt werden können.

Jene sind die natürlichen, und daher die einzigen untrüglichen. Sie erfordern keine Kunst; freies Gewerbe ist hinreichend, wo solches herrscht, da ist eine vortheilhafte Handelsbalance, da ist in den Häusern der fleißigen Bewohner gute Oekonomie, und eben so auch in der Verfassung des Staats. Wo freies Gewerbe fehlt, da darf man dieses nur ermuntern; die Menschen thun das Uebrige. Regenten oder Staaten haben eine gewaltige Macht, wenn sie die Menschen recht zu gebrauchen wissen. Aber über sie richtet nichts aus, als Freiheit, alles andere unterdrückt und erniedrigt sie, Freiheit entwickelt ihren Geist, ihre Kräfte, ihre Talente, giebt ihnen Muth und Neigung zur Arbeit, dadurch wird ein wildes Land angebauet, ein unbewohnter Ort volkreich, und ein Reich blühend, mächtig und stark.

Was

Lande fehlt, als diesen Fond durch Papier vorstellen zu wollen. Anleihen dieser Art können nie dem Lande schädlich seyn, wenn die Valuta im Handel bleibt, und ein Ueberschuß an Zinsen gewonnen wird. Sie unterscheiden sich sehr von Staatsschulden, wo die Valuta verzehrt wird, und die Zinsen im Lande aufgebracht werden müssen. Zu den Handelsanleihen gehören die Interessentschaften der Holländer in den Sächsischen Bergwerken, und die zum Anbau der Westindischen Colonien aufgenommene Capitalien.

Die unbedeutende Argumente, welche man zum Vortheile des Papiergeldes, von der Bequemlichkeit genommen hat, die man in der Leichtigkeit findet, große Summen auszuzahlen, sind zu unwichtig, um einiges Ansehen zu verdienen. Das Auf- und Abschreiben in der Bank, die Bezahlung mit Wechseln, das Auswiegen des Silbers in versiegelten Beuteln, wo der Credit in rechtem Flor ist, die Leichtigkeit, Gold in ziemlich ansehnlichen Summen bey sich führen, machen, daß der Grund der Leichtigkeit, in Papiergeld zu bezahlen, auch alsdann nicht von Bedeutung seyn würde, wenn übrigens die Schädlichkeit des Papiergeldes ihn nicht überwöge.

Was nun den Satz anlanget, daß ohne Fehler in der Staatswirthschaft kein Land Unterbalance im Handel haben wird, so ergiebt sich dieser aus der Natur des Handels selbst.

Ein Engländer, erzählt der Herr Professor Büsch, fragte einen Schottländer, der ihm vieles von der Unterbalance Schottlands im Handel mit England vorsagte: — Aber womit saldirt denn Schottland seinen Handel?

Der

Der Schotte antwortete: Mit Banquerutten und Heyrathen reicher Erbinnen in England. Eben dies kann man überall fragen, wo von einer Unterbalance im Handel geredet wird, und überall muß auf die eine oder die andere Art geantwortet, das heißt, das Deficit muß saldiret werden können.

So lange man nicht siehet, wie ein Deficit saldirt wird, kann man sicher annehmen, daß keines da ist. Man kann aber noch weiter gehen. Alle Mittel, ein Deficit zu saldiren, außer baarer Bezahlung, können nicht lange Stich halten, wenn der Handel seinem natürlichen Laufe überlassen wird. Credit ist der Grund des Handels, und zur Erhaltung desselben gute Bezahlung nothwendig: fehlt Bezahlung, so fällt der Credit, mit dem Credit die Einfuhr fremder Waaren, und so wie diese eingeschränkter wird, so kommt die Balance eines Staates wieder ins Gleichgewicht, aus dem sie, wenn alles natürlich geht, nur in einzelnen Fällen, oder auf kurze Zeit, hat verrückt werden können.

Soll die Einfuhr aus der Fremde nicht abnehmen, und nicht durch diese Abnahme die Balance eines Staats erhalten werden, so muß ein Land immer auf neue Mittel zur Zahlung denken, so wie es durch Vermehrung der Importen in Gefahr geräth, seinen Handel nicht saldiren zu können. Die Resourcen sind mancherley: Gewinn im Handel, es sey im Commissions- oder im Frachthandel, Vermehrung der Produkten, wozu auch Minen zu rechnen sind, Industrie in Manufakturen, Subsidien, Zölle von Transitwaaren fremder Nationen u. dgl. Auf die eine oder die andere Art müssen Mittel herbeygeschaft werden, den Ausländer zu bezahlen.

Man

Man kann sich dieses noch deutlicher machen, wenn man, an statt die Sache im Großen anzusehen, sie so im Detail nimmt, als sie eigentlich ist. Der Handel eines Staats mag so blühend seyn, als er will, und durch den Zusammenfluß vieler Millionen Menschen noch so verwickelt werden, so bestehet er doch im Grunde darin, daß eine Compagnie, oder ein großer Handelsmann, an andere Handelsleute Waaren versendet, diese wieder an Krämer verkaufen, und die Krämer Ellen oder Pfund, oder Maaß, oder zahlweise, an die Verzehrer aushandeln, und daß eben so rückwärts beym Einkauf, vom Erwerber an, verfahren wird. Titus überläßt also an Sempronius, Sempronius an Cajus, und Cajus an Marcus. Von allen diesen Personen aber sieht ein jeder sich vor, daß er seine Schuld bezahlt erhalte, und giebt gewiß nicht eher nach, als bis er sie eingetrieben hat *). Einzelne Fälle, wo ein Bezahler ausbleibt, können hier nicht in Betrachtung kommen, da ein vorsichtiger Kaufmann so handeln wird, daß, wenn auch einige Bezahler wegfallen, seine Hauptbalance dadurch nicht über den Haufen fallen könne.

Auf welche Art nun die Balance im Handel erhalten werde, es sey durch Einschränkung der Einfuhr, oder durch Vermehrung der Zuschüsse zur Bezahlung, so kann nie ein wesentlicher Schade durch diese nothwendige und unausbleibliche Herstellung der Balance entstehen. Der Handel allein macht einen Staat nicht groß und mächtig. Er

*) Wer handelt, muß nicht allein darauf denken zu bezahlen, sondern in der Balance des Handels müssen auch oft die Abgaben gewonnen werden, die aus dem Lande gehen.

Er wird es blos durch Fleiß, Wirksamkeit, Erweckung des Geistes. Diese Bürgertugenden können aber sowohl mit Simplicität und Enthaltung eines fremden Lux beste-hen, als auch mit fremden Lux verbunden werden, wenn nemlich der Aufwand mit Früchten einländischen Gewinns und eigener Wirksamkeit bestritten wird. Wollte man nicht beydes zugestehen, so wäre es eben so viel, als wollte man behaupten, ein Land könne keine brave und zahlreiche Einwohner haben, wo man nicht in Englischen Phaetons fährt, Ostindische und Französische Zeuge trägt, Maderawein trinkt, und Maltheserorangen ißt, oder auch ein Land, wo alles dieses geschieht, könne keine Elliots und Russels hervorbringen.

Daß man, des natürlichen Begriffs des Handels und der Nothwendigkeit in demselben zu saldiren ungeach-tet, so vieles von der Unterbalance der Staaten reden höret, rührt also blos daher, weil man entweder falsche Berechnungen zum Grunde gelegt hat, oder auch, weil man das aus dem erkünstelten Handels- Produkten- und Finanzensystem fließende Uebel, zur Unterbalance im Handel zu qualificiren gesucht hat.

Es ist sonderbar, daß, da in Berechnung die größte Schärfe nöthig ist, wenn man nicht Irthümer auf Ir-thümer häufen, und sich immer weiter von seinem Satze wegrechnen will, man in der Oekonomie der Staaten, die unsichersten, unzuverläßigsten und, ich darf es sagen, ungereimtesten Sätze angenommen hat, um dadurch seinen Hauptsatz herauszubringen, welches doch in der Oekono-mie eben so unmöglich zum richtigen Verfahren dienen kann, als in der Astronomie, bey Berechnung der Ge-stirne, wo der geringste falsche Satz geradezu-heraus-

bringt,

bringt, wie der Planete nicht läuft, welches denn nicht schwer zu erweisen war.

Kein Wunder also, daß die größten politischen Calculateurs, Wilhelm Petty (Essai on political Arithmetick) Davenant, King, Price (über die politische Freiheit) Tucker (Parlementsschriften und a brief essai on trade) Quesnay (art. grains in der Encyklopädie) Lind (über das dreyzehnte Parlement) Johnsohns (Schatzung kleine Tiranney) Grand (über die Todtenlisten) Burke (in seinen Parlementsreden) Young (Politische Arithmetik) sich einander der größten Widersprüche beschuldigt haben. Wenn Sir Charles Withworth im Parlemente behauptet, daß seit 1697 bis 1773 England 268 Millionen Pfund Sterling, oder jährlich 3½ Millionen Pfund Sterling gewonnen habe, so frägt ein anderer ganz erstaunt, wo denn alles das Geld geblieben ist, und beweiset methodisch, daß alles Silber aus England gehen, und das Land zu Grunde gerichtet werden müsse. Die mehresten Berechnungen sind auf Zollangaben gegründet, die gemeiniglich höchstens dazu dienen, das Gegentheil von dem vermuthen zu lassen, was sie enthalten. So viel ist gewiß, daß derjenige wenig Landeskunde und ökonomische Einsichten hat, der nicht aus Nationalkenntnissen, aus der Lebensart seiner Mitbürger, aus ihrer Thätigkeit, aus der Munterkeit ihres Geistes, aus ihren Kornfeldern, aus ihren Schriften, sicherer, als aus allen Berechnungen, den Grad des politischen und des bürgerlichen Wohlstandes angeben kann, worin sich die Nation befindet.

Es ist etwas noch sonderbareres in dem Urtheilen über eine Handelsbalance, wenn man auf das Zurückwir-

ken der Mittel denkt, welche bey einer Unterbalance auf die Wiederherstellung der Gleichheit angewendet werden. Wie fließen nemlich die desfalls genommene Maaßregeln auf den Handel und die Handelnde zurück, und wie kann das, was die Regierung thut, im Gewerbe gespüret werden? Wer sich an allgemeine Angaben halten will, kann freilich leicht etwas zu antworten finden, und sich begnügen zu erweisen, daß ein natürlicher Wechselcours, oder pari, allen Handelnden und Gewerbetreibenden zum Vortheil gereicht. Ich kann dieses nicht anders verstehen, als daß ein Staat, wo Handel und Gewerbe ihren ungestörten Gang haben, der Cours seinen ordentlichen Lauf erhält, und daß denn alle Nahrungsstände dabey gewinnen. Will man ein hysteron proteron machen, so ist es, als ob man den Arzt beym Moliere hörte, der seinem Freunde einen Arm, oder ein Bein zu brechen wünschte, um das Vergnügen zu haben, ihn heilen zu können.

Man findet daher bey Smith und andern gründlichen Schriftstellern, wenn von einer Unterbalance im Handel die Rede ist, zwar den Gewinn und Verlust einzelner Handelszweige, oder des Verkehrs einer Nation mit der andern, aber nicht der totalen Masse des Handels eines Landes, abgehandelt. Hier wird mit guten Gründen erwiesen, wie unrichtig man handelt, wenn man auf eine Unterbalance Acht hat, den Handel mit den Nationen, die dadurch einen Ueberschuß gewinnen, zu schmälern, und die Artikel einzuschränken sucht, welchen man den Verlust zuschreibt, die der Handel eines Landes mit dem andern giebt. Hievon will ich weiter nichts anführen, da ich, wenn ich es thäte, blos Smith ausschreiben könnte.

Dieser

Dieser vortrefliche Schriftsteller, den Staatsmänner nicht genug lesen können, erwähnt freilich einer allgemeinen Balance, nemlich der Hervorbringung und der Verzehrung, er bemerkt aber selbst, daß sie von der Balance des Handels ganz unterschieden sey, das heißt, daß, da wo Handel ist, dergleichen Unterbalance der Hervorbringung und der Verzehrung nicht statt finden könne. Sie kann, sagt Smith, bey Nationen eintreten, die keinen fremden Handel haben, sondern ganz von der übrigen Welt getrennt sind; wie dies der Fall der in alten Zeiten auswandernden Völkerschaften gewesen zu seyn scheinet. Sie kann auf dem ganzen Erdball möglich seyn, wenn entweder Reichthum Bevölkerung und Verbesserung überall bis zum Mangel verfielen, oder die Erzeugnisse bis zum höchsten Grad der Möglichkeit getrieben wären, und durch die Bevölkerung so überwogen würde, daß jene nicht zureichten, die Menschenmenge zu ernähren; wie man von China behauptet, wo das Ertränken der Kinder ein Nahrungszweig gewisser dazu gewidmeter Personen seyn soll.

Was nun das aus dem erkünstelten Handels- Produkten- und Finanzsystem fließende Uebel anlangt, so finden wir, bey unpartheyischer Beurtheilung, daß keine Unterbalance im Handel statt finden könne, wenn man nicht die Unterbalance der Finanzen dafür annimmt, und diese entweder übel verstehet, oder mit Fleiß so maskirt, daß die Finanzen balancirt, und dagegen der Handel im Untergewicht zu seyn scheinet. Da dieses der Fall in Schweden war, wird man mir erlauben, die daselbst gemachten Operationen noch mit einigen Worten durchzugehen.

ken der Mittel denkt, welche bey einer Unterbalance auf die Wiederherstellung der Gleichheit angewendet werden. Wie fließen nemlich die desfalls genommene Maaßregeln auf den Handel und die Handelnde zurück, und wie kann das, was die Regierung thut, im Gewerbe gespüret werden? Wer sich an allgemeine Angaben halten will, kann freilich leicht etwas zu antworten finden, und sich begnügen zu erweisen, daß ein natürlicher Wechselcours, oder pari, allen Handelnden und Gewerbetreibenden zum Vortheil gereicht. Ich kann dieses nicht anders verstehen, als daß ein Staat, wo Handel und Gewerbe ihren ungestörten Gang haben, der Cours seinen ordentlichen Lauf erhält, und daß denn alle Nahrungsstände dabey gewinnen. Will man ein hysteron proteron machen, so ist es, als ob man den Arzt beym Moliere hörte, der seinem Freunde einen Arm, oder ein Bein zu brechen wünschte, um das Vergnügen zu haben, ihn heilen zu können.

Man findet daher bey Smith und andern gründlichen Schriftstellern, wenn von einer Unterbalance im Handel die Rede ist, zwar den Gewinn und Verlust einzelner Handelszweige, oder des Verkehrs einer Nation mit der andern, aber nicht der totalen Masse des Handels eines Landes, abgehandelt. Hier wird mit guten Gründen erwiesen, wie unrichtig man handelt, wenn man auf eine Unterbalance Acht hat, den Handel mit den Nationen, die dadurch einen Ueberschuß gewinnen, zu schmälern, und die Artikel einzuschränken sucht, welchen man den Verlust zuschreibt, die der Handel eines Landes mit dem andern giebt. Hievon will ich weiter nichts anführen, da ich, wenn ich es thäte, blos Smith ausschreiben könnte.

Dieser

Dieser vortrefliche Schriftsteller, den Staatsmänner nicht genug lesen können, erwähnt freilich einer allgemeinen Balance, nemlich der Hervorbringung und der Verzehrung, er bemerkt aber selbst, daß sie von der Balance des Handels ganz unterschieden sey, das heißt, daß, da wo Handel ist, dergleichen Unterbalance der Hervorbringung und der Verzehrung nicht statt finden könne. Sie kann, sagt Smith, bey Nationen eintreten, die keinen fremden Handel haben, sondern ganz von der übrigen Welt getrennt sind; wie dies der Fall der in alten Zeiten auswandernden Völkerschaften gewesen zu seyn scheinet. Sie kann auf dem ganzen Erdball möglich seyn, wenn entweder Reichthum Bevölkerung und Verbesserung überall bis zum Mangel verfielen, oder die Erzeugnisse bis zum höchsten Grad der Möglichkeit getrieben wären, und durch die Bevölkerung so überwogen würde, daß jene nicht zureichten, die Menschenmenge zu ernähren; wie man von China behauptet, wo das Ertränken der Kinder ein Nahrungszweig gewisser dazu gewidmeter Personen seyn soll.

Was nun das aus dem erkünstelten Handels- Produkten- und Finanzsystem fließende Uebel anlangt, so finden wir, bey unpartheyischer Beurtheilung, daß keine Unterbalance im Handel statt finden könne, wenn man nicht die Unterbalance der Finanzen dafür annimmt, und diese entweder übel verstehet, oder mit Fleiß so maskirt, daß die Finanzen balancirt, und dagegen der Handel im Untergewicht zu seyn scheinet. Da dieses der Fall in Schweden war, wird man mir erlauben, die daselbst gemachten Operationen noch mit einigen Worten durchzugehen.

Schweden hatte eine geraume Zeit Unterbalance. Es fühlte sie durch einen nachtheiligen Wechselcours, und ausserordentliche Mittel wurden ergriffen, das Deficit zu ergänzen. Silber, nachmals auch Kupfer, giengen aus dem Lande. Der Werth des an deren Stelle tretenden Papiergeldes fiel auf die Hälfte. Nun saldirte Schweden und nahm die Hälfte für den Werth des Ganzen an. Dieses waren die Folgen der angewandten Mittel.

Nimmt man Modeer, Zetterström, und andere einsichtsvolle Schriftsteller Schwedens zur Hand, welche mit der unpartheyischsten Wahrheitsliebe den Zustand der Nation, zu ihrer Zeit, der Welt vor Augen gelegt haben, so findet man, daß die gezwungenen Münz- und Finanzoperationen seit Carln dem Zwölften, und insonderheit in dem letzten unglücklichen Pommerschen Kriege einzig und allein die Ursachen des Verfalls der Sachen waren, welche freilich nicht anders, als einen nachtheiligen Einfluß auf den Handel haben konnten, da die Bankgeschäfte zu Resourcen der Finanzen und zur Abhelfung des aus den übel verwalteten Finanzen entstandenen Landesschaden gebraucht wurden, indem der Staat nicht die Auflagen herbeyschaffen konnte, die nothwendig gewesen seyn würden, die Unterbalance in den Finanzen zu ergänzen. Wären Auflagen möglich gewesen, so würde die Unterbalance der Finanzen nie fühlbar im Handel geworden seyn, so wie sie blos aus diesem Grunde es noch nicht in England ist. Da aber keine Auflagen möglich waren, griff die Last der Unordnung aus der Bank immer weiter um sich, die Proprietaire der Produkte und der Veredlungen vertauschten ihr Eigenthum gegen Papier, das auf den halben Werth fiel, oder nahmen Papier gegen Hypothek zu vollem Werth aus

der

der Bank, und zahlten damit auswärts zu halben, der Cours machte das Gewerbe stockend, die Unterstützungen der Regierung, welche zum Theil verschwenderisch ertheilt worden waren, wurden im Manufakturwesen eingezogen, welches blos auf diese Unterstützungen gegründet war, und daher verfiel, sobald sie aufhörten. Bey dieser Unordnung erscheint nicht die geringste Spur, daß solche durch eine Unterbalance im Handel verursacht worden sey, auch ward alles Uebel auf einmahl gehoben, so bald die Oekonomie der Finanzen richtig behandelt, das Münzwesen regulirt und eine Balance in den Revenüen der Krone festgesetzt wurde.

Nunmehro, da dieses geschehen ist, hat Schweden, so lange die Balance in den Finanzen richtig bleibt, keine Unterbalance im Handel zu fürchten. Gesetzt aber, daß die Krone, um ein Deficit in den Revenüen zu saldiren, auswärtige Schulden machte, gesetzt ferner, daß keine Steuern ausgeschrieben werden könnten, die Zinsen abzutragen, und also die Unterbalance der Finanzen, welche die Anleihe ergänzen sollte, noch durch die Zinsen vermehrt würde, so müßte alles das Uebel wieder entstehen, was vor Zeiten in Schweden geherrscht hat, und die Bank würde in den Händen des Königs vermuthlich, eben so wie vormals in den Händen der Stände *), die einzige Zuflucht zu Palliatifen werden, durch die denn die Unterbalance der Finanzen am Ende wiederum ein beständig weiter fressender Verlust des Staats seyn würde.

*) Es heißt freilich noch in Schweden, die Bank ist in den Händen der Stände, das wäre denn so viel, als in keinen Händen.

Das ehemals in Schweden gebrauchte Mittel, die Unterbalance in den Finanzen zur Unterbalance im Handel zu machen, war nur scheinbar, wie der dem Angeber desselben, Nahmens König, gemachte Proceß erwies. Sobald nemlich die aus der Bank mit Uebermaaße geschöpfte Resourcen den Cours der Bankozettel heruntergesetzt, und dadurch den Wechselcours in die Höhe getrieben hatten, wandte man große Summen an, den Cours niederzuzwingen. Hiezu waren Anleihen nöthig. So weit diese reichten, erhielt man seinen Zweck.

Wäre nun Schwedens Finanzbalance im Stande gewesen, mit Bezahlung der Zinsen, Einnahme und Ausgabe zu balanciren, so hätte man das, was das Courshalten erforderte, von den Finanzen abhalten können, aber sobald dieses nicht geschehen konnte, waren dazu immer neue Anleihen nöthig, wovon die Last auf die Finanzen zurückfiel, und daselbst ein größeres Deficit veranlaßten, als der jährliche Verlust im Cours ohne Anleihen verursacht haben würde.

Ungeachtet nun diese Theorie, so wohl durch Auseinandersetzung der Ideen, als durch die Erfahrung bewährt erfunden worden ist, so hat man doch überall von Unterbalance im Handel, als einem für die Staatsklugheit höchst wichtigen Gegenstande geredet. Man muß sich nicht wundern, daß die verständigsten Männer dadurch betrogen worden sind. Dieses konnte um so viel leichter geschehen, wenn das Uebel der verwirrten Finanzen und des in Unordnung gebrachten Münzwesens allgemein ausgebreitet war. Besonders wenn ausserordentliche Begebenheiten schneller Handelsrevolutionen dazu stießen, welche sich, wären die Finanzen aussen vor geblieben,

immer

immer von selbst zurecht gezogen haben würden. Wer weiß nicht, wie lange man sich mit der Chimäre der Staatsbalance in Europa umhergetragen hat, in der man eine nothwendige politische Glückseligkeit aller Staaten zu sehen glaubte, und für deren Erhaltung man das Wohl der Staaten selbst aufopferte. Die Geschichte lehrt, wie theuer England, unter einem Wilhelm den Dritten, diesen politischen Irthum bezahlte. Man nannte spottweise den bekannten Minister Horaz Walpole, Großmeister des Gleichgewichts, Grand maitre de la balance, einen Nahmen, den man auch den neuen Finanz- und Handelskalkulatoren geben kann, und der eben so wenig bey ihnen bedeuten würde, als bey seiner ersten Anwendung. Glücklich ist der Staat, wo alles das Gesuchte in den Geschäften vermieden, und allenthalben ein simples allgemein faßliches Verfahren zum Grunde gelegt wird, welches jedermann beurtheilen, und wodurch Selbstbetrug, oder auch vorsetzliche Verblendung, vermieden werden kann; oder um aus einem neuern Schriftsteller den Gedanken des reisenden Gullivers zu borgen, glücklich der Staat, wo, anstatt sich in tiefe politische Händel einzulassen, man sucht zwey Kornähren hervorzubringen, wo vormals nur eine war. He gave it for his opinion, that whoewer could make two ears of corn, or two blades of graſs, to grow upon a ſpot, where only one grew before, would deſerve better of mankind, and do more eſſential ſervice to his Country, than the whole race of politicians put together. In diesen wenigen Worten liegt das ganze Geheimniß, dem Staate die Balance für sich zu schaffen. „Er gab seine Meinung dahin, „daß derjenige, welcher zwo Kornähren, oder zweene

„Grashalme auf dem Flecken wachsen machen könne, wo „vordem nur einer wuchs, sich mehr um die Menschheit „verdient machen, und seinem Vaterlande wesentlichern „Nutzen leisten würde, als das ganze Geschlecht der Po„litiker zusammen genommen.

Bisher habe ich mich mit den Ursachen beschäftiget, welche eine Verwirrung in den Handelsgeschäften veranlassen, und zu dem vermeinten Uebel einer Unterbalance im Handel Anlaß geben. Ich wende mich itzt zur Untersuchung der Mittel, welche die Staatswirthschaft anwenden kann, oder anzuwenden pflegt, um einem Lande eine vortheilhafte Handelsbalance zu schaffen, die, wie gleich anfangs gesagt ist, in Aktive und Negative Mittel eingetheilt werden können.

Jene sind die natürlichen, und daher die einzigen untrüglichen. Sie erfordern keine Kunst; freies Gewerbe ist hinreichend, wo solches herrscht, da ist eine vortheilhafte Handelsbalance, da ist in den Häusern der fleißigen Bewohner gute Oekonomie, und eben so auch in der Verfassung des Staats. Wo freies Gewerbe fehlt, da darf man dieses nur ermuntern; die Menschen thun das Uebrige. Regenten oder Staaten haben eine gewaltige Macht, wenn sie die Menschen recht zu gebrauchen wissen. Aber über sie richtet nichts aus, als Freiheit, alles andere unterdrückt und erniedrigt sie, Freiheit entwickelt ihren Geist, ihre Kräfte, ihre Talente, giebt ihnen Muth und Neigung zur Arbeit, dadurch wird ein wildes Land angebauet, ein unbewohnter Ort volkreich, und ein Reich blühend, mächtig und stark.

Was

Was sollen wir aber von den Negativen Mitteln sagen, einem Lande das Gleichgewicht der Handlung zu verschaffen? Die vorangeschickten Grundsätze sind hinreichend darzuthun, daß diese Mittel nicht das eigentliche Uebel treffen, und daher nicht passend sind. Wenn der Handel keine Unterbalancen zuläßet, dieses Uebel aber aus andern Quellen fließet, so ist es nicht durch Verbote im Handel, daß man Ersparungen für einen Aufwand suchen muß, der ganz andere Ursachen hat. Aber dieses bey Seite gesetzet, so ist bey Verboten im Handel gleich anfangs der niederschlagende Grundsatz, daß man befürchtet, ein Land werde nie aus seiner Mittelmäßigkeit kommen, und es zu der Vollkommenheit bringen, wozu andere Länder gelangen. Diese Furcht ist von jeder verbotenen Concurrenz unzertrennlich, wäre sie nicht da, so dürfte man keine Concurrenz scheuen. Man kann also verbotene Concurrenz als eine öffentliche Autorisation erklären, immer mittelmäßig und theuer zu arbeiten *).

Zum Glücke für die Industrie ist es unmöglich, die Concurrenz zu hemmen. Je eifriger die Verbote sind, desto häufiger ist die Contrebande. Wo man diese fürchtet, da herrschen ganz andere Fehler in der Industrie; werden die gebessert, so fällt das Uebel der Contrebande von selbst weg. Ein anders ist es, wenn man aus Grundsätzen des Zollwesens urtheilet. Doch sind auch hier

 Ver=

*) Man hat viele Mittel erfunden, Concurrenz zu hemmen. Hiezu gehören Verbote, Zölle, Privilegien, insonderheit ausschließende, Prämien. Von der Handelseifersucht oder dem Neide, worauf diese Erfindungen gegründet sind, wird nachher bey Gelegenheit der Privilegien etwas vorkommen.

Verbote eben so wenig, als hoher Zoll die wahren Finanzoperationen. Hätten die Regierungen nie das Unglück gehabt, darauf zu fallen, und wären sie dagegen mit einer leidlichen Abgabe zufrieden gewesen, welche die Waaren und die Käufer ertragen können, so würde vermuthlich nie Contrebande, oder eigentlich Zollbetrug, entstanden seyn; aber itzt, da die Zollerschwerungen anlockender Gewinn und gleichsam Prämien für die Contrebandier sind, itzt, da man Eide bey Zöllen wie leere Formalitäten behandelt, itzt sind die Sitten so von treuer Vaterlandsliebe und alter Sittlichkeit entfernt, daß es freilich Leute genug giebt, die auch um den geringsten Zoll betriegen; doch sind dies nur Ausnahmen, unmäßig hoher Zoll aber wird nie bezahlt, einige große Handelsstädte und Handelshäuser ausgenommen.

Der Einfluß, den Contrebande auf die Sittlichkeit und eben dadurch größtentheils auf den Wohlstand der Staaten hat, ist nie mit der Ernsthaftigkeit betrachtet und untersucht worden, welche dieser wichtige Gegenstand verdienet. Wir haben davon ein wichtiges Beyspiel in der neuern Geschichte, da blos Contrebande einen halben Welttheil zur Empörung brachte, und vom Mutterlande trennte. Wir müssen nicht glauben, daß das Politische Problem, Schatzung keine Tirannie, das Signal des Aufstandes in Amerika war. Das Volk raffinirt nicht über politische Rechte, und bey dem größten Druck und Verfolgungen haben wir nicht gesehen, daß es Fragen wegen des Rechts der Souverainität aufgeworfen habe. Wäre dieses geschehen, so würden wir in Absicht dieser etwas bestimmteres haben, als itzt fast in allen Reichen angenommen werden kann. Da, wo Völker sich gegen Souverainitäten auflehnten, trat eine andere in Bewegung

gung gesetzte Leidenschaft hinzu, welche die Gemüther nach und nach von dem Mutterlande trennte und ihnen alle Liebe zu demselben nahm. So war die Empörung der Schweiz anfangs weiter nichts, als abgenöthigter Widerstand gegen Geyslers Tirannie; Holland war durch die Inquisition und durch Alba aufs äußerste gebracht, und die zu Madrit unschuldig Enthauptete, vermehrten noch den Unwillen der Selbstvertheidigung, den Religionseifer, nachmals von mächtigen Nachbaren unterstützet, angeflammt hatte. Nirgends ward eine moralische oder politische Frage aufgeworfen, nirgends ward untersucht, ob die Souverainität ihre Rechte mißbrauchte oder Rechte auszuüben hatte? Auch in Amerika würde man eine dahin gehörige Frage nicht aus den dortigen Begebenheiten abstrahirt und zum gelehrten Gegenstand politischer Debatten gemacht haben, hätten nicht ganz andre, volksmäßige, Veranlassungen den Geist der Empörung gereift, dem Franklin, Hancok, Washington und andere, eine politische Form gaben. Diese Veranlassungen waren in dem Volkesgeiste gegründet, den Handelseinschränkungen auf der einen, und auf der andern Seite Gewohnheit und Begierde, diese zu übertreten, ganz dem entfernten Mutterlande entzogen hatten, woraus völlig das Gegenbild der Anhänglichkeit entstand, welche, in den ältern Zeiten, Griechenland mit seinen Colonien verband und bis zu den blutigsten Kriegen, einander zu unterstützen, ging.

Kein aufmerksamer Politiker hat in den letzten Parlementsdebatten in England, bey Gelegenheit der Untersuchungskommißion des Schleichhandels, ohne Erstaunen die Menge der bewaffneten Schiffe gesehen, mit denen die Schleichhändler den Landesgesetzen trotzen, und eben-

 falls

ken der Mittel denkt, welche bey einer Unterbalance auf die Wiederherstellung der Gleichheit angewendet werden. Wie fließen nemlich die desfalls genommene Maaßregeln auf den Handel und die Handelnde zurück, und wie kann das, was die Regierung thut, im Gewerbe gespüret werden? Wer sich an allgemeine Angaben halten will, kann freilich leicht etwas zu antworten finden, und sich begnügen zu erweisen, daß ein natürlicher Wechselcours, oder pari, allen Handelnden und Gewerbetreibenden zum Vortheil gereicht. Ich kann dieses nicht anders verstehen, als daß ein Staat, wo Handel und Gewerbe ihren ungestörten Gang haben, der Cours seinen ordentlichen Lauf erhält, und daß denn alle Nahrungsstände dabey gewinnen. Will man ein hysteron proteron machen, so ist es, als ob man den Arzt beym Moliere hörte, der seinem Freunde einen Arm, oder ein Bein zu brechen wünschte, um das Vergnügen zu haben, ihn heilen zu können.

Man findet daher bey Smith und andern gründlichen Schriftstellern, wenn von einer Unterbalance im Handel die Rede ist, zwar den Gewinn und Verlust einzelner Handelszweige, oder des Verkehrs einer Nation mit der andern, aber nicht der totalen Masse des Handels eines Landes, abgehandelt. Hier wird mit guten Gründen erwiesen, wie unrichtig man handelt, wenn man auf eine Unterbalance Acht hat, den Handel mit den Nationen, die dadurch einen Ueberschuß gewinnen, zu schmälern, und die Artikel einzuschränken sucht, welchen man den Verlust zuschreibt, die der Handel eines Landes mit dem andern giebt. Hievon will ich weiter nichts anführen, da ich, wenn ich es thäte, blos Smith ausschreiben könnte.

Dieser

Dieser vortrefliche Schriftsteller, den Staatsmänner nicht genug lesen können, erwähnt freilich einer allgemeinen Balance, nemlich der Hervorbringung und der Verzehrung, er bemerkt aber selbst, daß sie von der Balance des Handels ganz unterschieden sey, das heißt, daß, da wo Handel ist, dergleichen Unterbalance der Hervorbringung und der Verzehrung nicht statt finden könne. Sie kann, sagt Smith, bey Nationen eintreten, die keinen fremden Handel haben, sondern ganz von der übrigen Welt getrennt sind; wie dies der Fall der in alten Zeiten auswandernden Völkerschaften gewesen zu seyn scheinet. Sie kann auf dem ganzen Erdball möglich seyn, wenn entweder Reichthum Bevölkerung und Verbesserung überall bis zum Mangel verfielen, oder die Erzeugnisse bis zum höchsten Grad der Möglichkeit getrieben wären, und durch die Bevölkerung so überwogen würde, daß jene nicht zureichten, die Menschenmenge zu ernähren; wie man von China behauptet, wo das Erträнken der Kinder ein Nahrungszweig gewisser dazu gewidmeter Personen seyn soll.

Was nun das aus dem erkünstelten Handels- Produkten- und Finanzsystem fließende Uebel anlangt, so finden wir, bey unpartheyischer Beurtheilung, daß keine Unterbalance im Handel statt finden könne, wenn man nicht die Unterbalance der Finanzen dafür annimmt, und diese entweder übel verstehet, oder mit Fleiß so maskirt, daß die Finanzen balancirt, und dagegen der Handel im Untergewicht zu seyn scheinet. Da dieses der Fall in Schweden war, wird man mir erlauben, die daselbst gemachten Operationen noch mit einigen Worten durchzugehen.

Schweden hatte eine geraume Zeit Unterbalance. Es fühlte sie durch einen nachtheiligen Wechselcours, und ausserordentliche Mittel wurden ergriffen, das Deficit zu ergänzen. Silber, nachmals auch Kupfer, giengen aus dem Lande. Der Werth des an deren Stelle tretenden Papiergeldes fiel auf die Hälfte. Nun saldirte Schweden und nahm die Hälfte für den Werth des Ganzen an. Dieses waren die Folgen der angewandten Mittel.

Nimmt man Modeer, Zetterström, und andere einsichtsvolle Schriftsteller Schwedens zur Hand, welche mit der unpartheyischsten Wahrheitsliebe den Zustand der Nation, zu ihrer Zeit, der Welt vor Augen gelegt haben, so findet man, daß die gezwungenen Münz- und Finanzoperationen seit Carln dem Zwölften, und insonderheit in dem letzten unglücklichen Pommerschen Kriege einzig und allein die Ursachen des Verfalls der Sachen waren, welche freilich nicht anders, als einen nachtheiligen Einfluß auf den Handel haben konnten, da die Bankgeschäfte zu Resourcen der Finanzen und zur Abhelfung des aus den übel verwalteten Finanzen entstandenen Landesschaden gebraucht wurden, indem der Staat nicht die Auflagen herbeyschaffen konnte, die nothwendig gewesen seyn würden, die Unterbalance in den Finanzen zu ergänzen. Wären Auflagen möglich gewesen, so würde die Unterbalance der Finanzen nie fühlbar im Handel geworden seyn, so wie sie blos aus diesem Grunde es noch nicht in England ist. Da aber keine Auflagen möglich waren, griff die Last der Unordnung aus der Bank immer weiter um sich, die Proprietaire der Produkte und der Veredlungen vertauschten ihr Eigenthum gegen Papier, das auf den halben Werth fiel, oder nahmen Papier gegen Hypothek zu vollem Werth aus

der

der Bank, und zahlten damit auswärts zu halben, der Cours machte das Gewerbe stockend, die Unterstützungen der Regierung, welche zum Theil verschwenderisch ertheilt worden waren, wurden im Manufakturwesen eingezogen, welches blos auf diese Unterstützungen gegründet war, und daher verfiel, sobald sie aufhörten. Bey dieser Unordnung erscheint nicht die geringste Spur, daß solche durch eine Unterbalance im Handel verursacht worden sey, auch ward alles Uebel auf einmahl gehoben, so bald die Oekonomie der Finanzen richtig behandelt, das Münzwesen regulirt und eine Balance in den Revenüen der Krone festgesetzt wurde.

Nunmehro, da dieses geschehen ist, hat Schweden, so lange die Balance in den Finanzen richtig bleibt, keine Unterbalance im Handel zu fürchten. Gesetzt aber, daß die Krone, um ein Deficit in den Revenüen zu saldiren, auswärtige Schulden machte, gesetzt ferner, daß keine Steuern ausgeschrieben werden könnten, die Zinsen abzutragen, und also die Unterbalance der Finanzen, welche die Anleihe ergänzen sollte, noch durch die Zinsen vermehrt würde, so müßte alles das Uebel wieder entstehen, was vor Zeiten in Schweden geherrscht hat, und die Bank würde in den Händen des Königs vermuthlich, eben so wie vormals in den Händen der Stände *), die einzige Zuflucht zu Palliatifen werden, durch die denn die Unterbalance der Finanzen am Ende wiederum ein beständig weiter fressender Verlust des Staats seyn würde.

 Das

*) Es heißt freilich noch in Schweden, die Bank ist in den Händen der Stände, das wäre denn so viel, als in keinen Händen.



falls die Zahl der Fregatten und anderer Schiffe, mit der die Regierung diese Rebellen ihrer eigenen Nation bekriegt. Was soll man von Bürgern erwarten, welche auf diese Art Waffen gegen Waffen richten, die Ordnung des gemeinen Wesens zu behaupten; Bürger, indem sie ihre Nahrung treiben, die Regierung, indem sie ihre Anordnungen in Ansehen erhalten will. Kann man sich wundern, daß nicht mehr der Geist herrschet, welcher zur Zeit der Königin Elisabeth die Flotten herbeyschafte, die England vertheidigten, Cadix bestürmten, die Armada schlugen, Südamerika bekriegten und Nordamerika gründeten, und Raleigh und Drake, nebst vielen andern Helden bildeten. Was kann England, was kann jeder andre Staat von seinen Bürgern, bey entstehendem Falle, für Muth und Beysteuer erwarten, da eine allgemeine Handelserziehung fast überall, mehr oder weniger, Mandrins bildet, wie dieses offenbar in England der Fall ist, wo zur See eben das geschiehet, was ehemals Mandrin aus den Gebirgen Savoyens ausführte *).

Das

*) In der Königl. Preußischen Declaration vom 20sten May 1784 die Erniedrigung der Abgaben vom Caffee betreffend, heißt es: Nachdem S. K. M. mißfällig bemerkt haben, daß Höchstdero Landesväterliche Absicht nicht erreicht wird, und daß der ansehnliche Gewinn der Contrebandiers die Furcht der Strafe überwindet, solche unnütz macht und ihr Trotz bieten lehret, wodurch Zusammenrottirungen und Excesse entstehen, die dem Staate Bürger entziehen, Kinder der Aufsicht ihrer Eltern berauben, und wodurch für die Fabriker und den Ackerbau manche nützliche Handarbeiter verlohren gehen; so haben S. K. M. um allen diesen Unordnungen

Das Parlement hat eingesehen, daß es durch Verbote und hohen Zoll ganz seine Absichten verfehle, aber
ißt

gen zu steuern, den Entschluß gefaßt, dem Gewinn bey der Contrebande, und dadurch der Contrebande selbst ein Ende zu machen, den Fabriken und dem Ackerbau die Hände wieder zu geben, die sich zu einer andern Beschäftigung (vermuthlich des Schleichhandels,) gewendet hatten, den Preis der Arbeit durch Vermehrung der Arbeiter zu erniedrigen u. s. w.

Es ist edel, sagt man, Königen die Wahrheit zu sagen, aber das sind glückliche Zeiten, wo die Wahrheit die Feder der Könige führt, und, darf ich hinzusetzen? wo Könige ihr gemäß handeln. Doch ist durch jenes schon vieles gewonnen, der Ton der Gesetze wird, was er seyn soll, Aufklärung und Sittenverbesserung, nicht despotische Entscheidung eines Concipienten, der es der Regentenwürde entgegen zu seyn glaubt, Gründe anzugeben, weil er selbst zu unwürdig ist, dergleichen angeben zu können.

In wie weit die Preußische Anordnungen dem Eingange der Erklärung entsprechen werden; muß die Erfahrung lehren. Unter den vielen Bemerkungen, welche hier gemacht werden können, bieten sich vornemlich folgende dar:

1) Daß hoher Zoll oder Verbote Prämien für Contrebandiers sind.

2) Daß diese Prämien, wie im vierten Abschnitt von allen Prämien erwiesen werden soll, die Folge haben, den nützlichern Gewerben die arbeitenden Hände zu entziehen.

3) Daß die Zoll- und Contrebandeanordnungen die größte Verderbniß in der Moralität der Menschen, dieser Grundstütze der bürgerlichen Ordnung, nach sich ziehen.

Die

ißt siehet es auch ein, daß es die Mittel, dem Uebel Einhalt zu thun, nicht mehr in Händen hat. Der Schleichhandel

Die von dem berühmten Pitt den 1. Jun. 1784 im Parlemente eingebrachte Vorschläge, den Schleichhandel zu hemmen, hatten den doppelten Fehler, das Uebel nicht zu hemmen, und ein grösseres an die Stelle zu setzen. Zu dem ersten Fehler gehören die geschärften Strafen gegen Contrebandiers, zu dem zweyten eine erneuerte Anwendung der sogenannten Revenue act auf andere Güter als z. B. auf Thee u. dgl. einer Acte, welche allen Grundsätzen des Natur- und des Völkerrechts widerspricht.

Die Zukunft wird lehren, welche Wirkung die am 21. Junius 1784 im Parlemente verabredete Herabsetzung des Zolls vom Thee auf die Contrebande haben wird. Aus der in den deutschen Zeitungen enthaltenen Bekanntmachung des Antrags des Herrn Pitts erhellet, daß der in London eingeführte Thee jährlich 13 Millionen Pfund betragen habe, wovon 800,000 Pfund Sterling Zoll erhoben ist. Dieser Zoll ist so ansehnlich, daß man nicht einsiehet, warum die Regierung sich den Contrebandehandel so sehr zu Herzen gehen lässet. Es scheint auch nicht die Absicht zu seyn ihn zu vermehren, denn da Herr Pitt durch seinen Vorschlag die Zolleinnahme auf 169,000 Pfund St. herunter zu setzen glaubte, schlug er zur Entschädigung eine Abgabe auf Fenster vor, welche nicht mehr als die abgehende Summe, oder 620,000 Pf. St. eintragen sollte. Die Fürsorge des Parlements scheint also blos dahin zu gehen, der Englischen Compagnie mehr Absatz im Thee zu schaffen, der bisher nur fünf Millionen Pfund ausgemacht hat. Ob diese Absicht vernünftigen Handelsgrundsätzen, ob sie dem Englischen Staatsinteresse gemäß sey, würde zu weitläuftig seyn,

handel ist einmahl so sehr in Gang gebracht worden, daß nicht allein der geringste Vortheil von dem erlaubten Han-

seyn, hier zu untersuchen. Mir scheint es nicht, daß Englands Handels- und Staatsvortheile in solchen Monopolien bestehen, und der vermehrte Theehandel scheint mir mehr schädlich, als nützlich; wobey noch zu bemerken ist, daß die heimlich eingeführten sieben Millionen Pfund Thee bey weitem nicht blos Verlust für England waren, indem ein großer Theil durch Engländer nach Nordamerika ausgeschifft wurde.

Es sey aber nun, aus welcher Absicht es wolle, daß man die Contrebande zu verhüten suche, so kommt es darauf an, ob dieser Zweck erfüllt werde. Den Zeitungen zufolge, ist der Auktionspreis des Thees in London durch den Kanzler auf Bohethee zu 2 Sch. 1 P. und der Ladenpreis zu 3 Sch. 4 P. bestimmt worden. Handelskundige mögen beurtheilen, ob diese Preise abschreckend für Contrebande sind, so wie Zollverständige, ob zwölf Procent Zoll dem Contrebandier nicht Aufmunterung genug geben, Schleichhandel zu führen.

Eine der merkwürdigsten Beobachtungen scheint hiebey zu seyn, daß die vom Premierminister gemachte Berechnung unmöglich richtig seyn kann. Daß jede Person im Königreiche gewiß drey Pfund Sterling für Thee gebrauche, ist nicht zu glauben. Wenn man im Königreiche, statt jeder Person, auch nur vier Millionen Theetrinker annimmt, so verschwenden diese, nach des Herrn Pitts Berechnung 12 Millionen Pf. St. oder nach schwerem Courantgelde über 60 Millionen Reichsthaler für Thee. Diese an sich ungeheure aber nach der Rechnung des Premierminister sehr mäßige Summe übersteigt bey weitem den Werth der dreyzehn Millionen Pfund Thee, welche dem Rapport der Com-

mittee

Handel ihn unterhalten muß, sondern daß viele ihn als ihren gewohnten Nahrungsweg beybehalten würden, wenn gleich der erlaubte Handel die Concurrenz der Contrebande aushalten könnte. Wenn England daher auch die Auflage auf den Thee der Compagnie und den Zoll auf eingeführten Branntewein und andere Waaren herunter setzen wollte, so würde, wenigstens in der ersten Zeit, weiter nichts daraus folgen, als daß es eine beträchtliche Revenüe verliehren würde, ohne der Compagnie mehr Absatz im Thee zu verschaffen, und in Absicht des Brannteweins und anderer Waaren, womit sich der Handel überall längst den Küsten verbreitet hat, ist vermuthlich der einzige Ersatz, den die Krone in ihren Zollrevenüen erwarten darf, in den Abgaben, welche in einigen großen Städten bezahlt werden. Auch diesen Ersatz

würde

mittee zu Folge jährlich, rechtmäßig und unrechtmäßig, ins Land geführt wird.

Noch unzuverläßiger, als diese Berechnung ist es, den Beweis derselben daher zu führen, weil jede Herrschaft ihrer Magd jährlich eine Guinee für Thee bezahlt, und dieses Geld dazu bey weitem nicht zureiche. Fürs erste ist für die Guinee auch Zucker anzuschaffen, fürs zweyte gilt diese Bezahlung einer Guinee an Mägde wohl nur in London, fürs dritte, kann das Theetrinken der Mägde in London nicht zur Grundregel dienen, fürs vierte ist ein großer Abstand von einer Guinee für Thee und Zucker, vielleicht auch Caffee, auf drey Guineen, fürs fünfte kann man für drey Guineen zu 20 Sch. achtzehn Pfund Thee zu 3 Sch. 4 P. (den man mit Fug als den bisherigen Contrebandepreis annehmen kann,) kaufen, welches mehr ist, als verschiedene Familien in einem Jahre verzehren können.

würde sie vermindern, wenn sie nun den Zoll heruntersetzen wollte, da der Contrebandehandel völlig regulair betrieben wird. Unglücklicherweise ist das Staatssystem Englands so gebauet, daß es nichts in seinen Einkünften verliehren kann, und daß die ganze Erhaltung der Nation erschüttert werden würde, wenn der Credit der Finanzen, durch ein Deficit im Bezahlen der Zinsen der Staatsschulden verfallen sollte. Ich will damit nicht sagen, daß England nicht, seines Wohlstandes unbeschadet, einen Nationalbanquerout machen könne. Hume bemerkt in seiner Geschichte von England bey Gelegenheit einer Begebenheit, die er erzählt, daß der öffentliche Credit nicht so sehr zärtlich und vorsichtig zu behandeln sey, als man gemeiniglich glaube, sondern vielmehr die rauhesten Stöße aushalten könne. Auch hier hat man zu wissenschaftlich berechnet, was man mehr menschlich, ad hominem, beurtheilen muß. Wir sehen im gemeinen Leben, daß junge Verschwender, wenn nur gleich bey ihnen zu gewinnen ist, und Kaufleute, die eben Banquerout gemacht haben, jenen größern, und diese eben so guten Credit erhalten, als Leute, die immer gut bezahlen. Eben so geht es auch Staaten. Nur wenn der gegenwärtige Gewinn unsicher wird entstehet Mistrauen, und dadurch Verfall des Credits, und dieses hat England zu gewärtigen, wenn es in der Bezahlung der Zinsen im Rückstand bliebe, welches geschehen müßte, wenn es die Taxen verminderte, durch die es seine Finanzbalance erhält. Diesen Verfall des Credits kann es nicht ertragen, theils weil es immer neue Anleihen gebraucht, wenn Kriege geführet werden sollen, theils weil es nur durch Credit seine Gläubiger ruhig halten kann, woran sehr vieles gelegen ist, so lange es solche befriedigen will.

Ein

Handel ihn unterhalten muß, sondern daß viele ihn als ihren gewohnten Nahrungsweg beybehalten würden, wenn gleich der erlaubte Handel die Concurrenz der Contrebande aushalten könnte. Wenn England daher auch die Auflage auf den Thee der Compagnie und den Zoll auf eingeführten Brannteweín und andere Waaren herunter setzen wollte, so würde, wenigstens in der ersten Zeit, weiter nichts daraus folgen, als daß es eine beträchtliche Revenüe verliehren würde, ohne der Compagnie mehr Absatz im Thee zu verschaffen, und in Absicht des Branntewein und anderer Waaren, womit sich der Handel überall längst den Küsten verbreitet hat, ist vermuthlich der einzige Ersatz, den die Krone in ihren Zollrevenüen erwarten darf, in den Abgaben, welche in einigen großen Städten bezahlt werden. Auch diesen Ersatz würde

mittee zu Folge jährlich, rechtmäßig und unrechtmäßig, ins Land geführt wird.

Noch unzuverläßiger, als diese Berechnung ist es, den Beweis derselben daher zu führen, weil jede Herrschaft ihrer Magd jährlich eine Guinee für Thee bezahlt, und dieses Geld dazu bey weitem nicht zureiche. Fürs erste ist für die Guinee auch Zucker anzuschaffen, fürs zweyte gilt diese Bezahlung einer Guinee an Mägde wohl nur in London, fürs dritte, kann das Theetrinken der Mägde in London nicht zur Grundregel dienen, fürs vierte ist ein großer Abstand von einer Guinee für Thee und Zucker, vielleicht auch Caffee, auf drey Guineen, fürs fünfte kann man für drey Guineen zu 20 Sch. achtzehn Pfund Thee zu 3 Sch. 4 P. (den man mit Fug als den bisherigen Contrebandepreis annehmen kann,) kaufen, welches mehr ist, als verschiedene Familien in einem Jahre verzehren können.

fünf Procent Zinsen geben können; Schwierigkeiten finden, Anleihen vollständig zu machen, ist, so viel ich habe aus der Ferne beurtheilen können, die beschwerlichere Auszahlung der Zinsen. Der Geldbesitzer, der gemächlich seine Reichthümer zu genießen sucht, ist zufrieden mit wenigen Zinsen, wenn er weiß, daß er an einem gewissen Tage, zu einer gewissen Stunde, an einen bestimmten Ort hingehen kann, dort seine Zinsen abzuholen, und nicht an eine Entfernung denken muß, die ihn ermüdet, oder von der Ungewißheit der Remessen abhängen soll. Handelnde, die in dieser Absicht die gehörigen Veranstaltungen zu treffen wissen, finden daher immer, es sey auf Bodmerey, oder zu Handelsentreprisen, das Geld, das sie suchen, unterdeß daß Staaten in dem Irthume stehen, keinen Credit zu haben, auch wenn sie die größte Sicherheit geben können.

Ich kehre von meinem Nebenwege zur Theorie der Handelsverbote zurück, von der ich abgewichen war.

Es ist, (man wird mir vergeben, daß ich meine mehresten Urtheile aus dem Menschen selbst nehme,) in allen Verboten, selbst in dem Verbote der Verbrechen, etwas niederschlagendes für den menschlichen Geist, welches der Ermunterung, die das Emporkommen des Fleißes beseelen muß, völlig entgegen ist. Edlere Anreizungen, als Verbote und Strafen, erwecken Hang zu Tugenden und Liebe zur Erfüllung unserer Pflichten, und der, über den sie nicht mehr wirken, wird selten durch Verbote oder Strafen gebessert. Da, wo man die schärfsten Strafen für nöthig erachtet hat, sind daher die häufigsten Verbrechen, und hieraus kann man den Schluß ziehen, daß jene mehr dazu dienen, die menschliche Ge-

M sellschaft

Ein gänzlicher Einsturz des Schuldensystems würde dagegen auf einmahl alle Zinsen tilgen, und also auch die Taxen heben; das reiche England würde vermuthlich mehr Credit haben, als zuvor, und Kriegs- oder andere ausserordentliche Kosten mit seinen eigenen Abgaben abhalten können. Die Betrachtungen, welche man über die Zuläßigkeit und Moralität der Banquerutte anstellen kann, sind von ganz anderer Natur, als das Creditwesen, und gehören nicht hieher, da auch dieses nur beyläufig erwähnt ist.

Weil ich aber einmahl diese Materie berühret habe, wird man mir noch eine Ausschweifung erlauben, um zu beweisen, wie irre man gehet, wenn man Creditsachen allemahl mit der calculatorischen Richtigkeit eines Pinto beurtheilen will. Man glaubt gemeiniglich, daß Anleihen in den Niederlanden, vom Credit abhängen, den eine Nation hat. Diesen Satz behauptet gemeiniglich der Banquier der Nation, um seine Bedingungen in Eröfnung der Anleihen vortheilhaft zu machen. Das Wort, gefährliche Conjuncturen, ist das erste in seiner Feder, wie das Achselzucken eines Wucherers, der über Geldmangel klagt. Indessen bestehen die Reichen, die Geld auf Zinsen zu belegen suchen, in Gutsbesitzern, Pächtern, Leuten ohne Geschäfte, die von ihren Mitteln leben, und die nicht Lust haben, sich selbst im Handel einzulassen, oder ihr Geld Kaufleuten in ihre Handlung zu geben. Diese wissen wenig von dem Credit einer Nation, sind aber mit ihrem Gelde so verlegen, daß sie es für drey und viertehalb Procent unterzubringen suchen.

Die wahre Ursache, warum demungeachtet Nationen, welche, ohne dabey Schaden zu leiden, vier bis fünf

fünf Procent Zinsen geben können, Schwierigkeiten finden, Anleihen vollständig zu machen, ist, so viel ich habe aus der Ferne beurtheilen können, die beschwerlichere Auszahlung der Zinsen. Der Geldbesitzer, der gemächlich seine Reichthümer zu genießen sucht, ist zufrieden mit wenigen Zinsen, wenn er weiß, daß er an einem gewissen Tage, zu einer gewissen Stunde, an einen bestimmten Ort hingehen kann, dort seine Zinsen abzuholen, und nicht an eine Entfernung denken muß, die ihn ermüdet, oder von der Ungewißheit der Remessen abhängen soll. Handelnde, die in dieser Absicht die gehörigen Veranstaltungen zu treffen wissen, finden daher immer, es sey auf Bodmerey, oder zu Handelsentreprisen, das Geld, das sie suchen, unterdeß daß Staaten in dem Irthume stehen, keinen Credit zu haben, auch wenn sie die größte Sicherheit geben können.

Ich kehre von meinem Nebenwege zur Theorie der Handelsverbote zurück, von der ich abgewichen bin.

Es ist, (man wird mir vergeben, daß ich meine mehresten Urtheile aus dem Menschen selbst nehme,) in allen Verboten, selbst in dem Verbote der Verbrechen, etwas niederschlagendes für den menschlichen Geist, welches der Ermunterung, die das Emporkommen des Fleißes beseelen muß, völlig entgegen ist. Edlere Anreizungen, als Verbote und Strafen, erwecken Hang zu Tugenden und Liebe zur Erfüllung unserer Pflichten, und der, über den sie nicht mehr wirken, wird selten durch Verbote oder Strafen gebessert. Da, wo man die schärfsten Strafen für nöthig erachtet hat, sind daher die häufigsten Verbrechen, und hieraus kann man den Schluß ziehen, daß jene mehr dazu dienen, die menschliche Ge-

 sellschaft

sellschaft für den Verbrecher zu sichern, als die Zahl der Schuldigen zu mindern. Dieses ist bey offenbaren Verbrechen nothwendig, wo es nöthig ist, diejenigen einzuschließen, zu bezeichnen, oder gar mit Todesstrafe zu belegen, welche in der Gesellschaft nicht geduldet werden können, oder für die man öffentlich warnen muß. Dieses kann der Fall nicht seyn, wenn es blos darauf ankommt, die Einwohner zu ermuntern, durch Fleiß und Thätigkeit, oder auch durch Mäßigung und Enthaltsamkeit, ihrem Vaterlande nützlich zu werden. Hiezu kann blos die innere Selbstberuhigung der Genügsamkeit anreizen, da die Erfüllung solcher Bürgerpflichten wenig Belohnung, oder äußere Ehre und Achtung erwirbt; und man ungeahndet diese einzige richtige Anstrengung eines wohlorganisirten Geistes verabsäumen kann, so daß der Müßiggänger nicht allein keinem Vorwurfe ausgesetzt ist, sondern vielleicht selbst in dem dolce niente far eines Rousseau höhere Bestimmung zu finden glaubt, so sehr dies auch der gerechten Verachtung ausgesetzet ist, mit der wohlmeinende Staatsmänner das gefährliche far nulla der Bürger belegt haben.

Will man Verbote aus diesem Gesichtspunkte beurtheilen, und nach diesen Gründen ihren politischen Nutzen erwägen, so wird man sich von ihnen nur einen geringen, oder wohl gar einen entgegen gesetzten (negativen) Erfolg in Ausbreitung der Industrie und Ermunterung zur Mäßigung und zur Sparsamkeit versprechen können. Innerer erweckter Trieb muß erzeugt werden; wie dieses geschiehet, wie die Triebfeder des menschlichen Geistes angespannt, wie die Begierden und Neigungen zu dem gelenkt werden, was wirklich nützlich ist, würde hier zu weitläuftig seyn zu erforschen, aber daß es geschehen, daß man Menschen zum Guten anspornen, und nicht durch

Zügel

Zügel und Bande vom Uebel, welches dem Guten, das man befördern will, entgegen gesetzt ist, ablenken müsse, daß jenes dem angebohrnen Freiheitsadel der Seele gemäß sey, und daß dieses die Seelenkräfte beuge, erschlaffe, einschläfere, scheint am Tage zu liegen. Die weitere Anwendung dieses Satzes will ich einem jeden selbst überlassen, da man dann beurtheilen kann, in wie ferne er auf sittliche Einschränkungen in Staaten, durch Gesetze, passet, wozu insonderheit Nationaltrachten und Luxverordnungen gehören.

In wie weit die Bemerkung gegründet ist, daß so wie Nationen, durch den Umgang mit andern Nationen, ihre Sitten verfeinerten und ihren Wohlstand bereicherten, sie in ihrer Kleidung, Bauart, Meubeln, Geschmack, und selbst in der Zubereitung des Essens von dem Nationalen zurückkamen, und das annahmen, was, in Vergleichung mit ihrem Herkommen, als allgemein herrschend angesehen werden konnte, mögen andere aus der Geschichte erörtern, so wie Philosophen sich streiten mögen, ob es nützlich sey, oder ob die Sittlichkeit und das wesentliche Wohlseyn der Menschen dadurch gewinne, daß Völker sich entnazionalisiren, wenn ich mich so ausdrücken darf. Für mich hat, ich gestehe es, die Nationalität, so wie sie Urtugend ist, wenig reizendes, und der lächerlichste Petitmaitre, mit allen seinen mühsam erkauften ausländischen Thorheiten, scheint mir, doch im Gegenbilde, seinem rauhen Ahnherren, unter den Scythen und Sarmaten, vorzuziehen zu seyn; so wie ich nicht glaube, einen übeln Wunsch zu thun, wenn ich den Thranliebenden Grönländer besser stärkende Nahrung genießen, und, statt seines brodirten Gesichts und seiner Seehundsfelle, ein glattes Gesicht und Französische Kleider tragen sehen

 mögte.

mögte. Nationalwesen scheint nur dann würklich achtungswerth zu seyn, wenn der sogenannte Nationalstolz in dem Gefühle des Beytrags eigenen Werthes zum Wohle des gemeinen Wesens oder des Ganzen bestehet, und dieses hat nichts mit der Kleidung, oder andern zufälligen Dingen gemein; von denen selbst, wie mich dünkt, der Kleiderschnitt das letzte ist, das unsere Aufmerksamkeit verdient.

Luxverordnungen können den doppelten Zweck haben, die Simplicität der Sitten, oder des Aufwandes zu befördern. Jenes kann in Staaten geschehen, wo noch Einfalt der Sitten herrschet, und man sie zu erhalten sucht, oder in Staaten, wo man dem Verderben der Sitten Einhalt thun zu müssen, und zu können glaubt.

Luxverordnungen für Staaten, welche Einfalt der Sitten behaupten, sind mehr Vorsichtigkeitsregeln gegen ein unbekanntes, aber künftig mögliches Uebel, als Verbote. Können sie wirken, daß ein Uebel immer zukünftig bleibe, und nie gegenwärtig werde, so sind sie nicht allein unschädlich, sondern auch heilsam; sie geben dem Geiste keine Einschränkung, da er keine Begierden hat, die Gegenstände zu haben, die ihm beraubt sind, und hindern, von der frühesten Erziehung an, die Erweckung der Begierden. In wie weit dieses auf Bern, Basel, Genf und andere Städte der Schweiz passet, wo gewisse Gegenstände des Lux, Comödien und dergleichen untersagt sind, kann man nur durch lokale Untersuchungen bewähren. Will man das Carrikaturgemählde, das Rousseau vom Schweizer macht, zum Grunde legen, so wie er unter seinen Heerden und Winzern mit stattlichem französischen Anputze stehet, so kann man auch von den Luxverordnungen

zen der Schweiz nicht vieles erwarten. Was nun von Ländern, wo man der Sitten- und Aufwandsverderbniß Grenzen setzen will?

Der Lux ist so alt, als mächtige Staaten. Athen hatte seine Pisistratiden und seine Hippias, und vor Perikles schon sagte Homer, daß den Großen, oder Reichen äußerer Pomp anständig sey.

A dignity of dreſs adorns the great,
And kings draw luſtre from the robe of ſtate.

Gekrönte Preisschriften haben diese Materie abgehandelt, von der ich also weiter nichts zu sagen gebrauche, als Lux ist da, war da, und wird immer da seyn.

Gehen wir näher zur Sache, um genau zu bestimmen, was eigentlich Lux sey; suchen wir sorgfältig diese Bestimmung, weil wir sehen, daß wir, ohne eine richtige Auseinandersetzung der Begriffe, die wir mit der Benennung des Lux verbinden, kein sicheres Urtheil über die moralischen und politischen Folgen desselben fällen können, so werden wir finden, daß wir keine philosophische Zergliederung der politischen Begriffe eines Worts herausbringen können, über das Philosophen und Staatsmänner vieles gestritten, und wovon sie vielleicht in einer und derselben Abhandlung das Für und Gegen erwiesen haben.

Wir können, zur Beruhigung des menschlichen Verstandes und der innern Ueberzeugung, in allen Streitigkeiten, in denen die gelehrtesten Männer nie zum Ziele der Vereinigung, das heißt, zur wahren Aufklärung, gelangen, mit Gewißheit annehmen, daß über vague, (ich finde kein deutsches Wort) metaphorisch angewandte,

aus fremden Sprachen, ohne richtige Begriffe, entlehnte, im gemeinen Leben in Gang gesetzte, und nie philosophisch genau bestimmte Worte, gestritten wurde. Solche Worte gebrauchte das Volk, seine dunkle Ideen, (die, im Vorbeygehen bemerkt, oft die hellesten sind, die wir haben) auszudrücken, und man nahm sie nachher in den Wissenschaften auf. Die Philosophie aller möglichen Wissenschaften ist voll solcher Benennungen, welche Gelehrte immer gesucht haben, zu erklären, und nie bestimmen konnten, weil sie blos populaire Ausdrücke gewisser verwirrter Gefühle, oder dunkler Vorstellungen von Sachen sind, welche, bey philosophischer Zergliederung, in viele abgesonderte Fächer, unter ganz andern Nahmen und Materien, hätten zertheilt und dort abgehandelt werden müssen. Das allgemeinste Kennzeichen solcher Worte ist, daß jeder sie zu verstehen glaubt, und es fast lächerlich findet, wenn man eine Erklärung eines allgemein einleuchtenden Ausdrucks (so scheint er jedem) verlangt. So glaubt jedermann zu wissen, was Schwere sey, und begreift, daß Körper fallen müssen, wenn sie nicht schwimmen, oder fliegen können, indeß der Philosoph bey Newton und Euler unbefriedigt stehet, und nicht weiß, ob er, statt Schwere, Druck oder Anziehung (Impulsion oder Attraktion) setzen soll.

Von dieser Art unphilosophischer Benennungen ist das Wort Lux, welches, eben wegen der fehlenden philosophischen Bestimmung, nicht genau in andere Sprachen übersetzt werden kann, sondern durch die Franzosen von den Römern, oder Lateinern erborgt ist. Ist es Ueppigkeit, Schwelgerey, Wohlleben oder jeder Aufwand? Was ist wiederum Ueppigkeit oder Wohlleben, was ist heilsamer und unnützer Aufwand? Dem Ankläger der

Ungleich-

keiten sich durchkreuzen, und dieses Wettrennen, das zu keinem Ziele führet, übersiehet, so kann man vom Lux keinen andern Begriff abstrahiren, als daß es die volksmäßige Benennung des scheinenden, oder in die Augen fallenden Erfolgs ist, den Gewerbe und Thätigkeit unter den in Gesellschaften vertheilten Menschen, oder unter Nationen wirken.

Man darf hier nur bedenken, wie mancherley dieser Erfolg, wie mancherley Gewerbe und Thätigkeit unter den Nationen sind, um daraus zu beurtheilen, wie unbestimmt vom Lux geredt wird. Roms Industrie war Eroberung, und hieraus floß alles, was wir Lux nennen, von Carneades, von Mummius Beute an, bis zum Saale des Apolls eines Lucullus. Spaniens und Portugalls Lux ist in den Minen und Goldquellen Amerikas gegründet, nothwendig, wenn das Schicksal eines im Silber und Gold verhungernden Midas nicht die ganze Nation treffen soll. Englands und Frankreichs Lux ist in der Vielheit der Manufakturen und der arbeitenden Hände gegründet. Die Essenzen zu Montpellier befördern den südlichen Obstbau, und England konnte nicht Ostindien erobern, ohne daß die Frauenzimmer in London sich in Thibetanischer Wolle einhüllten.

Hieran glaubt man sich halten zu können, hier, wird man sagen, ist die Wahrheit aus der Tiefe des Brunnen geholt, der sie verschließet. Wo einländisches Verkehr den Lux befördert, da ist er nützlich, wo fremde Bedürfnisse nöthig sind, da ist er schädlich. Dieses wird verständlich scheinen, wenn man auch nicht verstehen sollte, wie Montesquieu zu erklären ist, wenn er von einem freien Staate sagt: Il y auroit un luxe solide, fondé,

 non

Schauspiele zu befördern, um durch diese Verschwendung ihres Vermögens sie dem großen Haufen in ihren Einkünften gleicher zu machen. Ist hier Athen eine Republik, oder ist sie, die bald einem Pisistrates, bald einem Perikles, bald einem Themistokles, bald einem Alcibiades, bald Sparta, bald dreyßig Despoten, oder Tyrannen, bald dem Fleischer Cleon gehorchte, Aristokratisch, Monarchisch, Despotisch? Vielleicht hilft man sich mit dem Ausdrucke, vermischt, mit dem man in Auseinandersetzung der dunklen Begriffe der Nomenklatur der Regierungsformen Licht zu verbreiten glaubet; aber auch dem sey wie ihm wolle, hatte Athen bey seinen Festen wirklich den Zweck einer Gleichheit im Vermögen, und erhielt es denselben? Flossen die öffentliche Feste, so bald sie die Grenzen natürlicher Freude übertraten, und großen Aufwand erfoderten, nicht aus der Zügellosigkeit des Volks, und dem Hange zur Pracht, oder dem Ehrgeize der Mächtigen, die durch Vergnügungen das Volk zu fesseln suchten? Kennt man die Reichen, wenn man glaubt, daß sie sich dabey patriotisch verarmten? Wir wissen vom Alcibiades, daß ihn drey Städte in seinen Verschwendungen bey öffentlichen Festen unterhielten, und von Athen, daß zu den Schauspielen öffentliche Gelder bestimmt waren, die, als Philipp Griechenland bedrohte, heiliger für diese Bestimmung gehalten wurden, als für die Vertheidigung des Vaterlandes.

Umsonst ist es, länger bey Benennungen zu verweilen, welche uns blos zu unbestimmten Begriffen führen, in denen wir mit allen denen irre gehen können, die sich vor uns daran gehängt haben. Wenn man beym Eingange des Labyrinths stehen bleibet, in dem Montesquieu, Voltaire, und viele andere Männer verschiedener Fähig-

keiten

keiten sich durchkreuzen, und dieses Wettrennen, das zu keinem Ziele führet, übersiehet, so kann man vom Lux keinen andern Begriff abstrahiren, als daß es die volksmäßige Benennung des scheinenden, oder in die Augen fallenden Erfolgs ist, den Gewerbe und Thätigkeit unter, den in Gesellschaften vertheilten Menschen, oder unter Nationen wirken.

Man darf hier nur bedenken, wie mancherley dieser Erfolg, wie mancherley Gewerbe und Thätigkeit unter den Nationen sind, um daraus zu beurtheilen, wie unbestimmt vom Lux geredt wird. Roms Industrie war Eroberung, und hieraus floß alles, was wir Lux nennen, von Carneades, von Mummius Beute an, bis zum Saale des Apolls eines Lucullus. Spaniens und Portugalls Lux ist in den Minen und Goldquellen Amerikas gegründet, nothwendig, wenn das Schicksal eines im Silber und Gold verhungernden Midas nicht die ganze Nation treffen soll. Englands und Frankreichs Lux ist in der Vielheit der Manufakturen und der arbeitenden Hände gegründet. Die Essenzen zu Montpellier befördern den südlichen Obstbau, und England konnte nicht Ostindien erobern, ohne daß die Frauenzimmer in London sich in Thibetanischer Wolle einhüllten.

Hieran glaubt man sich halten zu können, hier, wird man sagen, ist die Wahrheit aus der Tiefe des Brunnen geholt, der sie verschließet. Wo einländisches Verkehr den Lux befördert, da ist er nützlich, wo fremde Bedürfnisse nöthig sind, da ist er schädlich. Dieses wird verständlich scheinen, wenn man auch nicht verstehen sollte, wie Montesquieu zu erklären ist, wenn er von einem freien Staate sagt: Il y auroit un luxe solide, fondé,

 non

non sur le rafinement de la vanité, mais sur celui des besoins réels; et l'on ne chercheroit guere dans les choses que ce que la nature y a mis.

So wie jedermann darin einig seyn muß, daß dieses Urtheil zu einem ethischen Gedichte gehöret, so ist, wenn man mit dem eben angeführten Satze des einländischen Verkehrs sagen will, daß man Gewerbe und Fleiß ermuntern soll, daß dadurch die Stärke und der Wohlstand einzelner Menschen und ganzer Nationen am meisten befördert werden, daß die Sittlichkeit dadurch gewinnet, daß der Geist dadurch immer größere Klarheit in seinen Ideen erhält, und daß, in allem Betrachte, es vorzüglich gut in einem Lande zu wohnen ist, wo Gewerbe und Fleiß, im freien Gange, alles zur möglichsten Vollkommenheit treiben, nichts dagegen einzuwenden, aber so können wir die ganze Chimäre des Lux fahren lassen, und dürfen nicht mehr über diese leere Benennung Betrachtungen anstellen, sondern müssen uns blos an Gewerbe und Industrie halten, welche, wenn sie blühen, keine Einschränkungen zulassen. Diese können also nur da statt finden, wo man annimmt, daß Gewerbe und Industrie nie zur höchsten Vollkommenheit getrieben werden können, sondern immer in der größten Mittelmäßigkeit bleiben müssen; welche Voraussetzung bey keinem Staatsmanne gelten darf.

Hat man aber die Absicht auf die bereits vorhin widerlegte Idee einer Handelsbalance zurückzukommen, so kann ich nur auf das zurückweisen, was ich desfalls bereits angeführt habe. Wenn die vermeinten Ideen der Handelsbalance kein Gegenstand sind, mit denen der Staatsmann sich im allgemeinen zu beschäftigen Ursache hat, indem

indem das künstlichste Gebäude nur Verwirrung der Begriffe nach sich ziehet, so ist es noch weit unmöglicher, für den Gesetzgeber in das Detail der Haushaltungsbalance eines jeden Bürgers hineinzugehen, und ihnen Regeln aufzugeben, nach denen sie ihre Einnahme und Ausgabe zu berichtigen haben. Der gute Haushälter wird selbst dahin sehen, daß er seine Kosten bestreite, und der schlechte Haushälter kann nicht durch Einschränkungen unter die Vormundschaft gebracht werden, welche ihm nöthig seyn würde, um nicht zu Grunde zu gehen. Die Summe des Verzehrens wird also immer dieselbe bleiben, wenn gleich die einzelnen Angaben in den Privatökonomien verändert werden.

Demungeachtet sind Aufwandsgesetze fast eben so alt, als der Aufwand selbst. L'effet du Commerce, sagt Montesquieu richtiger, und im geraden Widerspruche mit der kurz vorhin angeführten Stelle, sont les richesses, la suite des richesses le luxe, celle du luxe la perfection des arts. Wo ist hier eine Ursache, wo eine Wirkung, die man wegstreichen kann? Wo ist hier aber ein luxe, fondé, non sur le rafinement de la vanité, mais sur celui des besoins réels? Oder warum ist es hier vernünftiger, Ananas in Treibhäusern, und Caffee aus Arabien und Westindien zu ziehen, weil solches auf Essen und Trinken, als einem Naturbedürfniß gegründet ist, als in Englischen Wagen zu fahren, welches der natürlichen Bestimmung des Menschen, zu gehen und seine Füße zu gebrauchen, entgegen ist. La vanité même, könnte man fragen, n'est elle pas un besoin réel? Viele Menschen haben wenigstens nichts reelleres, als ihre Eitelkeit.

Keine

Keine Nation scheint die Vorsicht gegen den Lux weiter getrieben zu haben, als die Römer, und hier hätte man sich die beste Wirkung versprechen können, da bekanntlich unter diesem kriegerischen Volke die Handlung wenig geachtet und die ganze Größe dieser Nation auf Mannszucht (Disciplin) oder, wie der größte Römische Geist unserer Zeiten nach dem Vegetius bemerkt, auf den militairischen Schritt (pedem militarem) gegründet, war. Die Römer gingen dem Lux in seine vornehmsten Quellen nach, und suchten ihn da zu hemmen. Die Wachsamkeit ihrer Gesetze suchte Mäßigkeit zu verbreiten, eine zu große Ungleichheit des Vermögens zu verhindern und der weiblichen Eitelkeit Grenzen zu setzen.

Das Orchische oder Archische Gesetz bestimmte (A. V. C. 572.) die Anzahl der Gäste bey Gastmählern; das Fannische Gesetz, eilf Jahre vor dem dritten Punischen Kriege, setzte einen gewissen Preis, den Gastmähler kosten durften; das Didische Gesetz fügte eine Strafe für die Uebertreter hinzu; das Antische Gesetz währte kurz, es verbot obrigkeitlichen Personen, bey andern als bestimmten Personen, zu Gaste zu gehen.

Das Voconische Gesetz, zwischen dem zweyten und dritten Punischen Kriege, (A. V. C. 583.) schloß die Frauenzimmer von aller Erbfolge aus. Montesquieu setzt den Geist dieses Gesetzes darin, dem weiblichen Lux durch benommene Reichthümer Grenzen vorzuschreiben. Der Sinn desselben scheint aber vielmehr den Anordnungen gemäß gewesen zu seyn, welche, vom Anfange an, in Rom bey der Erbfolge gemacht waren. Man sah hier auf die Theilung der Ländereien, und suchte die ursprüngliche Gleichheit unter den Familien zu erhalten. Daher

erbten

erbten Weiber ihre Eltern, aber von ihnen erbten nicht ihre Nachkommen, noch sie von ihren Nachkommen, sondern die Erbfolge blieb immer in der ursprünglichen Familie, der die Ländereien zugetheilt waren. Das Voconische Gesetz ging weiter und benahm den Weibern alles Erbschaftsrecht. Aber es sey nun, um den Weibern die Mittel zum Lux zu entziehen, oder die Vereinigung vieler Güter in einer Familie zu verwehren; so ist immer das Voconische Gesetz zu den Ueppigkeitsanordnungen zu rechnen, so wie unsere Fideicommißeinrichtungen zum entgegengesetzten Zwecke führen.

Das Oppische Gesetz hatte bereits, während des zweyten Punischen Krieges, das weibliche Geschlecht verschiedenen Einschränkungen unterworfen. Kein Frauenzimmer durfte mehr Gold, als für eine halbe Unze an Werth, tragen, Kleider von verschiedenen Farben, und das Fahren in einem Wagen in der Stadt wurde ebenfalls verboten. Dieses Gesetz stand nur zwanzig Jahre, das schöne Geschlecht widersetzte sich demselben, und selbst Portius Cato, der es in Ansehen erhalten wollte, mußte nachgeben und geschehen lassen, daß es aufgehoben wurde. (A. V. C. 557.)

Roms Ackergesetze gehören vorzüglich hieher. Sie waren zwiefacher Art. Einige hatten eine gleiche Vertheilung aller Ländereien zum Zwecke, und waren das Werk der Demagoguen; andere, welche die römischen Syllas gaben, betrafen einzelne Austheilungen gewisser Ländereien oder andere Anordnungen dieser Art. Von diesen sind uns verschiedene unbekannt, die in den römischen Schriftstellern nahmhaft gemacht sind. Jene gehören

hören eigentlich hieher, und hierunter sind das Caßische, Licinische und Sempronische Gesetz die merkwürdigsten.

Das Caßische Gesetz (Lex agraria), welches nicht in Ausübung gesetzt wurde, bestand darauf die eroberten Ländereien mit dem Volke und den Bundesgenossen zu theilen. Der Urheber zog sich den Haß des Raths zu, und ward, unter dem Vorwande der Verrätherey, im Jahre Roms 270 vom Tarpeischen Felsen gestürzet. Das Licinische Gesetz, de quingentis jugeribus (im Jahr Roms 377 oder 380) hatte zur Absicht, die Patrizier zu verbinden, die Ländereien, welche sie über 500 Aecker besaßen, an das Volk auszutheilen, und die Anzahl der Sclaven und die Menge des Viehes vorzuschreiben, welche zur Besetzung des Landes gebraucht werden sollten. Der Gesetzgeber C. Licinius Stolon ward als erster Uebertreter gestraft, und das Gesetz, da es kaum ein Jahr alt war, aufgehoben. Das Sempronische Gesetz setzte endlich das Caßische Gesetz in Ausübung. Der Urheber war Sempronius Gracchus, eben der, welcher sehr unweislich dem Volke das Korn zu gewissen Preisen austheilen ließ. Es war den Gracchen eigen, durch Verwirrungen im gemeinen Wesen sich berühmt zu machen. Trauriger Ruhm, den viele bewundern! Dii hostibus illum!

Tiberius Gracchus stellte im Jahre Roms 527 das Licinische Gesetz wieder her. Er fiel in einem Auflaufe: ein Opfer der Patrizier. Sein Bruder Cajus Gracchus hatte gleiches Vorhaben und gleiches Schicksal. Nach seinem Tode und nach Ausrottung aller Anhänger der Gracchen ward durch ein Ackergesetz der von Tiberius verbotene Verkauf der ausgetheilten Länderęien frei gegeben,

welches

welches den natürlichen Begriffen des Eigenthums gemäß war. Cicero hat uns eine Rede gegen ein Ackergesetz hinterlassen, das zu seiner Zeit vorgeschlagen wurde. Hätte Rom einen ordentlich getriebenen Ackerbau gehabt, so würde man nie an solche Ackervertheilungen haben denken können, itzt ist unter den vielen Betrachtungen, die darüber gemacht werden können, wohl die wichtigste eben die, welche Cicero anstellt, daß der öffentlichen Sicherheit halben, zunächst dem Leben der Menschen, nichts heiliger seyn müsse, als Eigenthum.

Sylla und Cäsar hielten noch über Luxgesetze. Jener gab das Cornelische Gesetz, den Preis der Lebensmittel zu bestimmen. Dieser ließ seine Truppen auf dem Markte und von den Tischen die verbotenen Eßwaaren wegnehmen. Tiberius dachte seinen Zeiten angemessener. Er widersetzte sich den Edilen, welche die alten Ueppigkeitsgesetze wieder herzustellen verlangten.

Frankreich hat in spätern Zeiten die Ueppigkeit durch Gesetze einzuschränken gesucht. Im Jahr 1295 verbot Philipp der Schöne bey großen Gastmählern mehr als zwey Gerichte und eine Suppe von Schweinefleisch, und zum täglichen Essen mehr als ein Gericht und eine kleine Schüssel mit Gemüsen und dergleichen, zu geben. Damals war Suppe eine Ueppigkeit, und ward vermuthlich, wie noch in Schweden üblich ist, nach dem Fleische aufgetragen. An Fasttagen durfte man nur zwo Heeringssuppen und zwey Gerichte, oder eine Suppe und drey Gerichte essen. Die Menge des Fleisches zu einer Schüssel ward bestimmt; den Bürgern ward verboten, in Wagen zu fahren, Pelzwerk und Edelsteine zu tragen, Wachslichter zu brennen. Der hohe Adel, der 6000 Livres

Ein

Einkünfte hatte, durfte nur vier Kleider; Prälaten, zwey; Ritter, von 3000 Livres Einkünfte, drey Kleider haben. Der Preis der Zeuge ward auf 25 Sous die Elle gesetzet.

In eben den Zeiten verdammte die Kirche, als eine Ketzerey, lange und spitzige Schuhe (des souliers à la poulaine) zu tragen, und verbot diesen Gebrauch in einem Concil zu Paris 1212 und zu Angers im J. 1365.

Carl der achte gab 1485 eine Kleiderordnung heraus, worin reiche Zeuge und Sammte untersagt, geblümte Damaste und Atlasse aber erlaubt wurden. Franz der erste ging im Jahr 1543 und Heinrich der zweyte im Jahr 1547 weiter in diesem Verbote, das sie übrigens wiederholten. Franz der erste gab drey Monate Zeit, die Kleider, die ein jeder hatte, aufzutragen. Ein Beweis, daß der Anordnung von 1485 nicht mehr nachgelebt wurde. Man wird bey allen Luxverordnungen finden, daß, um den Aufwand einzuschränken, nöthig gefunden ist, nicht allein die alten Anordnungen zu wiederholen, sondern durch neue zu vermehren, um so wie der Aufwand neue Quellen suchte, diese, wo möglich, zu verstopfen. In Frankreich war dies besonders nöthig, wie die Kleiderordnungen vom 22. April 1561, vom 17. Jänner 1563, von 1565. 1576. 1577. 1583. 1599. 1601. 1606. 1613. 1633. 1634. 1636. 1640. 1644. 1656. 1660. 1661. 1663. 1664. 1672. 1687. 1689. 1700. 1704. ohne weitere Untersuchung des Inhalts beweisen. Der französische Schriftsteller, der mir hier zum Wegweiser gedient hat, sagt: la multiplicité de ces loix fait voir combien on a eu de peine à les faire observer; richtiger, die Menge dieser Gesetze beweiset, daß sie nie beobachtet worden sind.

Eine

Eine zufällige Bemerkung hiebey ist, daß in Frankreich die meisten Luxverordnungen gerade in den Zeiten nöthig erachtet wurden, da die Regierung durch übel genommene Maasregeln das Land in die größte Verwirrung stürzte. Könige, welche am meisten den Untergang der Nation beförderten, suchten am meisten Heilungsmittel in Einschränkung der Ueppigkeit. Hieher gehören die Zeiten Franz I., Heinrich II., Carls IX., Heinrich III., da der Staat von den Wunden blutete, welche er in den Religionsverfolgungen erhielt, und die noch unter Heinrich IV. gefühlt wurden, der verschiedene Arten Lux dadurch verächtlich machen wollte, daß er sie öffentlichen Frauenspersonen anwies. Noch Carl IX. war insonderheit sehr eifrig gegen den Aufwand bey Tische, der, wie seine Anordnung vom 20 Januar 1563 ergiebet, seit Philipp dem Schönen sehr zugenommen hatte, indem die ehemahligen drey Schüsseln in drey Aufträgen, jeder von sechs Schüsseln, verwandelt waren. Ich rechne ebenfalls die Zeiten eines Ludwigs des Vierzehnten hieher, der selbst durch seinen übermäßigen Lux, denn nur dazu kann man seine Kriege rechnen, Frankreich in die Verwirrung der Finanzen stürzte, von der es sich seitdem nicht erhohlt hat.

Wenn man hierüber weiter nachsinnen will, so kann dies nicht besser, als mit dem Verfasser des Artikels Luxe in der Encyclopädie geschehen. Man wird mir erlauben, seine Gedanken hieher zu setzen.

„Ueberall, wo ich einen schädlichen Lux finde, wo ich sehe, daß der Gebrauch der Reichthümer nicht der Sittlichkeit und dem Wohl des Staats gemäß ist, werde ich annehmen, daß die Regierung den allgemeinen Geist

nicht zum Besten des Staats zu lenken gewußt hat. Der Lux, der unter einer richtigen Verwaltung nützlich wird, ist nur da gefährlich, wo Unwissenheit oder Unterdrückung herrschen. Ich will beydes durchgehen, den Lux der Staaten, in denen bürgerliche Ordnung eingeführt ist, und den Lux der Staaten, in denen bürgerliche Verwirrung regiert."

„Ich sehe, gleich beym Eintritte, in Italien unter den ersten Kaisern den Ackerbau vernachläßiget; Landhäuser, gepflanzte Waldungen, erkünstelte Wasserfälle, Gärten, bedecken diesen Hauptsitz der römischen Macht. Die Bäche werden nicht gebraucht, Wiesen zu wässern; unzählige Sclaven werden durch viele unnöthige Dienste müßig, und den nützlichen Geschäften fehlen die erfoderlichen Hände. Vor dem Verluste der Freiheit erkaufte kein Römer das Erbgut des Landmanns, um es in einen Schauplatz des Lux zu verwandeln. So lange der Ruhm des Vaterlandes der Ruhm jedes einzelnen Bürgers war, so lange der Krieger Tapferkeit mit Häuslichkeit verband, so lange sich der Geist erhielt, der Diktatoren vom Pfluge rief, wurden nicht Bäder auf den Ruinen nützlicher Pachtungen gebauet, und erst, da dieses geschah, verlor sich der Geist des gemeinen Wesens, für den ehemals alle Nationen zitterten, und den zuletzt ein einzelner Cäsar nach seinem Willen beugte."

„Sylla, Cäsar, August, theilten unter ihren Soldaten die Aecker aus, welche sie ihren Bebauern geraubt hatten, und dadurch mußte der Ackerbau ganz in Verfall gerathen. Ueberall, wo der Geist herrschet, welcher diese Vertheilung anordnete, ist eben diese traurige Folge zu erwarten. Wenn daher der Landmann unter Aufla-

gen

del führen, ertheilt sind. In Frankreich hat man einen großen Fehler begangen, indem man die Einnahme öffentlicher Gelder zum Gegenstande eines schnellen und unmäßigen Gewinns gemacht, und da Generalpächter und Einnehmer Vermögen begründet hat, wo die größte Uneigennützigkeit herrschen, und, durch sie, Ehre und Treue die Belohnung und die Seele des redlichen Finanziers seyn sollte."

„Reiche suchen den Genuß ihres Vermögens, sie suchen sich dadurch Ansehen und Macht zu erwerben, und Vergnügen und Ehrgeiz können nur in Städten, können nur im Besitz vieler überflüßigen Dinge, und in Vergleichung mit vielen andern Menschen, die weniger besitzen und dadurch weniger Ansehen und Macht erhalten, gefunden werden. Man kann hieraus leicht die Folgen beurtheilen, welche aus dem Wettstreite vermögender Reichen in großen Städten entstehen müssen."

„Sparta war der einzige Staat, wo Reichthümer unnütz wurden, und kein Verdienst geben konnten. So bald reich zu seyn ein Verdienst ist, muß ein jeder sich bestreben, reich zu werden und reich zu scheinen. In jener Hinsicht werden die schnellsten Mittel die vorzüglichsten scheinen, welche, wenn sie auch erlaubt sind, doch nie mit dem wahren Geiste der Industrie und des innern Reichthums des Staats übereinstimmen. In dieser Hinsicht entstehet in allen Ständen ein unmäßiger Aufwand, der Lux wird zur Wohlanständigkeit gerechnet, man kann jenen nicht einschränken, ohne diese zu beleidigen; jeder Stand hält sich für entehret, wenn er nicht tausend unnöthige Bedürfnisse befriedigen kann."

und mehrere gehen dahin, ehe ein Arbeiter sich mit einem Hauswesen belästigen kann. Unterdessen entfliehet seine Jugend, und mit ihr fliehen die besten Kräfte des Lebens. Augenblickliche Ausschweifungen reissen ihn fort, und lassen langes, und gemeiniglich nicht zu besserndes Verderben zurück. Ehen werden verächtlich und beschwerlich. In dieser unglücklichen Verfassung, wo der Lux die Menschheit aufreibt, ist doch der Lux, oder die Verschwendung der Reichen, der einzige Wunsch armer Arbeiter, die dadurch ihr Brod finden. So wird das Uebel selbst zur Nothwendigkeit."

„Die Unterdrückung des Landmanns ist die größte Veranlassung der ungleich vertheilten Reichthümer, welche, da sie den Umlauf des Geldes hemmen, da sie scheinbare Vorzüge für wahre setzen, da sie nur in dem Achtung suchen, was mit Geld erkauft werden kann, da sie eine Wetteiferung erregen, mit Geld erkaufte Vorzüge zu besitzen, alle Liebe zum Vaterlande, alles Streben nach wahrem Verdienste, und mithin alle Beförderung des gemeinen Bestens ersticken, indem sie die unerschöpfliche Erhaltung des Lux zum Hauptwunsche aller Bewohner machen. Niemand wird hier sein Vaterland lieben, der Glückliche nicht, weil er es unterdrückt, der Unglückliche nicht, weil es ihn unglücklich macht."

„Es giebt Staaten, wo die Ungleichheit in der Vertheilung der Güter noch durch andere Mittel, als durch den Druck des Landmannes, befördert wird. Hieher gehören große Lehns und Stammgüter, ausschliessende Vorrechte, welche den Unternehmern verschiedener Manufakturen oder Anbauern neuer Colonien, oder gewissen Handelsgesellschaften, die einen einträglichen Handel

Bürger, werden dadurch alle Stände vermengt, alle Vorrechte aufgehoben, was kann denn hieraus anders folgen, als daß alle Polizei der Regierungen über den Haufen falle, daß das öffentliche Ansehen unrecht vertheilt werde, daß der Arme in der Verachtung stehe, in der Betrüger leben sollten, und daß der Reiche das Gewicht erhalte, welches Gesetze, und diejenigen, welche über Gesetze wachen, haben müßten? Muß nicht hieraus fließen, daß Erfüllung der auferlegten Pflichten nicht mehr der Hauptzweck in Bekleidung öffentlicher Aemter sey, sondern ein jeder das suchen wird, was ihm Ehre und Ansehen giebt, Geld oder schnellen Gewinn?"

„Das Volk wird nicht durch Benennungen oder durch Vernunftschlüsse geleitet. Es will etwas haben, das in die Augen fällt, die Sinne reizet und unterhält. Aeußere Kennzeichen der Hoheit müssen seinen Beherrscher, seine Großen, seine obrigkeitlichen Personen, die Diener der Religion, vom allgemeinen Haufen unterscheiden, und ihm ihre Macht, ihre Milde, ihren Ernst, ihre Heiligkeit sichtlich darstellen. Dieses fällt weg, wenn ungleich vertheilte Reichthümer das äußere Ansehen ganz von denen entfernen, welche, der bürgerlichen Ordnung gemäß, in Ansehen stehen müßten, und selbst das Interesse die Menschen auf die Seite derjenigen bringet, welche die größten Reichthümer besitzen. Scheinbare Vorzüge entscheiden alsdenn den ganzen bürgerlichen Werth eines Mannes, welchen Posten er auch im Staate bekleide, die Großen müssen mit den Reichen wetteifern, sich Achtung zu verschaffen; das Anständige wird eine Last, die vielen Aufwand erfodert, die Begierde, sich zu bereichern, wird zur herrschenden Leidenschaft;

„Die falsche Wendung dieser Begriffe vom Anständigen und von der Ehre, vermehren die Verwirrung im Staate, wenn Reichthümer im Gegensatze mit dem zunehmen, was der bürgerlichen Ordnung halben geachtet und geehret werden muß, und daher in eben dem Verhältnisse an Achtung abnimmt, wie Reichthümer daran zunehmen. Dieses ist heutiges Tages unvermeidlich. So lange der Reichthum im Besitz von Lehnsgütern bestand, und also in den Händen des Adels war, dem die wichtigsten Staatsbedienungen anvertrauet wurden, und der, außer der Achtung, welche sein Vermögen ihm verschaffte, noch durch die Waffen sich geltend zu machen wußte, so lange konnte sich der untergeordnete Rang und die Würde erhalten, welche die Erhaltung der bürgerlichen Ordnung erfodert. Regierungen erhielten ihr Ansehen, Staatsmänner wurden geachtet, Obrigkeiten wurden geehret. Itzt hat der Handel, itzt haben Künste und Wissenschaften einem jeden Mittel in die Hände gegeben, Reichthümer zu erwerben, die Künste des Friedens haben die Bestimmung des Kriegers fast verhaßt gemacht, der Soldat ist nicht mehr die Stütze der nationalen Ehre, der Vertheidiger der öffentlichen Sicherheit, er scheint dem Reichen der Störer des nationalen Gewinns. So wie ehemals Kriege eine gewisse Circulation in der Menschheit waren, welche der Rauhigkeit und der Barbarey kunstloser Sitten, durch Rittertugend und Rittergalanterie das Gleichgewicht hielten, so sind sie itzt eine Unterbrechung dieser Circulation, da Handlung, und Künste und Wissenschaften, welche sie begleiten, die Sitten verfeinern und das Band der Geselligkeit knüpfen. Entstehen nun schnelle Reichthümer in einem Staate, fließen sie in die Hände der niedrigsten

Bürger,

Bürger, werden dadurch alle Stände vermengt, alle Vorrechte aufgehoben, was kann denn hieraus anders folgen, als daß alle Polizei der Regierungen über den Haufen falle, daß das öffentliche Ansehen unrecht vertheilt werde, daß der Arme in der Verachtung stehe, in der Betrüger leben sollten, und daß der Reiche das Gewicht erhalte, welches Gesetze, und diejenigen, welche über Gesetze wachen, haben müßten? Muß nicht hieraus fließen, daß Erfüllung der auferlegten Pflichten nicht mehr der Hauptzweck in Bekleidung öffentlicher Aemter sey, sondern ein jeder das suchen wird, was ihm Ehre und Ansehen giebt, Geld oder schnellen Gewinn?"

„Das Volk wird nicht durch Benennungen oder durch Vernunftschlüsse geleitet. Es will etwas haben, das in die Augen fällt, die Sinne reizet und unterhält. Aeußere Kennzeichen der Hoheit müssen seinen Beherrscher, seine Großen, seine obrigkeitlichen Personen, die Diener der Religion, vom allgemeinen Haufen unterscheiden, und ihm ihre Macht, ihre Milde, ihren Ernst, ihre Heiligkeit sichtlich darstellen. Dieses fällt weg, wenn ungleich vertheilte Reichthümer das äußere Ansehen ganz von denen entfernen, welche, der bürgerlichen Ordnung gemäß, in Ansehen stehen müßten, und selbst das Interesse die Menschen auf die Seite derjenigen bringet, welche die größten Reichthümer besitzen. Scheinbare Vorzüge entscheiden alsdenn den ganzen bürgerlichen Werth eines Mannes, welchen Posten er auch im Staate bekleide, die Großen müssen mit den Reichen wetteifern, sich Achtung zu verschaffen; das Anständige wird eine Last, die vielen Aufwand erfodert, die Begierde, sich zu bereichern, wird zur herrschenden Leidenschaft;

edlere Leidenschaften werden erstickt, aller tugendhafter Enthusiasm erkaltet, die unmäßige Begierde des Eigennutzes verträgt sich nicht mit gemeinnützigen Gefühlen, die Seelenkräfte erschlaffen, der Geist verliehrt sich, jemehr er sich auf sich selbst einschränkt. Bestechungen nehmen überhand; die öffentlichen Aemter werden von Reichen besetzt oder besoldet. Große Summen gehören dazu, die Dienste zu belohnen, welche sonst an sich unbedeutende Zeichen der Würde oder der Ehre im Staate belohnten. Neue Auflagen werden nöthig, den Lux zu befriedigen, und diesen entziehet sich der Lux selbst und der Reichthum, indem sie auf die ärmere und unterdrückte Classe zurückfallen."

„Es ist moralisch nothwendig, daß überwiegender Reichthum der bürgerlichen Ordnung und den guten Sitten entgegen sey. Wo diese zum Grunde liegen, ist es nicht einmal möglich, sich schnell zu bereichern; hier kann ein jeder durch Fleiß und durch Ausübung seiner Pflichten zum Wohlstande gelangen, und nach und nach können sich Reichthümer in Familien sammeln, in denen anhaltende Arbeitsamkeit erblich ist. Aber schnell Reichthum zu erwerben, setzt immer eine Verwirrung im Staate zum voraus. Hiemit will ich nicht sagen, daß alle Mittel, die dazu führen, unerlaubt sind. Nur das ist gewiß, es herrscht ein Fehler im Staate, wo plötzlich und ohne Mühe Reichthümer erworben werden können."

„Da, wo also die bürgerliche Ordnung bereits im Erwerben der Reichthümer beleidigt wird, dürfen wir nicht hoffen, daß sie bey der Anwendung und dem Gebrauche dieser Reichthümer ungekränkt bleiben werde.

Hievor.

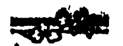


Hievon geben wieder die Generalpächter in Frankreich ein auffallendes Beispiel. Reich, ohne Arbeit und durch bloßen Misbrauch, suchen sie den schnellen Genuß ihres leicht erhaltenen Glücks in leichtsinnigen Zerstreuungen. Ihren Mitbürgern verhaßt, über die sie itzt ohne Verdienst hervorragen, und unter denen sie vormahls die niedrigsten waren, suchen sie nicht wahre Achtung und allgemeines Wohlwollen zu gewinnen; sie suchen durch äußern Pracht zu blenden, ihr Stolz wirft die Hülle der Ueppigkeit über die Verachtung in der sie stehen, und denkt ihren Ursprung und das Emporsteigen ihres Glücks dadurch verbergen zu können."

„In Rom bereicherten sich so die Statthalter der Provinzen zu der Zeit der Kaiser, oft ohne selbst in den Provinzen gegenwärtig zu seyn. Der Proconsul blieb in Rom, besonders wenn er von einer mächtigen Familie war, und die Kaiser ihn deshalb zurückhielten. Der Zahlmeister (quaestor) plünderte unterdessen in seinem Namen, und lieferte ihm die Beute, die er blos im üppigen Wohlleben verprassen konnte. Die Regierungsgeschäfte waren in den Händen einiger Freigelassenen, Lieblingen der Kaiser. Es blieb den Patriciern weiter kein Mittel übrig, sich hervorzuthun, als Ausschweifungen des Lux."

„Wo dieser Fall eintritt, da herrschet Kleinheit in der Größe und Erniedrigung in den untern Classen der Gesellschaft. Die Großen, reich ohne Verrichtungen, geehrt ohne Beschäftigungen, werden durch keinen andern Trieb beseelt, als durch das Bestreben, der Langenweile zu entfliehen. Ihr Geschmack hat nicht Zeit zu reifen, er fliehet von einem Gegenstande zum andern, ohne zu

 ver-



verweilen, und sich zu heften; keine Leidenschaft entflammt sie, kein Enthusiasm reißt sie fort zu höhern Gefühlen ausdauernder Tugend, alles ist ihnen Reiz, alles zieht sie an, was ihnen Vergnügen verspricht. In dem Strome kleiner Sinnlichkeiten der Moden, Phantasien, Vergnügungen, wovon eine die andere verdrengt, und keine dauert, verliert die Seele selbst die Fähigkeit eines wahren Genusses, und ist eben so wenig im Stande für das Große und das Schöne zu empfinden, als es hervorzubringen. Alsdann liegt nichts mehr daran, zu wissen, ob Corbulon oder Thraseas mehr Achtung verdienen, sondern nur, ob man Pylades oder Batyll den Vorzug geben solle; die Medea des Ovids, der Thyest des Varus, die Meisterstücke des Terenz werden verlassen, und man läuft den Possen eines Laberius zu. Die politischen und kriegerischen Talente verfallen nach und nach, mit ihnen die Philosophie, die Beredsamkeit und die nachahmenden Künste. Der Leichtsinn, der ohne Wahl, ohne Gefühl, ohne wahre Zuneigung, Genuß sucht, dem jedes Anstrengen der Seelenkräfte mühsame Arbeit scheinet, und der jeden angewendeten Fleiß, es sey im Nachforschen, oder im Ausüben, wie eine Sclaverey fliehet, geht über die Grenzlinie des Schönen hinaus, welche die Natur, übereinstimmend mit dem richtigem Gebrauche unserer geistigen und sinnlichen Organisation, gezogen hat; er sucht das Außerordentliche, der angeborne Hang zur Vervollkommnung wird ungewiß, gesucht, voller Kleinheit in seinen Begriffen, wie die Gärten eines Fürsten von Palagonien in Sicilien. Alles was groß, stark, heldenmüthig ist, erstaunt und erniedrigt kleine Seelen; sie ziehen das Kleine, Possenhafte, Lächerliche, Gezwungene weit vor. Die Talente,

die

die ermuntert werden, schmeicheln den Lastern und opfern dem falschen Geschmacke; sie verewigen die allgemeine Verwirrung, welche den schädlichen Lux erzeugt hat, indem sie den Lux selbst, in eben der Maaße, wie die Sitten, immer mehr verderben und schädlich machen.“

„In dem mittlern Stande, zwischen dem Volke und den Großen, sind die eigentlichen Beförderer des Lux. Man kennt keinen andern Zweck, keine andere Bestimmung, als seine Glücksumstände zu verbessern. Wann dieses das einzige Bestreben der Menschen wird, bleibt selten eine Wahl in den Mitteln übrig, wenn sie sicher zum Ziele führen. Diese Sicherheit wird die einzige Rücksicht, die man sich erlaubt; Intriguen und Betrügereien werden öffentlich geehrt, Feinheit ist der größte Grad des Scharfsinns, Bürger wetteifern in der Kunst, sich einander zu überlisten, wie Reisebeschreiber von den Einwohnern der Insel Mauritius erzählen. Der Handel, welcher, wenn er Staaten nutzen soll, in dem fortgehenden Zuwachse des Gewinns bestehen muß, den kleine Vortheile verschaffen, die oft durch Oekonomie und Ersparungen erhalten werden, verwildert in kühne Unternehmungen, in schwärmerische Projekte, wie die der Südseecompagnie in London, in monopolischen Gewinn und schnelle Bereicherung, die, wenn sie augenblicklich und für einige glückt, im Ganzen Verfall nach sich ziehen muß. Dann hält der Hang zu guten Gefühlen und redlichen Absichten (Sentimens honnêtes) die Begierde nach Reichthümern nicht mehr in den Grenzen der Bürgerpflichten thätigen Fleißes, Nabobs, wie die Engländer sie nennen, treten auf, wo sonst arbeitsame und unschädliche Männer sich und dem Staate nutzten,

ten, die Geschäfte der Börse werden zu Intriguen der Exchange Alley, und im Großen oder im Kleinen sehen wir das Bild der Habsucht und der Unterdrückung, welches wohldenkende Männer uns seit langer Zeit von den Engländern in Ostindien gegeben haben, und das in den neuesten Zeiten von der Nation selbst, im Parlemente als wahr anerkannt worden ist. Hier erscheint das Elend in seinem ganzen Umfange, in den glücklichsten Gegenden, unter den besten Völkern, itzt den unglücklichsten und verworfensten. Die Großen verfallen selten so tief, daß ihnen nicht gewisse Gefühle der Ehre, sollten diese auch nur der falschen Ehre seyn, übrig blieben, und sie nicht äußere Würde durch innern Werth zu behaupten suchen sollten; aber der mittlere Stand hat, wenn er verfällt, gemeiniglich die Fehler der beyden angränzenden Classen, den Stolz der Großen, und die Niedrigkeit des Pöbels, jenem im Lux und im Aufwande, und diesen in den Mitteln dazu zu gelangen."

„Untersuchen wir nun die Erniedrigung, in der bey dieser Verwirrung der Sitten die unterste Classe des Volkes lebt, so finden wir, daß sie die Menschheit so tief herunter setzet, als möglich. Nirgends ist Erhabenheit der Gefühle, nirgends der Muth, der aus der Achtung seiner selbst und dem Bewußtseyn seiner Kräfte fließet. Der Landmann ist elend gebauet, sein Körper ungestaltet und schwächlich; er kann nicht sein Vaterland lieben, diesen Schauplatz seiner Seufzer und Verwünschungen; nicht seine Kinder, die er hülflos hinterlassen muß. Gewisse mechanische Bewegungen ausgenommen, zu denen ihn die Erziehung zu seinen Verrichtungen mehr gewöhnet, gleicht er übrigens, in der Betäubung aller

seiner

seiner Seelenkräfte, den kaum beseelten Einwohnern des Feuerlandes, so wie Cook und Forster sie fanden. Der Arbeiter in den Städten, wo Industrie und Fleiß erliegen, wird nicht seiner Vollkommenheit wegen gesucht, und der Ehrlichkeit und Treue halben, ohne die Zuverlässigkeit in den Arbeiten unmöglich ist, geehrt, er erschleicht sich, oder erzwingt sich, aus Mangel an Arbeitern den Beyfall der Reichen, die ihn verachten, und ist seiner Trägheit, Unwissenheit und Betrügerey halben, ganz der Verachtung werth, in der er lebt."

„Nachdem wir nun gesehen haben, worinn der herrschende Charakter einer Nation bestehet, bey der die bürgerliche Verfassung in Verfall geräth; nachdem wir gesehen, daß die daselbst einreißende Fehler nicht die Folgen des Lux, sondern einer allgemeinen Unordnung sind; so ist nun übrig zu untersuchen, wie der Nationalgeist eines Volks beschaffen seyn muß, welches alle mögliche Gegenstände des Lux besitzet, dabey aber die größte Ordnung im Regierungswesen zu erhalten, und zugleich mit der Vermehrung seines Wohlstandes seine Sittlichkeit zu behaupten weiß."

„Reichthümer sind hier die Folgen sittlicher Tugenden, und die Hauptbeschäftigung der Regierung ist, diese zu befördern und ihnen freye Ausübung zu verschaffen. Hiezu bieten sich zwey Mittel dar; das erste ist, dem Fleiße und der Arbeitsamkeit keine Hindernisse in den Weg zu legen; das zweyte, nur das der öffentlichen Achtung werth zu halten was in der That achtungswerth ist. Aus dem ersten fließet, daß alle ungleiche Vorrechte und monopolische Begünstigungen wegfallen, die den offenen und freyen Weg versperren, durch Ausübung bürgerli-

cher Pflichten sich selbst und dem Staate nützlich zu werden, aus dem zweyten, daß auf dem Throne und um denselben, da, wo alles herrschend ist, Laster wie Tugend, das Beyspiel edler und guter Sitten herrschend sey."

„Der wichtigste Theil im Staate, (Könige bezeugen es,) bestehet aus Landleuten, sie verdienen also die größte Aufmerksamkeit. Zu ihrem Wohlstand ist Fleiß erfoderlich, und diesen unter ihnen zu ermuhtern, ist es nothwendig, daß sie sich die Hofnung machen können, durch ihren Fleiß sich in eine glückliche Lage zu setzen. Wenn der Ackerbau in Verfall geräth, begnügt sich der Landmann mit dem Nothwendigen, er gleicht dem Peruvianer, der, wenn man ihn frägt, warum er müßig gehet, antwortet: Ich bin nicht hungerig. Aber wo Fleiß unter den Landleuten verbreitet wird, da sucht man die größte Vollkommenheit in diesem Stande, die Erde erhält den größten Grad der Cultur, deren sie fähig ist, und die Produkte erhalten die möglich beste Behandlung. Der Geist, der in Erwerbung des ländlichen Wohlstandes herrschet; dieser Geist der nützlichen Anwendung der Zeit, der Beobachtung kleiner Vortheile, der Genauigkeit in der Arbeit, herrscht auch im Gebrauche des erworbenen Vermögens, das zu immer neuen Verbesserungen allerlei Art angewendet wird. Ein solcher Geist kann nicht ohne die Munterkeit bestehen, welche alle edle Seelenkräfte erweckt; dann sucht der Landmann Ehre in seinem Stande, hat seinen Stolz, ohne ihn verändern zu wollen, und bedarf es nicht, weil ihn niemand verachten und übel behandeln darf. Er wetteifert mit seinen Nachbaren, wie die Pächter in Norfolk eine schlecht bebauete Gegend in die fruchtbarsten Felder zu verwandeln, sein

Wohl-

Wohlseyn giebt ihm Zutrauen zu sich selbst, und Liebe und Achtung für sein Vaterland. Aus diesen Gefühlen fließt Muth und oft heroische Stärke, Ehrerbietung für die Gesetze, unterwerfliche Zuneigung für die Obrigkeit; warme Liebe für den Regenten, Haß für die Feinde des Staats. Der Landmann findet in seinem ruhigen Wohlstande, in seinem häuslichen Wohlleben, in der Erhaltung seiner Ehre, in seinem Gewissen, die dringendsten Bewegursachen, die öffentliche Ordnung zu ehren und zu befördern. Kein Land hat hievon kräftigere Beweise gegeben, als England, wo nicht Siege, nicht blutige Hinrichtungen, wo blos verbreiteter Wohlstand den Geist der Empörungen gedämpft hat, der zuvor, fast in einer zusammenhängenden Kette der größten Grausamkeiten, während mehr als tausend Jahren, dies Reich zum Schauplatz der unmenschlichsten Wuth machte."

„Neben dem Landbau entstehen alle dem Landmanne nöthige und nützliche Gewerbe, theils ihn mit den erfoderlichen Bedürfnissen zu versehen, theils den Produkten des Landes die erste und wohlfeilste Behandlung zu verschaffen, theils den überflüßigen Händen Unterhaltung zu ertheilen, welche der Landbau entweder ganz entbehren, oder doch nicht immer beschäftigen kann. In allen Dörfern und Flecken wird man die ersten Quellen des nützlichsten Landfleißes eröfnet finden, Handwerker, welche nothwendige Bedürfnisse verfertigen, und auch für die Gemächlichkeit des Landlebens sorgen; Manufakturen, welche die Bevölkerung unerschöpflich machen, indem sie den neu hinzukommenden Menschen, welche der Ackerbau nicht gebraucht, immer neuen Unterhalt anweisen; Beschäftigungen für Weiber und Kinder, für Alte und

und Schwache. Wie ist hier die Gefahr des Lux zu befürchten, wo Fleiß und Betriebsamkeit die Kosten zu jedem Aufwande herbeyschaffen, und dadurch die Sittlichkeit des Verzehrers sichern, und wo, nach Abwägung des Erwerbens und des Verzehrens, Wohlstand des Landmanns zurückbleibt, folglich der innere Reichthum des Staats ebenfalls gesichert ist, und noch durch vermehrte Industrie, durch mehrere Menschen, die Nahrung und Arbeit finden, einen Zuwachs innerer Stärke erhält."

„Der Geist der bürgerlichen Ordnung wird sich noch kenntbarer in der mittlern Classe der Staatsbürger zeigen. Hier wird man in allen Fächern die auf Erfahrung gegründeten Kenntnisse der Männer von Geschäften zu Rathe ziehen können, und durch sie wird die gesetzgebende Macht die Aufklärung erhalten, welche sie gebraucht, weise und passende Gesetze zu geben. Das Volk wird durch sie in seinen Urtheilen geleitet, und zum Theil in seiner Industrie unterstützet und aufgemuntert werden. Die Scharfsinnigkeit des Publikum in Beurtheilung seiner Führer wird dadurch gebildet, und die Großen werden dahin sehen müssen, den öffentlichen Erwartungen gemäß zu handeln, und im Beyfalle, den sie verdienen, ihre Ehre oder den Maasstab ihres Werthes zu suchen."

„Der offene und freie Weg des Fleißes wird freilich die Ungleichheit der Reichthümer nicht hindern können, aber diese Ungleichheit wird unschädlich, wenn Reichthum in der bürgerlichen Ordnung nicht überwiegend ist und keine Verwirrungen anrichten kann. Was hindert es dem wohlhabenden Landmann, der von den Früchten sei-

nes

nes Feldes und seines Gartens mit Vergnügen gesättiget wird, daß der Reiche sich aus Treibhäusern und aus Wäldern sättiget? Er kann diesem Seide und Gold zur Kleidung überlassen, wenn er so vieles Leinen und so viele Wolle hat, als Reinlichkeit, Anstand und Bequemlichkeit erfodern. Wenn in jedem Stande die Begierden der Menschen der Sittlichkeit untergeordnet sind, das heißt, wenn sie den Würkungskräften der Menschen in Hervorbringung dessen entsprechen, was nöthig ist, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, und wenn diesen Begierden ein Genüge geleistet werden kann, so herrscht keine drückende Ungleichheit, und man kann diese nicht in der Vervielfältigung der Bedürfnisse und ihrer Befriedigungen suchen."

„Es ist fast kein Zweifel, daß ein Vermögen, welches durch Fleiß erworben worden, auch im Gebrauche die Sittlichkeit des Erwerbers zeigen werde. Wo diese herrschend ist, wird sie durch Erziehung und frühe Gewohnheit fortgepflanzet, und dadurch denen eigen, welche durch Erbschaften in den Besitz eines bereits erworbenen großen Vermögens treten. Auch in diesem Gesichtspunkte wird Erziehung dem Staate sehr wichtig."

„Wenn Wohlstand und Wohlleben in Sittlichkeit gegründet, und auf Fleiß und Ausübung aller Bürgerpflichten gebauet ist, werden die Großen, je näher sie dem Throne stehen, desto mehr von dem Geiste des Regenten, der auch der Geist des Volks ist, angefeuert, und in allem ihren Vornehmen dem allgemeinen Zweck der Vermehrung des Wohlstandes gemäß handeln. Nützliche Beschäftigungen treten an die Stelle leichtsinniger Zerstreuungen, Verdienste werden mit der Mühe

 errun-



errungen, ohne die man kaum ein gewöhnlicher Mensch seyn kann, Wissenschaften werden hervorgesucht, und Künste, im wahren Geschmack des Schönen und Erhabenen, ermuntert."

„Die Wohlanständigkeit wird dann nicht mehr unnützen Aufwand zur Nothwendigkeit machen. So wenig als der Reiche tadelnswerth scheinen wird, der sich Landhäuser anschafft, viele Bediente hält, und in Gemählden, prächtigem Hausgeräth, oder dergleichen sein Geld in Umlauf setzet, so wenig wird der Große von seiner Achtung verliehren, der die größte Einförmigkeit des Lebens beobachtet, mit Händen, die nie Eigennutz befleckte, die Ruder des Staats führet, und den Beyspielen zur Seite gesetzt zu werden verdienet, welche Phocion und Epaminondas der Welt hinterlassen haben."

„Die Schädlichkeit des Lux bestehet nicht in der Vielheit der verbrauchten Gegenstände, sondern in den Quellen aus denen unsere Bedürfnisse fließen, und in den Mitteln, die wir uns verschaffen, sie zu befriedigen. Leidet durch diese die Sittlichkeit nicht, so wird der Lux in allen seinen Zweigen veredelt. Am meisten zeigt sich dieses in Künsten und Wissenschaften. Nur wenige von diesen sind Kinder der ersten Nothwendigkeit und der Simplicität kunstloser Sitten. Sie erreichen vielmehr nie ihre größte Vollkommenheit eher, als der größte Ueberfluß unserer Begierden reichlichen Stof einer unschädlichen Ungenügsamkeit findet. Und doch sind sie die größten Beweise der Ausbildung des menschlichen Verstandes, und wir wissen nichts in der Menschheit, das ihnen an Erhabenheit und Würde zur Seite gesetzt werden könne. Die Philosophie veredelt gleichsam den

Staub,

Staub, aus dem der blos sinnliche Mensch zusammengesetzt ist, zum unsterblichen Wesen; sie lehret uns unsern Ursprung zur höhern Bestimmung entwickeln, und so wie sie den Menschen selbst zu erhabenern Betrachtungen führet, so begleitet sie ihn in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, indem sie für den Staatsmann, den Sittenlehrer, selbst den Diener der Religion die sicherste Wegweiserin wird."

„Ohne Philosophie ist die Geschichte eine trockne Erzählung verflossener Begebenheiten, die Staatskunst das verworrene Gewebe herrschsüchtiger Ehrgeizigen, die Theologie aller Religionen gleich verworren, die Moral höchstens ein Instinkt zur Unschädlichkeit; die Physik verlieret ihre besten Entdeckungen, die Mathematik selbst ist in der Anwendung auf das bürgerliche Leben blos im Ungefähr nützlich. Der Handel, der itzt noch die wenigste Philosophie hat, und vielleicht die meiste gebraucht, um immer in den Gränzen der Ehre, der Rechtschaffenheit und des wahren Wohls der Staaten zu bleiben; der Handel, der eine ausgedehnte Kenntniß der Länder, der Völker und der Sachen zum voraus setzet, könnte der Menschheit den größten Nutzen bringen, wenn er angewendet würde, wie er könnte, Aufklärung, Fleiß und Industrie, oder Cultur unter allen Nationen zu verbreiten."

„Die Beredsamkeit bildet sich allezeit nach den Gefühlen eines weislich regierten Volks. Nicht blos die Beredsamkeit, welche die Rednerbühne betritt und Demosthenen bildet, sondern das männliche Feuer, das Schriftsteller beseelt, welche in ihren einsamen Stunden dem Vergnügen nachhängen, sich mit dem Wohle der

Menschheit zu beschäftigen, und hier mehr Unterhaltung finden, als in geselligen Zerstreuungen; wie ehemahls Cicero zu Tusculum und Lucretum, oder gelehnt an Aristoteles Bildniß, oder wie in unsern Zeiten Roußeau, welche der Welt die erhabensten Wahrheiten nicht blos tiefsinnig und mühsam erwiesen, sondern anschaulich hinreißend darstellten, und nützliche Lehren, welche durch eine andere Feder unbedeutend geworden seyn würden, unterhaltend und einnehmend vortrugen."

„Dichter werden durch edle Tugenden und heroische Handlungen begeistert, wie Voltaire, Racine, Addison, Pope, die erhabensten Empfindungen der Menschlichkeit in unsterblichen Gedichten mit allem Reize der Einbildungskraft zu schmücken. Mahler und Bildhauer werden für die Reichen arbeiten, aber anstatt in dem tändelnden Geschmacke eines Bernini, und eines Albani oder Bouchers rosige Amouretten, gezierte Galatheen oder Daphnen abzubilden, oder, in dem Ton der römischen Schule, Heilige zu mahlen; wird man von ihnen verlangen, Saint Hilaire vorzustellen, wie er, selbst gefährlich verwundet, seinem Sohne den großen Türenne zeigt, der für das Vaterland gefallen war. Nationen werden die Künste herbey rufen, ihre Bewunderung für große Männer zu verewigen, und der Ruhm der Helden, die Dankbarkeit des Volks und die Bemühungen der Kunst werden bey Monumenten, wie Blenheim und dem Grabe des Marschalls von Sachsen, wetteifern. So wird man auch in den Künsten die Sittlichkeit finden, welche in allen Ständen Vaterlandsliebe und bürgerliche Ordnung erhält, und die Einbildungskraft der Mahler und Dichter wird gleich entfernt bleiben von den grotes-

ken

ken Täuschungen des Aberglaubens und von dem unverschleierten Leichtsinne, durch den Dichter, wie Grecourt, und Mahler, wie Klingstedt, ihre Kunst entehrten."

Dieses ist das Gemählde, welches der Encyclopedisste von dem Lux und dessen Folgen entwirft. Ich habe den Sinn seiner Abhandlung beybehalten, wenn ich gleich das Colorit und die Ordnung seiner Ideen verändert, und einige Sätze weggelassen habe, die nicht mit dem Gesagten in Verbindung standen und verschiedenen Zweifeln unterworfen waren.

Man wird diesem Gemählde den Vorwurf machen, der jede allgemeine Schilderung trifft, daß es idealisire, und sowohl das Bild des verderblichen, als des nothwendigen und nützlichen Lux übertreibe. Ich würde dies zugeben, wenn die Meinung wäre, daß es Staaten gäbe, in denen das eine oder das andere Bild völlig anpassend sey. Diese ausschweifende Behauptung wäre eben so ungereimt, als wenn wir die Fabeln, die vom alten Sybaris erzählt werden, ohne Unterschied von jedem Einwohner dieser üppigen Stadt annehmen, oder glauben wollten, daß Rheggio lauter ehrliche Mädgen hatte, weil keine sich schlecht genug fand, oder es wagen wollte, das Weib eines Dionys in Syracus zu werden. Vielmehr kann das Verbot in Sybaris, Hähne zu halten, welche die Einwohner in der nächtlichen Ruhe störten, eine ganz unschuldige Polizeianordnung gewesen seyn, und überhaupt diese Stadt, im Ganzen genommen, ein nützliches Gewerbe geführt haben, welches ein Wohlleben veranlaßte, das nur von einigen Schwelgern bis zum lächerlichen und Gesuchten getrieben wurde.

Die Meinung des französischen Verfassers ist, die unausbleiblichen Folgen des Lux vorzustellen, die mehr oder weniger eintreten müssen, so wie mehr oder weniger der Lux der einen, oder der andern Art in einem Lande eintritt. In diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist nichts übertriebenes in dem entworfenen Gemählde, sondern überall herrscht die größte Wahrheit, und aus derselben ist die untrügliche Schlußfolge zu ziehen, daß die Staaten die glücklichsten sind, in denen ein auf wahrem Wohlseyn der Bürger gegründetes allgemeines Wohlleben herrschet, und was die Natur giebt, und was die Menschen erziehen, oder veredeln können, in dem Ueberflusse genossen wird, ohne den, wie der Herr Professer Büsch bemerket, der fromme Wunsch eines Heinrich des vierten nur halb erfüllt wird, und der Landmann, nicht mit vollem Genuß der Freuden seines Standes, sein Huhn ans Feuer setzt.

Diejenigen, die etwas tiefsinnigeres über den Lux lesen wollen, als ich hier beygebracht habe, können den gedachten Herrn Professor Büsch zu Rathe ziehen, und das von ihm angezogene französische Werk, Théorie du luxe. Das meiste, was man von den Gegenständen sagen kann, welche Nahrung und Gewerbe betreffen, kann nichts anders, als subtilisirte Trivialitäten enthalten, und so nützlich auch diese für den Gelehrten, und so würdig sie der größten Philosophen sind, welche, im umgekehrten Wege, den Cicero dem Sokrates beylegt, die Philosophie aus dem gemeinen Leben und den Hütten in ihr Studirzimmer tragen, so nothwendig ist es auch auf der andern Seite, daß einige die Subtilitäten wieder trivialisiren, und populair machen, um dem Volke zu geben, was des Volkes ist. Bey allen meinen Schriften ist nie meine

Vermessenheit dahin gegangen, zu glauben, daß sie etwas enthalten können, was der Aufmerksamkeit der Gelehrten würdig wäre, welche mir in eben dem Fache, worin ich mich wage, vorangegangen sind. Hier lehrt mich mein eigenes Gefühl, daß die Correggios sich ohne Raphaele bilden.

Von den Vorschriften, die in Ansehung des Lux zu befolgen sind, bleibt mir nichts zu sagen übrig, da, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, der Lux, als solcher, keine Untersuchung bedarf, sondern alles, was desfalls gesagt werden kann, in andere Fächer gehöret, die, so viel davon zu meinem Zwecke dienet, an ihrem Orte vorkommen sollen.

Wird aus allen diesen Fächern herausgenommen, was hineingelegt werden kann, so muß doch am Ende, die von den Platonen mit Recht so sehr anempfohlene Tugend der Mäßigkeit dadurch nicht beleidiget werden. Diese muß man suchen, in der größten Verfeinerung des Gewerbes, in dem größten Ueberflusse aller genießbaren Sachen, in dem gesuchtesten Wohlleben, immer beyzubehalten. Ohne sie können die Gewerbe nicht bestehen, welche diesen Ueberfluß hervorbringen, aber wenn auch der Fleiß sich in der Munterkeit erhält, den Mäßigkeit giebt, so sind doch nirgends die Sitten so vollkommen rein, und nirgends alle Hände so beschäftiget, daß, selbst in den blühendsten Ländern einzelne Classen oder einzelne Menschen der Weichlichkeit, und der aus ihr fließenden Unmäßigkeit, nicht ausgesetzet seyn sollten. In diesem Betracht ist, wenigstens nicht überall, bürgerliche Verfassung allein hinreichend, Sittlichkeit zu erhalten, sondern andere Mittel müssen hinzutreten, und diesen Zweck bewirken.

Moral und selbst Religion kommen hier zu Hülfe, und unterstützen durch die richtige Bildung des Geistes den Gang der bürgerlichen Ordnung. La depense du propriétaire, sagt der Marggraf von Baden *), doit être libre, mais elle ne doit pas être folle; l'autorité suprême ne doit point la réglementer, mais la raison et les bonnes meurs doivent la régler et la diriger vers le bien général de la société. Es würde mich zu weit führen, dieses auseinander zu setzen, die Triebfeder anzugeben, wodurch die Seele wahren Adel und Stärke erhält, und die Quelle des Erhabenen aufzusuchen, wodurch das Leben die richtige Bahn zur höhern Bestimmung wird; ich hoffe aber, daß mir nicht der Vorwurf gemacht werden wird, etwas Uebertriebenes zu sagen, wenn ich die größte Quelle der Weichlichkeit heutiger Sitten in dem eingeführten Cerimoniel und der Etiquette aufsuche, welche auf lauter falschen Ideen der Größe gebauet sind, und in der That blos den doppelten Zweck haben, die Großen zu verkleinern und der Wahrheit, in dem durch Vorschriften unbedeutender Regeln abgezirkeltem Wesen, allen Zugang zu ihnen abzuschneiden. Große Regenten haben daher dem Cerimoniel der Etiquette so viel als möglich auszuweichen gesucht, aber keiner hat es, vermuthlich der Kleinheit seiner Zeitgenossen halben, ganz abschaffen können, und wahr ist es, dieses würde eine gänzliche Umschaffung unserer Sitten voraussetzen.

Es

*) Abregé des principes de l'Economie publique par S. A. I. Msgr. le Margrave regnant de Baden etc. à Carlsruhe 1772.

Es gehört für den Philosophen, dies weiter zu untersuchen und das Untersuchte zu prüfen, so wie für Lehrer der Moral und Diener der Religion die wichtigen Gründe, welche sie haben, zu gebrauchen, um den Trieb zur Vollkommenheit, der in dem Menschen liegt, durch Erweckung edler Leidenschaften immer mehr anzufeuern, und so durch die Gefühle der erhabensten Tugenden die Eintracht und Ordnung zu befördern, welche durch einen richtigen und der Menschlichkeit gemäßen Privatwandel, das allgemeine Beste und das Wohl der Staaten am sichersten begründen. Ich breche ab, da dieses nicht mein Zweck ist.

IV. Aufmunterungsmittel einländischer Erzeugnisse.

Wenn eine Regierung Mittel anwenden muß, die Hervorbringung und Verarbeitung der einländischen Erzeugnisse zu ermuntern, so giebt sie dadurch zu erkennen, daß der Fleiß des Staatsbürgers nicht hinreichend ist, mit auswärtigen Ländern gleich zu arbeiten, und gewisse Waaren in gleicher Vollkommenheit, oder zu gleichem Preise hervorzubringen. Die Aufmunterungsmittel, welche man in diesem Falle hervorsucht, den Unterschied, der hier herrschet, aufzuwägen, können unter einem zwiefachen Gesichtspunkte betrachtet werden.

1. Als solche, welche den Fleiß dahin bringen, jede Concurrenz auszuhalten.

2. Als solche, die den Fleiß lassen, wie er ist, aber in dem Zustande, in dem er sich befindet, ihn in Stand setzen, mit andern Nationen gleich zu arbeiten.

Man siehet gleich beym ersten Anblicke, daß die erstern nur die richtigen Mittel sind, Gewerbe empor zu bringen, und diese blos Palliativen an die Hand geben. Doch sind die letztern bey weitem die gebräuchlichsten.

Die Kennzeichen der ersten sind:

I. Daß sie nicht auf Kosten anderer Zweige der Industrie, es sey in eben der Gattung, oder im Gewerbe überhaupt, ertheilt werden.

Smith hat bewiesen, daß wenn man auch durch Prämien ein Gewerbe ermuntert und in die Höhe bringt, man doch daraus nicht schließen könne, daß die Industrie überhaupt einen Zuwachs bekommen habe. Er hat ferner gezeigt, daß es viele Zweige der Industrie giebt, deren Besitz einem Lande schädlich wird, und die es daher, so sehr auch die Waaren begehrt werden, die dahin gehören, lieber den Fremden überlassen, als bey sich einzuführen suchen muß. Sind nun Aufmunterung des Gewerbes von der rechten Art, so müssen sie:

Das ganze Nationalgewerbe in die Höhe bringen und nicht blos ein einzelnes Gewerbe.

Geschieht dieses nicht, und wird, durch Aufmunterung einzelner Gewerbe, der Gang anderer und mehr eintragender Gewerbe gehemmet, so zeigen sich verschiedene üble Folgen, die in der Folge erläutert werden.

II. Das zweyte Kennzeichen sicherer Aufmunterungsmittel eines Gewerbes bestehet darin, daß es die Industrie in die Verfassung setzet, weiter keiner Unterstützung zu bedürfen. Wo man dahin kommen kann, daß die Industrie weiter keine Unterstützung bedarf,

sich

sich fortzuhelfen, als den Fleiß der Arbeiter, da sind ohne Ausnahme alle Mittel, welche dazu führen, wünschenswerth und anzuempfehlen. Ich rechne hieher:

1. Die Enthaltsamkeit der Regierung Gewerbe, die durch eigenen Gang blühend geworden sind, nicht in ihrem Laufe zu stören. Dieses kann geschehen:

a) Durch die Absicht zu verbessern. Boccace, und nach ihm Voltaire, haben schon gesagt, daß Besserseyn der größte Feind vom Gutseyn ist. Dieser Gemeinspruch trift sehr oft das Künsteln der Regierungen im Gewerbe. Man gehet hier am sichersten, wenn man dem Interesse der Gewerbetreibenden, die bisher den blühenden Fortgang beförderten, die fernere Sorgfalt der Erhaltung desselben überläßet. Ich meine hier von den Lenkungen denen man ein Gewerbe unterwirft, wovon nachher bey Untersuchung der Privilegien weiter geredet werden soll. Wahre Verbesserung der dazu gehörigen Kunst und Wissenschaft, die öffentlich ermuntert und belohnt werden, sind, wie ein jeder leicht siehet, sehr vom Künsteln unterschieden.

b) Durch Beschwerden, die man aus Gründen des Fisk einem blühenden Gewerbe auflegt. Der Staat sucht seine Bedürfnisse in dem Gewinne der Staatsbürger befriedigt zu erhalten. Daher entstehet der natürliche Gedanke, daß ein reiches Gewerbe auch etwas von den daraus fließenden Vortheilen in den öffentlichen Schatz legen könne. Ich weiß nicht, ob man die dahin gehörigen Abgaben mit dem Herrn Professor Büsch, Abgaben vom Besitze oder vom Erwerb nennen soll. Diese

Gegen-



Gegenstände laufen sehr in einander, und ob der Kaufmann ein Quartprocent von seinem Vermögen, oder der Gutsbesitzer ein Zehntheil seiner Produkte bezahlt, scheint in Betracht des Besitzes und des Erwerbens von einerley Natur zu seyn. Aber dem sey wie ihm wolle, so ist so viel gewiß, daß Regierungen in den Maaßregeln äußerst behutsam seyn müssen, welche sie wählen, ein blühendes Gewerbe zu Steuern zu ziehen. Gewiß ist auch, daß diese Steuern desto weniger drückend seyn werden, je mehr sie sich einem Besitze nahen, der schon vom Erwerbe getrennet ist, so daß man beym Erworbenen das Erwerben aus den Gedanken verlieret. Hievon wird in der Folge mehreres vorkommen, wenn ich von den Fehlern reden werde, welche dem Aufkommen des Gewerbes entgegen stehen.

2. Die Beförderung des Fleißes im Allgemeinen. Von dieser Materie werde ich hier weiter nichts sagen, da solche ebenfalls den folgenden Untersuchungen vorbehalten ist, so wie auch

3. Die Einführung neuer Nahrungszweige, die zur nationalen Industrie gezogen werden können.

4. Nützliche Verbesserungen in Gewerben, die in einem Lande eingeführt sind, diese bestehen:

a. In Hülfsmitteln zur Arbeit, als Maschinen und dergleichen. Es ist aus der Geschichte bekannt, wie England Thomas Lombe (1733) mit Geld und Würde belohnte, weil er die Seidenwinde, Wickel- und Zwirnmaschine aus Italien nach Derby verpflanzte. Das Model wird noch im Tower den Reisenden gezeigt.

b. In

b. In Verbesserung der Arbeit selbst. Dieses kann geschehen:

1) Durch verbesserte rohe Materie. Es sind gewisse Verbesserungen der rohen Materie möglich, welche einzelnen Arbeitern und Manufakturisten zu beschwerlich fallen, im Ganzen aber eine gute Wirkung haben, und, wenn sie einmahl gemacht sind, von beständiger Dauer seyn könnten. Wenn, zum Beyspiel, der Flachsbau in einem Staate nicht recht verstanden würde, es aber rathsam seyn sollte, ihn zu ermuntern, würde es die Kräfte eines Gewerbetreibenden Landmanns übersteigen, entweder selbst nach den Flachsgegenden zu reisen, oder jemanden dahin zu senden, den Flachsbau zu erlernen. So hat Schweden verschiedene Kosten angewendet, mehrere Kenntnisse im Metallarbeiten zu erhalten, wie zum Beyspiel im Gießen des Stahls.

Nützliche Kosten sind alle diejenigen, welche in einem Staate angewendet werden, eine neue Anpflanzung, oder eine verbesserte Behandlung der Erzeugnisse einzuführen. Spanien hat versucht, Lamas und Pakas nach Europa zu bringen. Geschähe dies mit Erfolg, nach dem Vorschlage des Abts Raynal, in den Pyrenäen, und aus eben den Gründen, wie dort, auf den Felsen Norwegens, oder Islands, so würde dies eine nützliche Verbesserung im Fabrikwesen seyn. Es giebt aber viele und weit gemeinnützigere Anpflanzungen, als diese, wozu der Staat die Kosten nicht zu scheuen Ursache hat, wäre es auch nur die Anpflanzung der Weiden, aus denen die Holländer ihre Tonnenbänder machen.

2) Durch



2) Durch Aufhelfung der Arbeit selbst. Verschiedene Gegenstände verdienen hier Aufmerksamkeit:

a) Aussenden reisender Arbeiter in die Fremde, sich in nützlichen Gewerben geschickt zu machen.

b) Versorgung der Manufakturen mit neuen Modellen und Mustern. In Stockholm ist eine Modelkammer von Stahl und Metallarbeiten, welche allen Arbeitern offen stehet. Diese Absicht zu befördern, können Consuls mit Nutzen gebraucht werden.

c) Vortheilhafte Handelstraktaten mit fremden Nationen. Diese können auf gegenseitigen Vortheil gegründet seyn. So setzet Portugall seine unangenehme Weine gegen Englische Manufakturwaaren um.

5. Erleichterungen im Gewerbe, und Abstellungen der Bande, die es einschränken, dieses ist zum Theil bereits abgehandelt worden, und gehört auch zum Theil zu den folgenden Untersuchungen.

6. Summen, welche auf einmahl gegeben werden, ein Gewerbe aufzuhelfen. In der Theorie mögte man vielleicht beweisen können, daß nie Geld hergegeben werden müsse, ein Gewerbe in Gang zu setzen. Man kann auch die Interessen des Capitals als einen beständig dauernden Zuschuß ansehen, den der Staat einem Gewerbe ertheilet, wiewohl die öffentliche Einkünfte, wenn das Gewerbe blühend wird, dadurch mehr wieder gewinnen, als die Zinsen betragen. Ich will gerne zugeben, daß im Ganzen aus dem Erkaufen des Fleißes in einem Staate nicht viel heraus kommt, doch können Fälle vorkommen, die eine Ausnahme machen.

a) Oft

a. Oft kann mit einer Summe Geldes ein fleißiger Arbeiter erhalten, oder ein bereits blühendes Gewerbe begünstigt werden. Wenn wir gleich einräumen, daß der Fleiß allein das wirksamste Mittel ist, die Industrie zu befördern, und daß, wo dieses wegfällt, man ein Gewerbe nicht ohne Schaden des andern, mit Geld erzwingen kann, so müssen wir doch, mitten unter allen unsern Betrachtungen, zu dem, was menschlich ist, zurückkommen. Hier werden wir in Absicht auf das Gewerbe eben das finden, was bey einzelnen Menschen eintrift. Es ist wahr, daß für einen jeden Menschen, der fleißig und ordentlich lebt, Mittel zum eigenen Forthelfen nie fehlen, aber doch kann es in der Menschheit Fälle geben, wo Geldunterstützungen wahre Wohlthaten werden. Auch Regenten können auf eben diese Art in ihren Regierungsangelegenheiten Vorfälle haben, wo sie mit ihrem Schatze zu Hülfe eilen und thätig nützlich werden können. Diese Fälle können nicht nach allgemeinen Regeln beurtheilet werden, sondern sind dem landesväterlichen Auge zu überlassen, welches immer wachsam ist, und zu unterscheiden weiß, welche Mittel die besten sind, das einzelne Gewerbe im Zusammenhange mit dem allgemeinen Besten zu befördern.

b. Oft sind neue Anlagen mit so großen Kosten verbunden, und erfodern so viele zusammenstoßende Geschäfte, daß sie das Unternehmen einer Privatperson übersteigen. Dieses ist besonders itzt möglich, da verschiedene Fabrikationen in einigen Ländern zur größten Vollkommenheit gebracht sind; indem sie in andern Ländern erst in Gang gesetzt werden. Hier kann man den angehenden Anlagen nicht ohne Geldaufwand die Vollkommenheit geben, welche sie der Länge der Zeit in andern Staaten zu

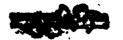
verdan-

verdanken haben, und dieser Aufwand fällt gemeiniglich auf die Regierung, welche allein im Stande ist, auf einmahl anzuschaffen, was unter vielen Arbeitern zerstreuet ist, und sich in viele Zweige der Industrie verbreitet hat.

c. Einige Anlagen dienen zum Muster einer rechten Behandlung eines bereits allgemeinen, aber fehlerhaft betriebenen Gewerbes. Man weiß, wie viel es im Fabrikwesen auf vortheilhafte Handgriffe und Detailkenntnisse ankommt. Diese sind in einigen Ländern aufs höchste getrieben, so daß die daselbst verfertigte Waaren, in der Güte, und in dem Preise weit über alle Vergleichung mit Waaren von eben der Art sind, welche an andern Oertern verarbeitet werden. Wenn sich nun eine Gelegenheit findet, diesen Grad der Vollkommenheit zu erreichen, würde die Regierung Unrecht haben, die dazu gehörigen Kosten zu scheuen. Wenn sich zum Beyspiel in einer Fayencefabrik ein Arbeiter anböte, der sich anheischig machte, eben so schöne und wohlfeile Thonarbeit zu liefern, als die Flint- oder Queensware, welche Bentley und Wedgwood zu Burslem zu Wege bringen, würde sich wohl kein Staatsmann bedenken, die Summe zu dieser Anlage herzugeben.

d. Noch andre Anlagen sind gemeinnützig für viele Gewerbetreibende und können sehr dazu dienen, das Gewerbe zu erleichtern. Indessen ist dies Gewerbe vielleicht noch nicht so bedeutend, daß es demjenigen, der die gemeinnützige Arbeit macht, die aufgewendete Kosten seiner Anlagen verzinsen kann. Folglich kann keine Privatperson dieses Unternehmen bestreiten, sondern der Staat muß die dazu gehörige Kosten hergeben. Anlagen dieser Art sind, Trockenmaschinen zum Korn, Walkmühlen, Blei-

chen,



chen, das Maschinen- und Appreturwesen verschiedener Fabriken, Hechelmanufakturen und dergleichen.

e. Von Fabriken, welche zur Vertheidigung des Landes gehören, und es koste, was es wolle, in jedem Staate angelegt und erhalten werden müssen, als Pulvermühlen, Gewehrfabriken, Kanonengießereyen, alles was zum Bau und zur Ausrüstung der Kriegsschiffe gehöret, rede ich hier nicht, da solche nicht nach Oekonomischen Grundsätzen, sondern nach andern Vorschriften der Staatsklugheit, zu beurtheilen sind.

f. Verschiedene Fabrikationen, die, der theuern und blos feinen Waare halben, nicht zu dem eigentlichen Gewerbe gezogen werden können, sind beständig der nähern Unterstützung der Höfe vorbehalten gewesen. Von dieser Beschaffenheit sind die kostbaren Tapeten und Porzellainmanufakturen, deren Fabrikata nur selten ein Gegenstand des eigentlichen Handels sind, und die man daher mehr zur Liebhaberey, als zu den Gewerben der Industrie rechnen muß.

g. Es giebt Gewerbe, welche zur Stelle seyn müssen, wenn nicht der Gang anderer Gewerbe durch die Abwesenheit derselben gestört werden soll. Sie sind unentbehrlich, aber nicht immer von der Bedeutung, daß ein Arbeiter davon leben kann. Keiner wird also dies Gewerbe wählen, wenn er nicht von der Regierung dazu ermuntert wird. Vielleicht ist dieses der einzige Fall, wo eine jährliche Beyhülfe, oder Pension dem Arbeiter zu Hülfe kommen könnte. Will man aber dieses nicht, aus Gründen, die nachher vorkommen werden, so muß man auf ein Etablissement sinnen, welches mit dem nothwen-

P digen

digen Gewerbe, das man einführen will, verbunden werden und einem fleißigen Arbeiter Gelegenheit geben kann, durch Industrie seinen guten Unterhalt zu finden. Ein solches Gewerbe ist das Schleifen der zur Tuchfabrikation bey der Oberscheererey gebräuchlichen großen Scheeren, das Repariren, wo nicht das Verfertigen der Strumpfweberstühle, das Rietmachen zu allen Arten Webereien und dergleichen. In Schweden hat man viele Kosten auf das Schleifen der Scheeren angewendet, ohne es einheimisch machen zu können. Nach Berlin kam ehemals zweymahl im Jahre ein Schleifer aus Sachsen, die Tuchmanufakturen zu bedienen.

h. Nützliche Geheimnisse müssen so viel, als möglich gemeinnützig gemacht werden, dieses kann aber nicht ohne eine Summe Geldes geschehen, die sich nie verzinset, und daher für jeden Privatmann verlohren seyn würde. Keine Regierung würde Bedenken tragen, das Geheimniß der Holländer, im Raffiniren verschiedener Erdprodukte, für eine Summe Geldes an sich zu kaufen, wenn sich kein Privatmann dazu finden sollte.

England ertheilt den Erfindern eines neuen Zweiges der Industrie einen ausschließenden Gebrauch seiner Erfindung. Smith erkläret sich sehr dagegen. Ist die Erfindung gut, so hat, sagt er, der Erfinder so viel voraus, daß er in der Concurrenz andern immer den Rang abgewinnen kann. Dieser Grund ist nur da richtig, wo der Markt so groß ist, daß, der Concurrenz ungeachtet, viele von einerley Verdienst leben können. Ist aber der Gegenstand an sich unbedeutend, oder der Absatz so geringe, daß der Erfinder um sein Brod kommen würde, wenn andere an seiner Erfindung Antheil nehmen sollten, so

scheint

scheint es billig zu seyn, daß ihm der Nutzen seines Fleißes nicht entzogen werde. Soll dieses nicht geschehen, so muß dem Erfinder von der Regierung der Verlust vergütet werden, welchen er durch die Bekanntmachung seiner Erfindung leidet, oder auch der alleinige Gebrauch ist ihm auf gewisse Jahre vorzubehalten, wobey man ihm auferlegen kann, Lehrlinge in seiner Wissenschaft zu ziehen.

Die Einführung einer neuen Kunst in einem Lande, so alt sie auch in andern Ländern seyn mag, verdienet, meines Erachtens, gleiche Vorrechte mit neuen Erfindungen. Der durch seinen Fleiß berühmte Soldat, Jacobson bemerkt von Berlin, daß man daselbst, aller Mühe ungeachtet, noch nicht die Kunst besitze, Crepflor zuzubereiten. Wenn sich nun einer melden sollte, der im Stande wäre, diese lange gesuchte Kunst in Berlin einzuführen, so würde derselbe in Absicht auf diesen Ort eben das Verdienst haben, wie der Erfinder einer neuen Kunst, ob gleich ihm selbst nicht die Ehre der Erfindung beyzulegen ist. Es ist aber auch nicht diese Ehre, die der Staat belohnt, sondern den Besitz der Erfindung, den er seiner Industrie zu versichern, und den er in der Zukunft gemeinnützig zu machen sucht.

Verschiedene Aufmunterungsmittel der Industrie, die ich hier aufgezählt habe, können freilich Zweifeln unterworfen werden, besonders in Ländern, in denen Fleiß und Gewerbe in vollem Flore sind. Es bleibt eine ausgemachte Wahrheit, daß, je blühender die Industrie ist, desto weniger Aufmunterungen eines einzelnen Gewerbes anzurathen sind. Da indessen das Gewerbe in keinem Staate so richtig behandelt wird, daß man völlig die Regeln, welche der Natur der Sachen angemessen sind,

 anwen-

anwenden könne, so habe ich auch in der Beurtheilung der Aufmunterungen des Fleißes auf das Rücksicht nehmen müssen, was ist, und nicht blos auf das, was seyn würde, wenn der freie Gang des Fleißes das Gewerbe eines Landes empor brächte.

Ich gehe itzt zu den Aufmunterungsmitteln über, welche in der Absicht ertheilt werden, die Erzeugnisse eines Landes mit andern Staaten in Concurrenz zu bringen, und die, wie ich bereits bemerkt habe, die Industrie in dem Zustande lassen, in dem sie ist.

Wenn Spanien seine Amerikanische Gold- und Silberbeyträge anwenden könnte und wollte, um einen Preis für jeden neuen Unterthan und ausserdem noch eine jährliche Summe zu seinem Unterhalte auszusetzen, so ist kein Zweifel, daß es die Zahl seiner Unterthanen sehr schnell vermehren und eine verdoppelte Bevölkerung gewinnen würde.

Wenn aber diese neue Unterthanen nicht mehr und nicht weniger den Fleiß in die Höhe brächten, als die itzige Zahl der alten Einwohner thut, wenn sie die erhaltenen Geldunterstützungen nicht anwendeten, die innere Circulation zu befördern, indem sie entweder in bisherigen wüsten Gegenden kümmerlich so viel baueten, als ihr Unterhalt erfoderte, oder gar von lauter ausländischen Produkten lebten, die fremde Nationen ihnen durch eigene Faktoren, in eigenen Schiffen zuführten, würde man denn sagen können, daß Spanien seine Bevölkerung auf eine vortheilhafte Art vermehret habe?

Dieses

Dieses ist das Bild der Staaten, in denen man das Zuwirken oder die Ausfuhr der Erzeugnisse durch unaufhörliche Zuschüsse oder Begünstigungen zu vermehren sucht. Es ist möglich, obgleich nicht immer eine nothwendige Folge, daß die auf diese Art unterstützte Fabrikationen ihren Vorrath und ihren Absatz vermehren. Die Folgen sind aber unausbleiblich,

1. Daß die Fabrikation verfällt, so bald die gewohnten Subsidien wegfallen.

2. Daß im Ganzen die Industrie durch dergleichen Unterstützungen mehr Schaden als Vortheil erhält.

Ich habe gesagt, daß Fabrikationen, welche ausserordentliche Geldzuschüsse, oder andere Unterstützungen genießen, nicht immer ihren Vorrath und Absatz vermehren. Wir können hier von dem Mehrern auf das Wenigere schließen. Wir finden überall in der Welt, daß kostbare Anlagen, welche Tonnen Goldes aufgezehrt haben, zu Grunde gegangen sind, indem Manufakturen eben der Art, welche keine Unterstützung genossen, ihren Wohlstand erhalten haben. Wir finden ferner, daß Länder, die keine Unterstützungen geben, den Ländern die Waaren zuführen können, für welche diese große Begünstigungen bewilligen. Hieraus folgt, daß der Vorrath und der Absatz durch Zwangsmittel nicht in der Maaße erhöhet wird, daß die Fabriken bestehen, oder daß das Land in Concurrenz mit andern Ländern verkaufen könne.

Was den Satz anlangt, daß die Fabrikation verfallen muß, wenn die Subsidien ausbleiben, da ist solches leicht zu beweisen, indem man bey der Arbeit immer die

Subsidien in der Berechnung der Preise mit in Anschlag bringet, und sie auch aus dem Grunde ertheilt, weil die Preise, ohne diese Beyhülfe, nicht so zu berechnen sind, daß sie in Concurrenz kommen können. Der Zweck, daß die Manufakturen so arbeiten sollten, daß in der Zeitfolge die Subsidien als reiner Gewinn berechnet, oder wieder aufgehoben werden können, wird nie erreicht; vielmehr beweiset die Erfahrung, daß, je älter ein auf Begünstigungen gebauetes Werk wird, desto mehr Unterstützungen es brauche.

Das Schattenbild der Industrie, das man mit ausserordentlichen Hülfsmitteln hervorbringt, sieht man nirgends deutlicher, als in Schweden. Die vorzüglich guten Oekonomischen Schriftsteller dieses Landes haben sorgfältig berechnet, und die hieher gehörige Departementer haben in ihren gedruckten Berichten, genau auseinander gesetzet, welche Unterstützungen überall vertheilt worden sind und was dadurch gewonnen ist. Hier wurde freilich in einem kurzen Zeitraume vieles geschaft, aber welche Wirkung hatte das Geschafte auf den Staat? Ward die Nation zum Fleiß, und zur Industrie gewöhnt? Vermehrte sie ihren Wohlstand, und erhielten sich die gemachten Anlagen? Oder war vielmehr die einzige Folge, daß alle angewandte Kosten verlohren wurden, und der nationale Zustand sich weit verschlimmerte?

Eine solche Verschlimmerung wird man überall finden, wo man das Gewerbe durch Geldunterstützungen erzwingen will. Die übeln Folgen, die aus dergleichen Maaßregeln fließen, sind nemlich:

1. Das

1. Das Tage- und Arbeitslohn wird vertheuert, und den nothwendigsten Beschäftigungen fehlt es an arbeitenden Händen.

Es ist, sagt man, immer ein Beweis von einem blühenden Lande, wo hoher Arbeitslohn herrschet. Verstehet man dies so, daß in einem blühenden Lande Arbeitslohn theuer seyn muß;

a. Weil der fleißige Arbeiter ein großes Tagewerk verrichtet, und dadurch die Kostbarkeit der Arbeit aufwiegt.

b. Weil alle Hände beschäftiget sind, und bey der größten Volksmenge, auch die größte Gewerbemenge herrschet.

c. Weil alle Produkten eine häufige Nachfrage haben, und in guten Preisen, (das heißt, die reichlich bezahlt werden, und doch in sich, comparative, nicht zu theuer sind) verkauft werden können.

d. Weil dadurch eine so schnelle Circulation des Geldes entstehet, daß der Umlauf desselben fast dem Tausche und dem Verbrauche der Waaren selbst, welche vermittelst des Hand in Hand gehenden Geldes eingetauscht werden, gleich ist, und man folglich sagen kann, daß Arbeiter theure Arbeit gegen theure Arbeit verwechseln, und mithin die Kostbarkeit derselben gegenseitig aufwägen; ist, sage ich, dieses die Meinung, so kann man nichts dagegen einwenden, behauptet man aber ohne Einschränkung, daß vertheuerter Arbeitslohn nie ein Beweis der Menschenblöße eines Staats und des in demselben gestockten Gewerbes sey, so kennt man die Länder nicht, in denen man diese Mängel vor Augen hat.



In den Ländern, wo es an Menschen und an Gewerben für Menschen fehlet, kann fast kein Gewerbe zu einem Grade der Vollkommenheit gelangen, ohne daß ein anderes dadurch leide. Man wird daselbst beständig klagen über Verführen der Arbeiter, Ueberbieten derselben, Verlassen der Meister, Abnahme der Stühle, und dergleichen hören, und das geringste, was die Regierung thut, einzelne Gewerbe zu begünstigen, monopolisiret. Läßt sich ein neuer Meister nieder, so sagen die andern, er nimmt uns unsre Spinner, Winder, Tagelöhner, Gesellen. Entstehet ein neues Gewerbe, so werden die andern verlassen. Die Finanzen des Staats erschöpfen sich in Unterstützungen und das Gewerbe bleibt in seiner ganzen Masse unverändert, wo nicht durch Hemmung nothwendiger Erzeugnisse verschlimmert. Man sah dieses in Dännemark, als die Tobakspflanzung durch die Vertheurung der Blätter im letzten Amerikanischen Kriege und durch die zufällige Begünstigung der Witterung auf eine schnelle Art in Gang gesetzt wurde. Der Mangel an Arbeiter ward überall gefühlt, und die erzwungene Tobakspflanzung verfiel, so bald die hohen Preise aufhörten, und das Clima den Dänen wieder zu dem ihm eigenthümlichern Landbau verwies. Dieses führt mich zur zweyten Folge, welche aus der Aufmunterung einzelner Gewerbe fließet, wenn hiebey nicht auf das ganze Nationalgewerbe Rücksicht genommen wird.

2. Manufakturen, die mit Verlust arbeiten, oder Manufakturen des Ueberflusses werden auf Kosten der Erzeugnisse erster Nothwendigkeit vernachläßigt.

Manufakturen des Ueberflusses nenne ich diejenigen, die nicht durch den natürlichen Gang des Fleißes in Thätigkeit

tigkeit erhalten werden, und wozu die rohe Materie aus der Fremde gezogen werden muß, ohne daß sie weder zum Unterhalt, noch zur Annehmlichkeit des Lebens nothwendig sind. Zu den Erzeugnissen erster Nothwendigkeit rechne ich nicht allein alles was ein Land hervorbringt, sondern auch alles, was ein Land durch den natürlichen Trieb des Fleißes, ohne Zwangsmittel der Unterstützungen veredelt. Es mag im Verbrauche immer üppig und überflüßig scheinen, so ist es doch in der Hervorbringung oder Verarbeitung als ein Mittel zum Unterhalt vieler arbeitenden Hände zu den Nothwendigkeiten des Lebens zu rechnen. In dieser Hinsicht können Spargelbeete mit Kornfeldern, und Brodeurs mit Beckern in gleichem Gesichtspunkte betrachtet werden.

Läßt man der Industrie freien Lauf, so bestimmt der Vortheil, den ein Gewerbe bringt, ob es einem Lande angemessen sey, oder nicht; das heißt, um mit Smiths Worten zu reden, ob ein Theil des im einheimischen Gewerbe circulirenden Fonds nicht vortheilhafter angewendet werden könne, als zu demselben. Leitet man nun durch gezwungene Aufmunterungen einen Theil dieses Fonds zu Anlagen, welche ohne Aufmunterungen Schaden tragen würden, so ist es natürlich, daß dem vortheilhaften Gewerbe so viel weniger von dem circulirenden Fond zurück bleibe, und auf diese Art wirkt aller erzwungener Betrieb zum Schaden des natürlichen.

Zu den Manufakturen in Europa, welche die größte Unterstützung genossen haben, gehört vermuthlich die Leinwandsfabrikation in Irland. Wir erstaunen über die desfalls von Young gemachte Berechnungen, und wenn wir den Erfolg sehen, der daraus geflossen ist,

urtheilen wir mit ihm, daß diese Unterstützungen, ungeachtet ihrer Größe, doch nur wie ein Tropfen Wassers im Weltmeer anzusehen sind.

Man eilt daher, allen Staaten anzurathen, diesem Beyspiele nachzufolgen. Hiezu kommt noch, daß, an und für sich selbst, kein Gewerbe allen Staaten angemessener ist, als die Leinwandsfabrikation, indem dieses nächst dem, was zur Nahrung gehöret, das nothwendigste, im Verbrauche das allgemeinste, und im Zubereiten das einfachste ist. Man macht es also unter den Manufakturen mit Recht zum ersten Gegenstande ökonomischer Bemühungen, und setzt es gleich nach dem Kornbau und der Viehzucht, noch vor den Anlagen der Obst- und Küchengärten.

Demungeachtet wird man in seinen Vorstellungen nicht wenig irre, wenn man von dem Wachsthum der Leinwandsmanufakturen, auf den blühenden Zustand des Gewerbes in Irland schließen zu können glaubt, und hier gerade das Gegentheil findet. Dieses ergiebt sich:

1) Durch die beständige Unruhe, in der die Irländer leben, und die das ganze gemeine Wesen mit der größten Verwirrung bedrohen.

a) In Errichtung der Volontairarmeen und in den parlementarischen Bewegungen, welche die bürgerliche Ordnung stören, und mit Unrecht von hitzigen Köpfen für Kämpfen um Freiheit gehalten werden.

b) Im Auswandern geschickter und wohlhabender Irländer nach Amerika, welchem zuvorzukommen, und desfalls Zwangsmittel anzuwenden, ist eben so gefährlich

seyn

seyn würde, als es unter Carl dem Ersten in England ward, den unruhigen Köpfen, und unter diesen Cromwell, den Weg nach Amerika zu versperren, wenn gleich Irland in seinem Nationalwohlstand dadurch verlieren und Nordamerika auf dessen Kosten Vortheile gewinnen sollte.

2) Durch den Verfall des Ackerbaues an den Orten, wo die Leinwandsmanufaktur am meisten in Gang gesetzt ist, wie Young bemerket, und auch daraus zu schließen ist, weil Irland seine Einwohner nicht ernähren kann, sondern zum Auswandern zwingt.

3) Durch den Zustand der Manufaktur selbst, mit der, der Unterstützungen ungeachtet, welche sie genossen hat, die Manufakturen der Normandie und Deutschlands den Absatz in England theilen können. Diese haben, so viel mir bekannt ist, keine Geldzuschüsse erhalten, und müssen doch wohlfeiler arbeiten können, als die Irländischen, da die Handelsfreiheit in England, welche sie dem berühmten Dichter und Staatsmann, Glover, zu verdanken haben, ihnen so sehr wichtig ist.

Hieraus liegt am Tage, daß der nationale Wohlstand durch die Leinwandsfabrikation in Irland nicht zugenommen hat, sondern daß derselbe in Verfall ist, und daß die Einwohner, anstatt glücklich und wohlhabend zu seyn, zu dem größten Grade des Mißvergnügens getrieben werden.

Die Geschichte giebt uns dagegen in Holland das Beispiel eines Staats, in dem eine blühende Manufaktur verfallen ist, ohne daß der nationale Wohlstand dadurch geschmälert worden; und dieser Verfall rührte noch dazu von Regierungsfehlern her, ohne in dem natürlichen

Ueber-

Uebergange des Fleißes von einem Gewerbe zum andern gegründet zu seyn. Ich rede hier von den Tuchmanufakturen, deren Abgang der verderblichen und in den vereinigten Niederlanden besonders übel eingerichteten Consumtions- und Accíseabgabe beygelegt wird. Der blühende Zustand des Gewerbes ist der größte Beweis, wie sehr Holland Unrecht gehabt haben würde, die verfallende Manufakturen durch erkünstelte Aufmunterungen aufzuhelfen. Man kann hierüber den Herrn Professor Büsch nachlesen, der die verschiedenen Arten und Folgen der Abgaben besonders plan und deutlich auseinander gesetzt hat.

Es ist hier, wie man leicht heurtheilen kann, ganz einerley, ob ein Gewerbe mit einländischen oder mit fremden rohen Produkten getrieben werde.

Die Baumwollenwebereien in England und Schottland gehören zu den Nothwendigkeiten, in so ferne viele Menschen dadurch Nahrung finden, und ganze Gegenden damit ihre Bewohner beschäftigen. In so ferne kommt hiebey nicht in Betrachtung, daß Baumwolle aus weit entfernten Ländern geholt werde, vielmehr gewinnt dadurch der Handel eine neue Betriebsamkeit. Eine andere Frage aber ist es: Muß man in Engeland weiter gehen, als diese Fabrikationen ihrem eigenen Fortgange zu überlassen, und sie mit den Unterstützungen zu begünstigen, welche das Gewerbe überhaupt befördern? und diesem Gewerbe insonderheit, ohne Verletzung des Gewerbes im Allgemeinen, zum Nutzen gereichen? War es also nothwendig und nützlich, den Gebrauch Ostindischer Kattune zu verbieten? Ich will nicht die Frage aufwerfen, ob man Recht gehabt haben würde, die Fabrizirung der

baum-

baumwollenen Waaren in England zu erzwingen, wenn die Industrie in ihrem Gange nicht darauf verfallen wäre, und dadurch die vielen Arten Zeuge veranlaßt hätte, die ganz von dem Ostindischen Geschmacke im Arbeiten abweichen, und mit Vortheil wieder nach den Ländern hingeführet werden, wo die Baumwolle hergeholt wird? Diese Frage gehört zu der Bemerkung, die Smith vom Weinbau macht. Es würde thörigt seyn, sagt dieser gründliche Schriftsteller, wegen des vielen Weins, der aus der Fremde in Großbrittannien eingeführt wird, den Weinbau in Schottland durch Prämien zu ermuntern, obgleich Trauben daselbst zur Kelter, aber mit ungleich größern Kosten, als in Frankreich, reifen können.

England hat bekanntlich seine Seidenmanufakturen den Französischen Flüchtlingen, so wie die meiste daselbst national gewordene Industrie den Niederländern zu danken, welche vor Albas Unsinn flohen. Daß diese aufgenommen, daß sie nicht, nach den Grundsätzen eines Heinrichs des Achten, als solche behandelt wurden, welche den Eingebohrnen das Brod raubten, oder daß man sie nicht, wie in Spanien die Mauren, der kirchlichen Hierarchie halben, von dem Staate ausschloß, war völlig den Grundsätzen unserer itzigen aufgeklärten Staatswirthschaft gemäß. Wie aber, wenn die Fortsetzung ihres Gewerbes große Summen erfordert haben würde, oder sonst Begünstigungen, durch die man andere Gewerbe irgend einer Einschränkung unterwerfen müssen? Wäre dann der Flor der Seidenmanufakturen für England vortheilhaft gewesen? So viele Menschen zu gewinnen, war allerdings ein bleibender Vortheil für England, und dieser zeigte sich auch durch die Seidenmanufakturen, sobald

solche

solche dem Fleiße der Flüchtlinge zu verdanken waren. Alsdenn gehörte diese Fabrikation zu den Nothwendigkeiten des Lebens, nach der vorhingegebenen Beschreibung. Würde aber die Seidenmanufaktur sich nicht durch den Fleiß der Arbeiter haben erhalten können, so würde keine mit größerm Rechte als diese, zu den Manufakturen des Ueberflusses zu rechnen gewesen seyn, und dann würde unstreitig Englands Vortheil gewonnen haben, wenn die Französische Flüchtlinge gezwungen worden wären, die Seidenfabrikation zu verlassen, und sich auf Gewerbe zu legen, welche in England bestehen konnten.

3) Man verliert die richtigen Mittel, Fleiß und Gewerbe in Aufnahme zu bringen, ganz aus den Augen, und greift immer zu den Zwangshülfsmitteln, an die man sich einzig und allein zu denken gewöhnt. Hieraus entstehen sehr viele schädliche Folgen.

a. Der wahre Fleiß kann nie hervorbringen, er erliegt unter den Banden der Einschränkungen, die keiner zu lösen, oder zu erleichtern denkt. Statt ihn zu ermuntern, verfällt man immer auf Palliative. Diese werden mit Verschwendung angewendet, und die eigentlichen Fehler, die das Gewerbe hemmen, werden nie aufgesucht, um abgeändert zu werden. Man glaubt vieles gethan zu haben, wenn man nichts gethan hat, als sich zu verblenden, das wahre Uebel ungeheilt zu lassen, und vergebens, wo nicht zum Schaden des Landes zu arbeiten.

b. Projektmacher, Avantüriers und Betrüger genießen gleiche Vorrechte mit redlichen und verdienstvollen Bürgern, und fast nie ist es möglich, nach dem wahren Wehrte der Sachen zu urtheilen. Regierungen werden hinter-

hintergangen, und auch bey den größten Bemühungen unpartheyisch zu seyn, gewinnen die gemachten Anlagen das Ansehen einer partheyischen Gunst. Wonach soll man eine zu machende Anlage beurtheilen? Man weiß, daß sie vortheilhaft und nützlich ist, man wünscht sie zu besitzen. Nun giebt sich einer an, der sie errichten will. Man erkundigt sich nach seinen Talenten. Er redt von seiner Kunst, bringt Proben bereits verfertigter Waaren hervor, tadelt alles, was man ihm vorlegt. Wer weiß aber nicht, daß viele sehr gut von einer Sache reden können, ohne etwas gründliches zu verstehen, daß nichts ungewisser ist, als Proben, die Fabrikanten bey sich herumtragen, und daß man sehr leicht Fehler angeben kann, ohne es besser machen zu können. Hat es nun auch seine Richtigkeit mit dem Talente des Fabrikanten, so sind doch noch die unentbehrliche Eigenschaften seiner Redlichkeit, seines Fleißes, seiner guten Haushaltung und seines ordentlichen Wandels unentschieden. Diese können sich nicht eher zeigen, als bis der Fabrikante in der vollen Ausübung seiner Anlage sitzet, und auch hier kann er lange unerkannt bleiben. Oft entgehen fremde Ankömmlinge allen Untersuchungen. Sie bieten gewisse in die Augen fallende Vortheile dar, sie wissen sich Empfehlungen zuwege zu bringen, sie machen Berechnungen eines ansehnlichen Gewinns, sie täuschen, und werden gehört. Diese Uebel sind unvermeidlich, wenn Geldzuschüsse gegeben werden, Anlagen empor zu bringen. Der Staatsmann, der das Gute am eifrigsten will und am thätigsten sucht, freuet sich, wenn er Mithülfen zu finden glaubt, und überredt sich leicht, bey andern eben den Trieb zu entdecken, der ihn anfeuert; eben daher wird er am leichtesten betrogen. Intriganten drängen sich vor, und erschleichen

schleichen durch Begünstigungen, was sie durch eigenen Fleiß nie sich verschaffen konnten, und der Staatsmann erfähret, wenn anders er es je erfähret, zu spät, daß er durch seinen Wunsch, das Gute zu befördern, gleich einem Colbert, das Werkzeug zu vielen verderblichen Einrichtungen war. Ein solcher Betrug ist nicht möglich, wenn dem Gewerbe die Bahn des Fleißes offen steht, und die Schleichwege zum Emporkommen verstopft sind. Alsdenn müssen Talente und andere zu einem guten Arbeiter erfoderliche Eigenschaften entwickelt werden, der Fabrikant muß das Zutrauen des Publikums zu gewinnen suchen, und will dann die Landesregierung ermuntern, belohnen, unterstützen, so kann sie es mit Sicherheit thun.

c. Anlagen, die am wenigsten wichtig sind, geniessen die größten Unterstützungen. Ein Beweis, daß die Entscheidung der Begünstigungen gemeiniglich auf Nebenumständen beruhet. Wo viele kräftige Unterstützungen ertheilt werden, da fallen gemeiniglich alle auf Manufakturen, und unter diesen auf Manufakturen der mindsten Nothwendigkeit. Dem Ackerbau, der Viehzucht, dem Fischfang, nicht dem in Terreneuve oder Brasilien, sondern auf den Küsten, kommt wenig zu gute. Selten erhält der Gutsbesitzer und der geringere Landmann den ihm mit dem billigsten Rechte zukommenden Antheil an die Fürsorge der Regierung, den er, wie wir aus den Nachrichten des berühmten Ministers und einsichtsvollen Schriftstellers Herzberg sehen, in den Preußischen Staaten an den weisen Vorkehrungen und Unterstützungen des großen Friedrichs hat. Man muß sich hierüber nicht wundern. Das nützlichste Gewerbe, wie zum Beyspiel der

hintergangen, und auch bey den größten Bemühungen unpartheyisch zu seyn, gewinnen die gemachten Anlagen das Ansehen einer partheyischen Gunst. Wonach soll man eine zu machende Anlage beurtheilen? Man weiß, daß sie vortheilhaft und nützlich ist, man wünscht sie zu besitzen. Nun giebt sich einer an, der sie errichten will. Man erkundigt sich nach seinen Talenten. Er redt von seiner Kunst, bringt Proben bereits verfertigter Waaren hervor, tadelt alles, was man ihm vorlegt. Wer weiß aber nicht, daß viele sehr gut von einer Sache reden können, ohne etwas gründliches zu verstehen, daß nichts ungewisser ist, als Proben, die Fabrikanten bey sich herumtragen, und daß man sehr leicht Fehler angeben kann, ohne es besser machen zu können. Hat es nun auch seine Richtigkeit mit dem Talente des Fabrikanten, so sind doch noch die unentbehrliche Eigenschaften seiner Redlichkeit, seines Fleißes, seiner guten Haushaltung und seines ordentlichen Wandels unentschieden. Diese können sich nicht eher zeigen, als bis der Fabrikante in der vollen Ausübung seiner Anlage sitzet, und auch hier kann er lange unerkannt bleiben. Oft entgehen fremde Ankömmlinge allen Untersuchungen. Sie bieten gewisse in die Augen fallende Vortheile dar, sie wissen sich Empfehlungen zuwege zu bringen, sie machen Berechnungen eines ansehnlichen Gewinns, sie täuschen, und werden gehört. Diese Uebel sind unvermeidlich, wenn Geldzuschüsse gegeben werden, Anlagen empor zu bringen. Der Staatsmann, der das Gute am eifrigsten will und am thätigsten sucht, freuet sich, wenn er Mithülfen zu finden glaubt, und überredt sich leicht, bey andern eben den Trieb zu entdecken, der ihn anfeuert; eben daher wird er am leichtesten betrogen. Intriganten drängen sich vor, und erschleichen

nicht durch Palliative geheilt werden kann, so darf er es nicht wagen, einen neuen Weg einzuschlagen, der zu wahren Verbesserungen führen würde. Der Staatsmann hat Unrecht, der Verbesserungen unternimmt, welche einen großen Zirkel betreffen, wenn er nicht die allgemeine Denkungsart, oder den Geist des Publikums vor sich hat, und der kann nie zu richtigen Maasregeln gestimmt werden, wenn übel ausgesonnene Mittel von allen, die Hülfe verlangen, gesucht werden.

b) Da der wahre Geist der Industrie nie erwacht, und also nie zeigt, was er leisten und würken kann, gewinnt das Gewerbe nie Zutrauen im Publikum. Der persönliche Credit verliert sich ganz, und mit ihm alle Achtung für das Gewerbe. Leute, die Vermögen haben, werden es nicht anwenden, ihre Mitbürger aufzuhelfen, bey denen sie Talente und andere gute Eigenschaften entdecken, sie werden nicht glauben, daß arme Leute, oder geringe Anfänger sich damit forthelfen können, und aus eben dem Grunde auch nicht auf nützliche Manufakturanlagen verfallen. Einige werden glauben, daß diese nicht ohne Geldzuschüsse bestehen können, und wenn der Fleiß nicht in die gehörige Thätigkeit gesetzt ist, vielleicht nicht Unrecht in dieser Vermuthung haben. Andere werden alle Manufakturanlagen verächtlich ansehen, und solche blos für Mittel halten, Vorschüsse und Geldbeyträge von der Regierung zu erhalten, und solche zu ihrem Vortheile zu verwenden. Wie schädlich dieses Vorurtheil der Industrie werden muß, kann man leicht beurtheilen. Wie unvermeidlich aber solche Vorurtheile sind, wenn man nie die eigene Kraft und Würde des Fleißes siehet, wenn das Gewerbe immer ohnmächtig am Gän-

gel-

gelbande geleitet, und, in seiner Trägheit und schwachem Fortgange, durch beständige Zuschüsse, mühsam aufrecht erhalten wird, ist eben so leicht einzusehen.

3. Der Fleiß der Arbeiter richtet sich nach den Unterstützungen, welche er genießet, und verliert den Antrieb, die Arbeit so wohlfeil zu machen, daß sie die Concurrenz mit andern Staaten aushalten könne.

In den Ländern, wo das Gewerbe keine Unterstützung genießet, findet der Fleiß eigene Auswege, die aufstoßenden Schwierigkeiten zu überwinden. Das Interesse des Fabrikanten zwingt ihn, allen Erhöhungen der Preise, welche seinem Absatze schaden würden, auszuweichen, daher wird der Arbeitslohn niedrig gehalten, oder der Fleiß verdoppelt, oder Maschinen erfunden, die Arbeit zu erleichtern. Unter den größten Taxen und Abgaben erhält sich das Gewerbe.

Dieses ist in jedem Staate bey dem Ackerbau am auffallendsten. Wenn die ganze Masse der Abgaben, die ein Land entrichtet, nur drey, $10\frac{5}{6}$ oder sonst einige wenige Procente, von dem ganzen Erwerbe der Nation, ausmacht, so giebt der Landmann in manchem Reiche, (mehr als der unterdrückte Morador oder Rypt in Ostindien, der dreyßig bis siebzig Procent von seinen Reisfeldern zahlt,) den ganzen Ertrag seines Ackerlandes her, und bestehet doch. Elend und kümmerlich zwar, aber er bestehet. Der Gutsherr, wird man sagen, giebt ihm wahre Geldzuschüsse, er bezahlt für ihn die Steuern, er unterhält seinen Viehbestand. Wenn man diese Unterstützungen untersuchen wollte, so mögten sie vielleicht bey einigen neue Auflagen seyn, wo sie es aber nicht sind, da

gelten sie als einzelne Ausnahmen, welche nicht in Betrachtung kommen können.

Das mit beständigen Geldzuschüssen unterstützte Gewerbe spannt alle Anstrengung des Fleißes so herab, daß diese nie auf Mittel angewendet wird, das Gleichgewicht zu erhalten, und in sich selbst sicheres Bestreben zu finden, allen Schwierigkeiten entgegen zu arbeiten. Daher entstehen bey den geringsten Widerwärtigkeiten Klagen, die Empörungen gleichen, und nur in der Ohnmacht von ihnen unterschieden sind; wogegen der Landmann sich bey den größten Plagen kaum stille Seufzer erlaubt, und, wie der Herr Professor Büsch gegen den Herrn Abt Raynal bemerkt, eben so, wie der Indianer, in friedfertiger Ergebung verhungern würde, wenn sein Mangel so weit gienge. Daher werden immer neue Unterstützungen gesucht, und mit Drohung, daß ohne sie alles verfallen werde, erpocht, daher werden der Regierung tausend Vorwürfe gemacht, wenn sie nicht gleich willig ist, alle begehrte Begünstigungen zu ertheilen, oder, wenn sie gar sucht, die auf Kosten des Staats zugestandenen Geldbeyträge einzuziehen, glaubt jeder Fabrikant, der dadurch zu verlieren scheint, sich über Unterdrückung beschweren, und von unpatriotischem, wo nicht barbarischem oder landesverderblichem Verfahren reden zu können. Die Erfahrung überzeugt so sehr von dieser Wahrheit, daß man mit Grund annehmen kann, daß, wenn eine Regierung eine Fabrikationsprämie auf das gemeinnützigste und einträglichste Gewerbe legen wollte, bald nicht ein Stück Arbeit mehr ohne diese Prämie würde verfertigt werden können. Wir wollen zum Beyspiel das Schuhmachen nehmen; wenn in einer Stadt schlechte

Schuhe

Schuhe gemacht würden, und man, um das Schuhmachen zu ermuntern, eine Prämie auf jedes verfertigte Paar Schuhe setzen wollte, so würde bald nicht mehr ein Paar schlechter Schuhe ohne diese Prämie verfertigt werden können, und dem Magistrate der Stadt nicht anzurathen seyn, sie aufzuheben, und sich der Gefahr auszusetzen, für einen Unterdrücker der Schusterzunft gehalten zu werden.

Dieses sind die Folgen, welche, so weit ich die Sachen zu beurtheilen fähig bin, aus allen Unterstützungen fließen müssen, welche dem Fleiße, als beständige Gehülfen zugesellet werden, auf die er sich verlassen kann, ohne angetrieben zu werden, in sich Mittel zu finden, selbst zu bestehen, es sey nun, weil nie die Einschränkungen gehoben werden, die ihn niederdrücken, oder weil er nie gereizt wird, die Kräfte anzustrengen, welche er anwenden sollte, um Gewerbe blühend zu machen.

Ehe ich nun kürzlich berühre, worin solche Unterstützungen des Gewerbes bestehen, welche den Zweck verfehlen, Industrie im Lande zu verbreiten, wird man mir erlauben, eine nothwendige Bemerkung über das Verfahren in der Oekonomie eines Staats zu machen, in dem die Zwangsmittel der Begünstigungen herrschend geworden, und die natürlichen Mittel der Aufmunterung der Industrie zurückgesetzt sind. Hier kann man meines Erachtens nicht anders verfahren, als ein Gärtner, dem ein Ananashaus anbefohlen ist, und der doch lieber gutes Obst im freien bauen mögte, bey dem er in seiner Einnahme Ueberschuß erhalten könnte, wogegen seine Ananaskasten ihm die Frucht viel theurer machen, als sie in Indien erzogen wird. Er muß suchen, mit dem ihm von

dem Herren des Gartens anbetrautem Gelde so viele und so gute Ananas zu ziehen, als möglich, und so nach Pflicht und Gewissen, in dem angewiesenen Wege, seinen Garten behandeln.

Zu dieser Rubrik, oder unter dieser Vergleichung gehöret, was ich, in der Untersuchung der Mängel in den Erzeugnissen der Kornwaaren, von den Aufmunterungsprämien für die Ausfuhr des guten und reinen Korns gesagt habe. Man wird dort finden, daß dieses in der Voraussetzung geschah, daß die großen Fehler im Landbau nicht berührt werden durften, sondern, unter Beybehaltung derselben, Verbesserungsmittel anzuzeigen waren.

Weit entfernt ist es daher von meinen Gedanken, daß wenn in einem Staate ein fehlerhaftes System in den Gewerben eingeführt seyn sollte, man richtig handeln würde, die Stützen dieser Fehler wegzunehmen. Man würde freilich Unrecht haben, mit neuen Stützen neue Gebäude aufzuführen, aber eben so Unrecht, die alten einzureißen. Man kann wohlthun, ohne zu schaden. Man kann heilen, ohne zu kränken. Es hat viele Theoretiker gegeben, welche im Bewußtseyn ihrer richtigen, obgleich vermuthlich nie ganz fehlerfreien Theorie, (denn welcher Mensch kann, ohne Verblendung des Stolzes, dieses von seinen Meinungen glauben?) gar nicht auf Zeit und Umstände, oder auf das, was war, haben Rücksicht nehmen wollen, aber nie sind sie mit ihrem Verfahren bestanden. Solon gab den Athieniensern die Gesetze die sie ertragen konnten, und nicht die der Weise aus der Philosophie der Menschheit und der Gesellschaften abstrahirte, und dieses müssen wir thun, wenn wir

nicht

nicht Zeit gewinnen können, dem Staate eine andere Erziehung zu geben, den Wohlstand auf sichern Gründen zu bauen, dem Fleiße seine Kräfte und seine Rechte anzuweisen, und so durch Wiederherstellung der natürlichen Ordnung der Dinge, Nationen zu der Stärke und Mannheit zu reifen, daß sie selbst die Kindheit verachten, und die Gängelbänder wegwerfen, an denen sie bisher sich leiten ließen.

Zu diesen Leitungen sind hier folgende Begünstigungen zu rechnen, welche Interesse, Trägheit und Unwissenheit, im Gewerbe eingeführet haben, einzelne Anlagen auf Kosten des Ganzen und mit Zurücksetzung der Nationalindustrie, auf eine Zeitlang, empor zu bringen.

I. Privilegien und ausschließende Vorrechte. Was Privilegien im Gewerbe sollen, ist in der That unbegreiflich. Der Tartarchan ertheilt, wie man erzehlt, unter freiem Himmel allen Erdenbewohnern ein Privilegium zu essen, wenn er sich zu Tische lagert. Nicht weniger sonderbar als dieses, sind alle Privilegien, die durch Menschen an Menschen ertheilt werden, erlaubte Mittel anzuwenden, sich zu Tische setzen zu können. Ich habe oft lange über Privilegien nachgesonnen, einen ökonomisch-richtigen Grund zu ihrer Veranlassung zu erdenken. Es ist mir aber nicht gelungen, auch nur einen einzigen zu finden. Ich kam immer dahin zurück, daß in einem Staate nichts wünschenswerther seyn könne, als die größte Mannigfaltigkeit in Betreibung aller Gewerbe. Desfalls ein Privilegium an eine ganze Nation ergehen lassen zu wollen, schien mir freilich lächerlich, aber jedem einzelnen Menschen nach einem gewissen Maasstabe seinen Fleiß und seine Thätigkeit zuzumessen, oder dessen Talente

lente zu bestimmen, schien mir eben so unthunlich, als jedem Acker ein Privilegium über die Getreideart zu geben, die er tragen soll, oder jeder Kuh über die Weide, in der sie Nahrung suchen darf. Jenes indessen, nemlich einer ganzen Nation ein Privilegium zu ertheilen, so viel, als immer möglich ist, in der größten Mannigfaltigkeit alle Gewerbe zu betreiben, wenn, mit dürren Worten es zu thun, freilich lächerlich seyn würde, schien mir in so ferne die erste Pflicht aller Regenten, die Gott ihnen anbefohlen, und von der sie Rechenschaft geben müssen, als 1) man dies Vorrecht, welches allen Nationen ohne ausdrückliche Zustehung der Regierung eigen ist, ungekränkt lassen; und 2) wo es ohne Schaden geschehen kann, auf alle ersinnliche Art erleichtern und unterstützen muß, um der wahre Wohlthäter der Menschen zu werden. Die göttliche Vorschrift, die so alt ist, als die Menschheit, Bete und Arbeite! leidet keine Einschränkung, und wenn von diesen beyden Pflichten, wozu Gefühl und Nothwendigkeit den Menschen, der den richtigen Weg wandelt, auffodern, eine durch Privilegien bestimmt werden sollte, so müßte es billig das Beten seyn, indem die mehresten Menschen unvernünftig beten, und solches so weit treiben können, als Unvernunft und Unwissenheit nur immer reichen; wogegen keiner, ohne durch Schaden klug zu werden, lange unvernünftig arbeiten kann. Hat man aber, wird man fragen, nicht auch im Beten geistliche Monopolien eingeführt? Dieses ist eine Frage einer besondern Natur, wovon hier nicht der Ort ist zu reden.

Alles, was Gesetze und Polizeiordnungen thun können, ist, dahin zu sehen, daß keine unerlaubte Handthie-

thierungen getrieben werden. Der Zweck der Gesetzgebung, besonders der Criminellen ist ja, dafür zu sorgen, daß keiner sich auf Kosten eines andern, oder, wenn man es lieber so ausdrücken will, zum Nachtheil des Staats und mit Unterbrechung der öffentlichen Sicherheit, zu ernähren und fortzuhelfen suche. Will man hievon Ausnahmen machen, wie in Paris, Berlin und in andern großen Städten das Polizeigericht thut, so ist nichts dagegen einzuwenden, daß solches durch Privilegien geschehe, und wäre vielmehr zu wünschen, daß es überall möglich seyn könnte, den Unordnungen in der Gesellschaft, denen man nicht zuvorkommen kann, dadurch Grenzen zu setzen; bey erlaubten Geschäften aber ist gar kein Grund zu solchen Regulativen. Die Veranlassungen, welche bey dem nützlichen, nothwendigen, und also nicht blos erlaubten, sondern in den natürlichen Rechten gegründetem Gewerbe, Privilegien eingeführt haben, scheinen mir indessen folgende:

1. Falsch verstandenes Interesse.

a) Eigennutz der Gewerbetreibenden. Es ist für den menschenliebenden Staatsmann das traurigste Schauspiel, zu sehen, daß, wo er den Blick hinwendet, immer Menschen auf Kosten ihrer Nebenmenschen, groß, mächtig, angesehen, reich und glücklich zu werden suchen. Anstatt in sich selbst zu arbeiten, ihre Leibes und Seelenkräfte zu bilden, auszuarbeiten und zu reifen, und durch gehörige Anstrengung und Fleiß sich immer höher zu heben, arbeiten die meisten Menschen außer sich selbst, suchen um sich alles zu verheeren, um neben sich alles anzuhäufen, andere zu verarmen, um sich zu bereichern, andere zu erniedrigen, um groß zu scheinen. So wie

des großen Haufens ganz entgegen. Zunftgenossen glauben ihre gesammte Mitbürger zwingen zu müssen, keine andere Arbeiter zu gebrauchen, als sie; Kaufleute und Manufakturisten suchen in jedem Lande sich des Alleinhandels auf dem einländischen Markte zu versichern. Daher sind die erhöhten Abgaben entstanden, die fremden Kaufleuten auferlegt sind; daher rühren die hohen Zölle und die Verbote, denen fremde Manufakturen unterworfen werden, welche mit einheimischen wetteifern können; daher der Handelszwang gegen die Staaten, mit denen man einen Verlusthandel zu führen glaubt; daher, mit wenigen Worten, alle ausschließende oder sonst begünstigende Vorrechte einzelner Gewerbe.“

Der Reichthum der Nachbaren kann weder unter den Bürgern eines Staats, noch unter Nationen andere Folgen haben, als den Handel zu begünstigen. Dieses hier weiter durchzugehen, würde mich zu weit führen, und eine Auseinandersetzung der wahren Handelsvortheile der Völker und der Menschen überhaupt erfodern. Um die dahin gehörigen Grundsätze mit uneigennützigem und unbefangenem Urtheile zu erwägen, verweise ich meine Leser an Smith und andere Schriftsteller, hier ist genug gesagt, um zu erweisen, daß Privilegien und monopolisirende Begünstigungen nicht zu den großen Aussichten gehören, die einem Staatsmanne in der Aufnahme und der Unterstützung der Gewerbe und des Handels vor Augen liegen müssen.

b. Interesse der Regierungen.

Wenn man Privilegien als Mittel betrachtet, dem Staate eine Einnahme zu verschaffen, so entstehet dadurch

durch eine Abgabe auf den Erwerb, welche die Schädlichkeit dieser Abgabe aufs höchste treibt. Ich wiederhole hier nach dem Hrn. Prof. Büsch, was ich schon einmahl berührt habe, daß man bey den Abgaben so viel als möglich suchen muß, daß der Bezahler der Taxen den Erwerb aus den Augen verliere. Diese Regel wird nirgends weniger beobachtet, als da, wo auf dem Entstehen eines Gewerbes eine Abgabe gelegt ist. Nun sind Gewerbe die einzigen Quellen aller öffentlichen Einkünfte, und wenn man diesen bereits, im Entstehen, eine Beschwerde oder Taxe aufbürdet, so handelt man daher in der That, wie Montesquieu von den Wilden sagt, man hauet den Baum um, die Früchte zu genießen.

2. Falsche ökonomische Grundsätze.

a) Man glaubt, ein Gewerbe lenken zu können, und sieht Privilegien als einen Zügel an, den die Regierung zu dem Ende in Händen hat. Wer dieses behauptet, hat nie gründlich nachgedacht, worin die Lenkungen bestehen, denen man ein Gewerbe unterwerfen kann. Ich kenne keine andere, als Talente und Fleiß auf Seiten der Arbeiter, und Nachfrage oder Geschmack an der Arbeit und Vermögen zu bezahlen auf Seiten der Käufer. Beyde müssen zusammentreffen, um ein Gewerbe blühend zu machen. Beyde bestimmen, welche Gewerbe nützlich und vortheilhaft sind, und was insonderheit jedem Gewerbe vortheilhaft ist. Der Staatsmann kann weiter nichts thun, als auf diese Bestimmungen Acht geben, das heißt, er kann sehen, wo solche Aufmunterungen erfodert werden, welche das Gewerbe überhaupt begünstigen, und wo Sperrungen des Fleißes aus dem Wege zu räumen sind. Er kann aber weder über Talente richten,

man nur da würklich groß und reich seyn kann, wo Größe und Reichthümer allgemein sind, so ist auch in dem Bestreben, diese zu vermindern, um jenes zu werden, der Zweck ganz verfehlt, der bey allen menschlichen Bemühungen zum Grunde liegt, des Lebens froh zu werden, und dessen Annehmlichkeiten zu genießen. Es ist keine Freudigkeit möglich, ohne Tugend, und keine Tugend, ohne unbeleidigtes Wohlwollen gegen die gesammte Menschheit; der Mensch, der sich in seinen bürgerlichen Handlungen von seinen Nebenmenschen isoliret, macht sich unglücklich, er stürzt sich in ein Meer von Bekümmerniß und Sorgen, er erntet Vorwürfe und Verachtung, und mehr oder weniger trift ihn die Beschreibung des Elends eines Tyrannen, welche Tacitus mit den lebhaftesten Zügen dem Tiber in dessen Briefe an den Senat zu Rom in die Feder giebt. Dem ungeachtet ist die allgemeine Denkungsart dahin gestimmt, daß ein Staat nicht neben dem andern, und ein Mensch nicht neben seinem Mitbürger bestehen könne.

Keiner kann stärker, als Smith gegen die hieraus entstandene Eifersucht reden, ich will daher sein Urtheil hieher setzen, welches diese Materie im Ganzen fasset, so wie ein Staatsmann sie übersehen muß, wenn er den Handel nicht nach den Regeln einer Krambude leiten will.

„Nationen sind gelehrt worden, daß ihr Vortheil darin bestünde, alle Nachbaren zu verarmen. Sie sind dahin gebracht, mit neidischem Auge auf den Wohlstand aller Länder zu blicken, mit denen sie Handel treiben, und sich zum Verlust anzurechnen, was jene gewinnen. Die Handlung, die zwischen Völkern, so wie zwischen

einze'

einzelnen Menschen ein Band der Uebereinstimmung und der gegenseitigen Zufriedenheit seyn sollte, ist die fruchtbarste Quelle der Uneinigkeit aufgebrachter Gemüther geworden. Kriegerischer Ehrgeiz und Helden- oder Eroberungsbegierde haben in der Vorzeit weniger Unheil gestiftet, als in neuern Zeiten unzuläßige Gewinnsucht der Kaufleute und Gewerbetreibenden. Die Gewaltthätigkeit und der ungerechte Ungestüm der Herrscher der Erden sind alte Uebel, gegen die, wie ich fürchte, die menschliche Natur kaum Hülfsmittel zulassen wird. Aber die niedere Raubsucht, der monopolisirende Geist der Handelnden und der Manufakturisten sollte billig nie, weder die innere Freiheit noch die äußere Ruhe der Staaten unterbrechen, und da Herrscher aufwerfen, wo die allgemeinste Gleichheit natürlicher Vorrechte gelten muß."

„Daß der Geist der Monopole zuerst diese Eifersucht begründete und verbreitete, kann nicht in Zweifel gezogen werden. Doch waren diejenigen, welche diese Lehren zuerst aufbrachten, bey weitem nicht so große Thoren, als diejenigen, die ihnen Glauben beymaßen. In einem jeden Lande ist und wird beständig der Vortheil des großen Körpers der Völkerschaft darin bestehen, alles, was zum Gebrauche dienet, von denen zu kaufen, die am wohlfeilsten verkaufen. Dieser Satz ist so sehr in die Augen fallend, daß es lächerlich scheint, sich die Mühe zu geben, ihn zu beweisen; auch würde er nie in Zweifel gezogen worden seyn, hätte nicht die eigennützige Sophisterey der Kaufleute und der Manufakturisten den gemeinen Menschenverstand in Verwirrung gebracht. Ihr vermeinter Eigennutz ist in dieser Hinsicht dem Vortheile

des

des großen Haufens ganz entgegen. Zunftgenossen glauben ihre gesammte Mitbürger zwingen zu müssen, keine andere Arbeiter zu gebrauchen, als sie; Kaufleute und Manufakturisten suchen in jedem Lande sich des Alleinhandels auf dem einländischen Markte zu versichern. Daher sind die erhöhten Abgaben entstanden, die fremden Kaufleuten auferlegt sind; daher rühren die hohen Zölle und die Verbote, denen fremde Manufakturen unterworfen werden, welche mit einheimischen wetteifern können; daher der Handelszwang gegen die Staaten, mit denen man einen Verlusthandel zu führen glaubt; daher, mit wenigen Worten, alle ausschließende oder sonst begünstigende Vorrechte einzelner Gewerbe."

Der Reichthum der Nachbaren kann weder unter den Bürgern eines Staats, noch unter Nationen andere Folgen haben, als den Handel zu begünstigen. Dieses hier weiter durchzugehen, würde mich zu weit führen, und eine Auseinandersetzung der wahren Handelsvortheile der Völker und der Menschen überhaupt erfodern. Um die dahin gehörigen Grundsätze mit uneigennützigem und unbefangenem Urtheile zu erwägen, verweise ich meine Leser an Smith und andere Schriftsteller, hier ist genug gesagt, um zu erweisen, daß Privilegien und monopolisirende Begünstigungen nicht zu den großen Aussichten gehören, die einem Staatsmanne in der Aufnahme und der Unterstützung der Gewerbe und des Handels vor Augen liegen müssen.

b. Interesse der Regierungen.

Wenn man Privilegien als Mittel betrachtet, dem Staate eine Einnahme zu verschaffen, so entstehet dadurch

durch eine Abgabe auf den Erwerb, welche die Schädlichkeit dieser Abgabe aufs höchste treibt. Ich wiederhole hier nach dem Hrn. Prof. Büsch, was ich schon einmahl berührt habe, daß man bey den Abgaben so viel als möglich suchen muß, daß der Bezahler der Taxen den Erwerb aus den Augen verliere. Diese Regel wird nirgends weniger beobachtet, als da, wo auf dem Entstehen eines Gewerbes eine Abgabe gelegt ist. Nun sind Gewerbe die einzigen Quellen aller öffentlichen Einkünfte, und wenn man diesen bereits, im Entstehen, eine Beschwerde oder Taxe aufbürdet, so handelt man daher in der That, wie Montesquieu von den Wilden sagt, man hauet den Baum um, die Früchte zu genießen.

2. Falsche ökonomische Grundsätze.

a) Man glaubt, ein Gewerbe lenken zu können, und sieht Privilegien als einen Zügel an, den die Regierung zu dem Ende in Händen hat. Wer dieses behauptet, hat nie gründlich nachgedacht, worin die Lenkungen bestehen, denen man ein Gewerbe unterwerfen kann. Ich kenne keine andere, als Talente und Fleiß auf Seiten der Arbeiter, und Nachfrage oder Geschmack an der Arbeit und Vermögen zu bezahlen auf Seiten der Käufer. Beyde müssen zusammentreffen, um ein Gewerbe blühend zu machen. Beyde bestimmen, welche Gewerbe nützlich und vortheilhaft sind, und was insonderheit jedem Gewerbe vortheilhaft ist. Der Staatsmann kann weiter nichts thun, als auf diese Bestimmungen Acht geben, das heißt, er kann sehen, wo solche Aufmunterungen erfodert werden, welche das Gewerbe überhaupt begünstigen, und wo Sperrungen des Fleißes aus dem Wege zu räumen sind. Er kann aber weder über Talente rich-

ten,

ten, noch über Nachfrage entscheiden. Er kann nicht die gehörige Detailkenntnisse erhalten, die sich im ganzen Publiko verbreiten und dort das allgemeine Urtheil reifen. Er giebt, wenn er Privilegien ertheilet, einseitigen Forderungen Gehör, trift nie das Gesammt-Bedürfniß der Industrie, und reißt mit der einen Hand ein, indem er mit der andern aufbauet.

b) Man befürchtet eine schädliche Concurrenz im Gewerbe, und schränkt daher die Zahl derer, die dadurch ihre Nahrung suchen, nach gewissen Bestimmungen ein. Diese Zahl mag nun so groß seyn als sie will, so monopolisirt man durch eine angenommene Menge jedes Gewerbe. Das Verhaßte des Monopolisirens darf ich wohl nicht erst angeben. Ich will mich nur bey dem Gedanken der befürchteten Concurrenz, in Absicht auf den Wohlstand eines Gewerbes, etwas aufhalten.

1) In den Ländern, in denen man befürchtet, daß zu viele Menschen sich auf einerley Gewerbe legen und einer dem andern das Brod rauben mögten, setzt man einen gewissen Grad des Absatzes zum voraus, der nicht höher steigen kann. Dem Gewerbe wird ein gewisser Zirkel des Verkehrs angewiesen, worin es bald so begrenzt wird, daß an keine Erweiterung zu denken ist. Hieraus entstehen unfehlbar zwey Uebel. 1) Nimmt die Nachfrage im Lande zu, so muß a) entweder der Artikel, den das auf eine gewisse Zahl der Fabrikanten eingeschränkte Gewerbe monopolisch vertheuert, oder b) Contrebande gemacht werden. 2) Nimmt diese Nachfrage nicht zu, so wird wenigstens nie auf Absatz außer dem Lande zu denken seyn, und die Vielheit des Gewerbes und die daraus fließende Nothwendigkeit, es einander

durch

durch a) Oekonomie, b) Fleiß und c) nützliche Abkürzungen in der Methode, es sey 1) in Erfindung nützlicher Maschinen, und 2) in erleichterter Zufuhr der ersten Materie, oder 3) in geschwindern Proceduren, zuvorzuthun, nie zum Antreibungsmittel dienen können, in der Fremde Abnehmer zu suchen. Wollte man dagegen anführen, daß die Fabrikanten, welche dadurch im Wohlstande erhalten werden, daß sie eine bestimmte Zahl nicht überschreiten, am geschicktesten und vermögendsten sind, das Gewerbe, das sie treiben, weiter auszudehnen, ihre Anlagen zu vergrößern, und ein- und ausländischen Absatz zu suchen, so widerspricht man allen Erfahrungen und richtigen Grundsätzen. Man legt nemlich zum Grunde, daß wenige reiche Fabrikanten besser im Stande sind, Nachfrage und Absatz zu befördern, als viele nicht begüterte Arbeiter. Wie sehr indessen die Menge dieser, dem Gewichte jener, vorzuziehen sind, und wie groß der Vortheil ist, den sie dem Staate bringen, darf nicht erst von mir erwiesen werden. Nun beweiset noch die Erfahrung, 1) daß reiche und große Fabrikanten ihre Anlagen nie über eine gewisse Höhe erweitern werden, es sey, a) weil sie befürchten, das Werk nicht übersehen zu können, b) weil, wenn sich vortheilhafte Conjunkturen darbieten, sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollen, sich in ein Gewerbe zu setzen, das sie nicht als beständig daurend ansehen. c) Weil das Werk an reiche Erben fällt, die mit den gewohnten Revenüen zufrieden sind, und zu weitern Unternehmungen keine Neigung haben, oder endlich d) weil das Locale eines Orts die weitere Ausdehnung hindert, theils wenn große Anlagen kostbare Gebäude und Einrichtungen erfodern, und das Fabrikengebäude, so wie es ist, nicht mehr erweitert werden kann, theils,

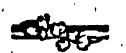
wenn

wenn es an dem Orte, auf welchen die Fabrikation eingeschränkt ist, an Arbeitern und andern Erfodernissen fehlet, eine alte Anlage zu vergrößern. 2) Die Erfahrung beweiset ferner, daß reiche Fabrikanten ihr erworbenes Vermögen gemeiniglich in mehrere Anlagen vertheilen, und nicht gerne mehr als einen bestimmten Theil desselben in einer einzelnen Fabrikation anlegen. Ich will nicht des zunehmenden Wohllebens reicher Fabrikanten gedenken, dieses gehört zu den allgemeinen Betrachtungen des Vorzugs, den viele fleißige Arbeiter für wenige Begüterte haben, aber hier ist noch anzumerken, 3) daß die Versuche, ein Gewerbe durch Absatz in der Fremde, durch wohlfeilere Preise, durch Verkürzung der Proceduren, durch ökonomischere Behandlung zu erweitern, oft von Fabrikanten geschehen, die sich zu Grunde richten. Weit entfernt also die Classe der Menschen, die in einem Gewerbe unglücklich sind, für schädlich zu halten, und ihrem Unglücke zuvorkommen zu wollen, kann oft ein Land durch sie den größten Dienst erhalten, indem 1) solche Fabrikanten wagen, was Fabrikanten, die sich bequem ernähren können, nie unternehmen, und wenn sie verunglücken, durch ihren Schaden die Fehler lehren, welche man vermeiden muß, aber auch die neuen Wege zeigen, welche die Industrie einschlagen kann; 2) die auf diese Art zu Grunde gegangene Fabrikanten die Arbeiter für andere Fabriken theils zuziehen, theils selbst dazu dienen, wenn sie ihr Gewerbe nicht weiter für eigene Rechnung treiben können. Man sollte also gar nicht wollen, daß ein Gewerbe so sicher betrieben werden könnte, daß es weder Gefahr zu befürchten, noch auf neue Beförderungsmittel zu denken Ursache habe.

Ham-

Hamburg hat vierzig bis funfzig und vielleicht mehr Zuckerraffinaderien, oder, wie man es dort bescheiden nennet, Zuckerbeckereyen. Hievon gehen jährlich einige zu Grunde, andere entstehen. Nun sagt man, einer ruinirt den andern, und keiner kann bestehen. Indessen führt Hamburg immer eben die Masse rohen Zucker ein, und eben den Vorrath gekochter Zucker aus. Dem Staat ist also aus diesem Grunde das Entstehen und Verfallen einzelner Zuckerbecker nicht schädlich. Es ist ihm aber auch nützlich und nothwendig. Wenn jemand in Hamburg eine Berechnung zum Grunde legen und behaupten wollte, von funfzig Zuckerbeckereien gehen jährlich (im Durchschnitte verschiedener Jahre) zehn bankerutt, also muß die Anzahl auf vierzig eingeschränkt werden, die sich ernähren können, so würde daraus folgen, 1) daß die Stadt den Theil des Gewerbes im Handel und in der Verarbeitung verlieren würde, den die eingegangenen zehn Zuckerbecker veranlassen; 2) daß von den vierzig übriggelassenen nach und nach mehrere verfallen, und, da einmahl das Gewerbe monopolisirt worden, nicht leicht Ersatz finden würden. Dieses hat seinen guten Grund, so ungereimt es auch einigen beym ersten Anblicke scheinen mag. Hamburg nimmt bekanntlich seine Zucker gedeckt aus Frankreich, so lange nun sein Gewerbe nicht eingeschränkt ist, wird Frankreich immer mehr rohe Zucker dahin schicken, als erfoderlich sind, und dadurch dem zunehmenden Gewerbe freien Spielraum geben. Hiedurch wird in Hamburg der Markt entstehen, und der Franzose sich nach den dasigen Preisen richten müssen, die, selbst wenn Kriegszeiten den Preis bestimmen, ihren Einfluß zeigen werden. Sobald aber die Zahl der Pfannen durch die Zahl der Zuckerbeckereien bestimmt

 wird,



wird, kann man genau angeben, wie viele Fässer rohen Zuckers jährlich eingeführt werden müssen. Diese Anzahl Fässer wird jährlich nach Hamburg kommen, und hieraus entstehen, daß der französische Kaufmann nicht mehr Zucker auf Spekulation nach Hamburg schicken kann, sondern der Zuckerbecker selbst, oder durch ein Handelshaus, sein Quantum rohen Zuckers verschreiben muß. Gehen nun eine oder mehr Zuckerbeckereien von der festgesetzten Zahl, zu Grunde, so werden so viele Fässer Zucker weniger verschrieben werden, als in denselben rafinirt wurden, und nunmehr keiner mehr an eine neue Anlage denken können, ohne ein großes Capital und Handelsverbindungen zu haben, da nicht mehr, wie zuvor, jeder fleißige Zuckerbecker nach dem Markte hingehen, und den feilgebotenen rohen Zucker, zu Preisen, die er selbst bestimmt, nach eigener Wahl kaufen kann.

In Hamburg würden, vermuthlich aus diesem Grunde, alle Zuckersiedereien über den Haufen fallen, wenn man eine gewisse Anzahl vorschreiben wollte; wir wollen aber annehmen, daß dieses aus hinzutretenden Nebenursachen nicht möglich ist, und untersuchen, was alsdann der Fall seyn würde. Da dieses in Dänemark eintrifft, wo der monopolisirte Colonienzwang die Raffinaderien mit Zucker versorgt, so kann das Beyspiel dieses Staats am sichersten zum Wegweiser dienen.

In Dänemark sind die Zuckerrafinaderien auf eine gewisse Anzahl eingeschränkt, wovon die mehresten in Kopenhagen sind. Die in dieser Stadt vorgeschriebene Menge ist indessen noch nicht vollzählig. Hieraus könnte man vielleicht Anlaß nehmen zu vermuthen, daß dem Gewerbe keine Einschränkung im Wege stünde, sondern

es

es noch Freiheit genug habe, sich zu erweitern, und daß es sich derselben nicht bediene. Richtiger ist es, umgekehrt zu schließen: das Gewerbe ist durch Einschränkungen dahin gebracht worden, daß es sich nicht mehr ohne große Beschwerden erweitern kann. Die Gründe hiezu sind folgende. 1) Die Anzahl der Rafinaderien war eine geraume Zeitlang vorgeschrieben, und ward, da man glaubte, daß sie erweitert werden könnten, vermehret. Indessen hatte das Gewerbe in der ersten Periode die Form angenommen, welche es vermuthlich lange behalten wird. Kopenhagen verbraucht, wie man weiß, vierzehntausend Fässer rohen Zuckers, für deren Herbeischaffung wird gesorgt, über das übrige, welches der Colonienzwang von St. Croix nach Kopenhagen treibt, ist bereits zur Bezahlung der Renten der Pflanzer in Holland, oder sonst disponiret. Aus diesem Gleise ist der Handel nicht leicht zu bringen, da 2) die Rafinaderien in Kopenhagen lauter große und kostbare Anlagen sind, und hieraus entstanden ist, a) daß das Zuckersieden nicht mehr als eine Arbeit des Fleißes angesehen wird, worin ein Kunstverständiger sich mit einem kleinen Vermögen oder mit Unterstützung eines ihm wohlwollenden Kaufmannshauses forthelfen kann, sondern als eine Anlage, zu der Capitalisten erfodert werden, welche prächtige Gebäude aufführen können, die jedem in die Augen fallen, und die der vernünftige Staatsmann mit Bedauern ansiehet. b) Daß, da die ersten Unternehmer der Raffinaderien, eben weil sie glaubten, mit großen Anlagen den Anfang machen zu müssen, zum Theil fallirt haben, die Anlagen zu wohlfeilern Preisen in die Hände der itzigen Besitzer gekommen sind, mit denen Unternehmer neuer Anlagen, zumahl in den Zeiten, wenn Baumaterialien sehr

kostbar fallen, nicht würden gleich arbeiten können, da sie ein größeres Capital zu verrenten haben, als jene. Ich bin überzeugt, daß das chinesische Porcellain bey weitem nicht so wohlfeil seyn würde, als itzt, und daß die Fabrikation mehr und mehr abnehmen würde, wenn man in China die bisherige Art, das Porcellain zu machen, abschaffen, und große Manufakturanlagen in europäischem Geschmack, anstatt der itzt daselbst zerstreuten Werkstellen, die wie unsre Töpferarbeit betrieben werden, einführen wollte.

Der wichtige Coloniehandel, den Dänemark führet, scheint ein Grund mehr zu seyn, das Raffiniren der Zucker auf alle mögliche Art zu ermuntern. Die Zwangsgesetze des Handels auf St. Croix könnten dadurch gemildert werden, wenn Pflanzer bewogen würden, durch Raffinaderien in Dänemark die Verbindung mit dem Mutterlande zu unterhalten. Der westindische Handel würde mehr und mehr zunehmen, und die Schiffahrt sich ansehnlich vermehren. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß es natürliche Mittel verschiedener Art giebt, den Coloniehandel nach dem Mutterlande zu ziehen, und daß diese weit würksamer sind, als Handelszwang. Solche Mittel sind freilich nicht in Autorität gegründet, sie nehmen nicht den Ton der Gesetze an, sie haben nicht den stolzen Schein der größten politisch-ökonomischen Weisheit; sie sind ganz aus dem Menschen und seinen natürlichen Neigungen genommen, sie gehen dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nach, sie zielen darauf, dem Pflanzer ein günstiges Vorurtheil für sein Vaterland beyzubringen, und ihn ein Interesse kennen zu lehren, es zu suchen, und indem sie dieses thun, setzen

sie

sie zum voraus, daß in allen Dingen, außer da, wo der Staatsmann selbst als Privatmann urtheilet, der Privatmann klüger ist und tiefere Einsichten hat, als der Staatsmann, der, wenn er würklich weise ist, immer aufmerksam lernen und nie lehren sollte. Nur Stolz und Dünkel kehren die Sachen um.

Man hat, vermuthlich um den Einschränkungen im Absatze vorzubeugen, die aus dem Monopolisiren der Zuckerraffinaderien in Kopenhagen fließen müssen, unter einer Geldstrafe befohlen, von jeder Pfanne eine gewisse Menge raffinirten Zuckers auszuführen, und um die Strenge dieses Befehls zu mildern, wiederum eine Ausfuhrsprämie zugestanden. Die Erfahrung hat bewiesen, daß diese Last nichts Gutes bewürkt hat. Sollte sie eine Auflage für die Raffinaderien seyn? In diesem Fall kommt es auf eine Berechnung an, ob ein Raffinadeur, der nicht exportiren kann, mehr verlieret, wenn er gezwungener Weise exportiret, oder wenn er geradezu die auferlegte Geldstrafe bezahlt. Daß es viele Raffinadeurs giebt, die nicht Vermögen und Handelsverbindungen genug haben, zu exportiren, die aber ihr Auskommen finden, indem sie für den täglichen, meist baaren, Absatz arbeiten, ist in die Augen fallend. Sollte der Zwang zu exportiren, den Raffinadeuren ihr Interesse kennen lehren? Das eben Gesagte ergiebt, wie falsch dieses in diesem Falle beurtheilt seyn würde, es bedarf aber auch keiner Vorschrift, das Gewerbe, wenn solches einmahl richtig in Gang gesetzt worden ist, zur Beobachtung seines Interesse zu zwingen. Die festgesetzte Prämie auf den ausgeführten Zucker ist nicht hinreichend, dem Raffinadeur ein Interesse zu geben, Zucker auszu-

 führen,

führen, da, wie ich bemerkt habe, nicht der Geldverlust die Ursache ist, die es ihm zur Nothwendigkeit macht, nicht für fremde Consumtion zu arbeiten. Was ist nun die Prämie anders, als eine additionelle Belohnung derer, die ohnehin ausführen können. Sie hat also, außer den allgemeinen Fehlern der Prämien, noch den der Partheilichkeit. Ich will nicht der juristischen Bedenklichkeit erwähnen, welche der vorgeschriebenen Ausfuhr entgegen stehet; dieses würde mich zu weit führen.

Wollte man auch zugestehen, daß die Raffinaderien in Kopenhagen vollzählig sind, und es daher gleichgültig sey, ob man daselbst die Anzahl vorgeschrieben habe oder nicht, so kann doch durch Volkesmenge, durch Gebäude, durch Mangel an Fonds, durch fehlende Neigung, oder durch andere Veranlassungen, die Einschränkung der Zuckersiedereyen auf ihre gegenwärtige Anzahl entstanden seyn, und diese Ursachen können theils in der Zukunft für Kopenhagen wegfallen, theils ganz und gar nicht für die Provinzen oder für Norwegen passen. Wie weit das Monopolisiren der Raffinaderien in Kopenhagen gegangen ist, ersiehet man aus dem lange bestandenen Zwange des Ausschiffens aller Zucker von St. Croix in der Hauptstadt; und hievon kann man in der That weiter keinen Grund angeben, als dieses Monopol. Will und kann man dieses nach Gründen der Staatswirthschaft vertheidigen, so fällt freilich meine Meinung ganz über den Haufen, und mit ihr alle meine Resultate. Diese sind:

1. Daß es dem Coloniehandel zur größten Aufmunterung dienet, die Zahl der Zuckerraffinaderien in Dänemark und Norwegen zu vermehren;

2) daß,

2) daß, wenn Kopenhagen nicht mehr Siedereien anlegen kann und darf, als itzt, man den Zwang der hier auszuladenden Zucker nicht über 14000 Fässer, oder etwas mehr, um Spielraum zu lassen, setzen müsse;

3) daß die übrigen Produkte der Insel St. Croix nach Dänemark und Norwegen verschifft werden müßten, ohne an irgend einen Hafen gebunden zu seyn.

Diese natürliche Freiheiten stehen freilich in Verbindung mit andern Vorrechten, insonderheit in Ansehung des Aussendens europäischer Transitwaaren nach Westindien, und des Einlaufens ausgehender Schiffe in fremden europäischen Häfen. Meines Erachtens würden alle diese Begünstigungen nichts schädliches würken, sondern vielmehr die sichersten Mittel an die Hand geben, nicht allein den Coloniehandel, sondern auch den amerikanischen Handel in Flor zu bringen. Ich darf dieses mit desto größerer Zuversicht schreiben, da man sich itzt immer mehr diesen Grundsätzen nähert, so wie man, um den Gegensatz kennen zu lernen, nur die seit 1764 ergangene und itzt aufgehobene Verordnungen, den Handel auf Westindien betreffend, durchlesen darf. Hier fallen die Verwirrungen in die Augen, welche das Monopol der Zuckersiedereien in Kopenhagen im Handel auf St. Thomas und St. Jan veranlasset, und die man seit einigen Jahren mit Sorgfalt und Mühe wieder in Ordnung zu bringen gesucht hat. Dieses weitläuftiger durchzugehen, erfodert ein eigenes Werk über den westindischen Handel, zu dessen Ausarbeitung ich mich schon in der Vorrede zu meiner ostindischen Handelsgeschichte Dänemarks erboten habe.

Wenn meine Leser finden sollten, daß ich mich zu lange, und doch vielleicht zu summarisch bey dem einzigen Gegenstande eines wichtigen dänischen Handelszweiges aufgehalten habe, so hoffe ich durch meine Wahrheitsliebe bey ihnen Nachsicht und in ihrer eigenen Beurtheilungskraft Ergänzung meiner summarischen Berührung der angeführten Gründe zu erhalten. Ich kann indessen diesen Absatz, worin ich die Furcht der Concurrenz im Gewerbe zu bestreiten gesucht habe, nicht verlassen, ohne eines Gewerbes zu erwähnen, welches mit den Zuckerraffinaderien in gleichem Falle ist.

Die Cattundruckereien in Dänemark waren ehemals einem Monopol unterworfen, und unter diesem erlag das Gewerbe. Die Regierung kaufte, um es zu ermuntern, das Monopol dem Eigener ab, und machte durch ein Gesetz bekannt, daß freie Privilegien zu Cattundruckereien ertheilt werden sollten. Warum Privilegien?

Nun entstand eine große Anlage und bereicherte ihren Besitzer. Sie war lange die einzige, weil man noch weiter nichts kannte, als große und kostbare Anlagen, die mit einem Fond von Tonnen Goldes arbeiten. Keiner wagte es, mit einer bereits im Flor gekommenen Anlage zu concurriren, und auf einmahl ein Werk von dem Umfange zu errichten, wozu jene nach und nach gelangt war.

Der zunehmende Handel brachte spekulativische Kaufleute auf den Gedanken, für eigene Rechnung weisse Cattune drucken zu lassen, und vielleicht würde auch auf diesen Gedanken keiner so leicht gerathen seyn, wenn nicht die Regierung durch Uebernehmung des Credits in dem

soge-

sogenannten Generalmagazine den einländischen Absatz befördert hätte. Hiedurch entstanden wahre oder eigentliche Druckereyen.

Seit der Zeit hat dieses Gewerbe sich mehr und mehr ausgebreitet, und ist jetzt dahin gekommen, daß ein Mann ohne Vermögen, der die Kunst, gute Farben zu mischen und gute Muster anzugeben oder zu verschaffen weiß, sich ernähren und bestehen kann.

Die Druckereien sind auf eben diese Art in Hamburg in Flor gekommen, wo sie ein beträchtliches Gewerbe ausmachen. Hier verschreibt der Großhändler weisse Cattune, größtentheils aus England, er selbst hat keine Anlage, aber für ihn arbeitet der Cattundrucker, für diesen wieder der Musterzeichner, der Formschneider, der Cattunschilderer, vielleicht auch der Bleicher, wenn der Drucker selbst keine Bleiche außer dem Thore hat. Die für den Großhändler gedruckte Cattune überläßt dieser an den Krämer, der sie einzeln zum Verbrauche absetzt, oder versendet sie in die Fremde.

In Kopenhagen wird die Procedur durch den hieselbst blühenden ostindischen Handel etwas verändert; der Krämer, der den Markt in der Nähe hat, kauft selbst die zu seinem Absatze nöthigen weissen Cattune, und läßt sie drucken und fertig machen. Hierin aber gleicht sich die Fabrikation an beyden Orten, daß sie nicht mehr allein in großen Anlagen bestehet, welche das ganze Gewerbe in sich fassen, sondern sich in verschiedene Handarbeiten theilet, wo der fleißige und geschickte Arbeiter neben dem Reichen arbeiten kann, und das Gewerbe also überall Fortgang findet.

Wäre nun hier, wie bey den Zuckerraffinaderien, der Zweck gewesen, durch Bestimmung einer gewissen Anzahl großer Cattunmanufakturen, dieses Gewerbe zu ermuntern, und die großen Anlagen in Flor zu halten, und hätte man in der Absicht Privilegien für nöthig erachtet, so würde man vermuthlich das Gewerbe nie in den Weg des Emporkommens gebracht haben, zu dem es itzt durch den Handel und durch freies Arbeiten gelangt ist.

2) Noch wird eine schädliche Concurrenz in den Gewerben befürchtet, welche, ihrer Kleinheit halben, nur eine Anlage in einem Staate ertragen können, und wo zwo neben einander sich gegenseitig zu Grunde richten würden. Hiegegen ist einzuwenden, 1) daß es fast kein Gewerbe giebt, welches sich nicht so eintheilen ließe, daß von der Ausübung des vereinzelten Theils des Gewerbes nur ein Mensch mit seiner Familie leben könne. Wenn, zum Beyspiel, in dem wichtigen Gewerbe der Cattundruckereien jemand sich durch Zubereitung einer besonders schönen rothen Farbe hervorthäte, und man ihm, seiner Kunst halben, ein Privilegium darüber ertheilte, so würden vermuthlich zween Künstler dieser Art nicht neben einander leben können, wenn man dagegen ein solches Privilegium abschlüge, so müßte der Künstler auf mehrere Mittel sinnen, fortzukommen, und hier folgt denn, 2) daß unbedeutende Gewerbe, welche ihrer Vereinzelung halben nicht über das Monopol hinaus arbeiten können, mit größern Anlagen, wozu sie gehören, verbunden werden müssen, um der Schädlichkeit der Monopole auszuweichen, der man bey einzeln privilegirten Anlagen nicht entgehen kann, wenn man gleich durch

Bestim-

Bestimmung der Preise und der Güte der Arbeit alle dahin gehörige Sorgfalt anzuwenden sucht. Man muß indessen hiemit nicht verwechseln, was ich vorhin von der nöthigen Aufmunterung kleiner Dienste im Manufakturwesen gesagt habe.

Ich kann nicht umhin, hier einer Bemerkung des Herrn Professor Büsch zu erwähnen, der den Zweck der Privilegien, die Concurrenz zu lenken, begünstiget, worin ich mit diesem verdienstvollen Gelehrten nicht übereinstimmen kann. Berlin, bemerkt er nach Herrn Nikolai, hatte 781 Schustermeister und 480 Gesellen, also 1261 Arbeiter, auf etwa 130,000 Einwohner. Folglich macht in Berlin beinahe der hundertste Mensch Schuhe. Dieß, sagt er, ist schon zu viel, und um die Zahl der Meister einzuschränken, ist jetzt festgesetzt, daß die Zunft jährlich nur acht Meister annimmt, welches gegen 780 eine kleine Anzahl ist.

Für das Monopol der Zünfte scheint dieses Urtheil sehr günstig, und doch ist der Herr Prof. Büsch kein Freund der Zünfte, aber wie kann es mit dem Vortheil des Staats, wie mit dem Flore des Gewerbes bestehen? Berlin wird itzt mit guten Schuhen versorgt, und hat auch Absatz in der Fremde und in umliegenden Gegenden, welches in Berechnung der Abnehmer aus der Acht gelassen ist. Taugliche Arbeiter haben gewiß mehr, als vierhundert Paar Schuhe jährlich zu verfertigen (wenn man auf jeden Menschen vier Paar rechnet) und die getroffene Vereinigung, nur acht Meister im Jahre anzunehmen, da doch vermuthlich von 780 zwanzig bis dreissig sterben, ist daher blos zum Vortheil junger Anfänger und schlechter Arbeiter. Hieraus liegt am Tage, daß gleich

gleich die erste Vereinbarung zur Aufhelfung der Zunft ein großer Misbrauch geworden ist. Dieses räumt der Herr Prof. Büsch ein, aber es ist wohl nicht zu viel, hinzuzusetzen, daß die Berliner bald mit schlechten Schuhen versorgt, und ihren Absatz in der Fremde verlieren werden. Dieses ist eine unausbleibliche Folge, sobald ein Gewerbe ein privilegirtes Ansehen erhält. Thurgots geschwind ausgeführter Entwurf bestand freilich nicht, aber nie kann das gegen Weisheit beweisen, daß Thorheit herrscht. Die Lehre: Sey nicht zu weise, heißt doch wohl nicht so viel, als: Sey ein Thor! sondern vermuthlich: Verlange nicht, daß Thoren Weisheit annehmen sollen, wenn sie nicht weise werden können; und dieses werden sie nie, wenn vermeintes Interesse der Weisheit eines Thurgots entgegen stehet.

Ich gehe weiter in den Begünstigungen, wodurch man einzelne Gewerbe zu ermuntern sucht. Diese sind:

II. Prämien.

Hiezu gehören 1) eigentliche Prämien auf a) die Hervorbringung, oder b) die Ausfuhr einer Waare, welche die Engländer bounty nennen, und 2) zurückbezahlter Zoll, Drawback, welcher eigentlich den verzollten Waaren bezahlt wird, die wieder ausgeführet werden, es sey in eben der Gestalt, oder nach einer gewissen vorhergegangenen Veredlung.

Die eigentlichen Prämien treffen die beyden Vorwürfe

1. daß sie ein Mittel sind, Ausländer zu bezahlen, eine Waare zu nehmen, welche sie sonst nicht kaufen würden. Dieses ist von Smith sehr gut aus einander gesetzt worden.

2. Daß

2. Daß sie ein Mittel sind, den Arbeitern ihre Mittelmäßigkeit, es sey blos im Fleiße, wenn die Waare auswärts abgehen oder zugleich in der Geschicklichkeit, wenn es blos auf einen monopolisirten innern Absatz ankommt, zu bezahlen, und ihnen eine Pension zu geben, nie auf Verbesserungen zu sinnen.

Hiebey muß man in Erwägung ziehen, was bereits zum Theil schon bey Beurtheilung der Aufmunterungen überhaupt näher durchgegangen ist.

1. Prämien sind nur nöthig, wenn vorhergehende Fehler in der Industrie ein Gewerbe hemmen und hindern, diese aufzusuchen und zu verbessern, indem sie Palliative darbieten.

2. Ein Land muß sehr armselig seyn, oder vielmehr so armselig ist keines, wo der circulirende einländische Fond nicht zu Gewerben angewendet werden könne, welche keinen Verlust geben, indem Prämien

a) nicht allein nur für die Gewerbe gehören, von denen vorhin bemerkt ist, daß sie einen jährlichen Zuschuß nöthig haben, weil sie nicht ohne einen jährlichen Verlust getrieben werden können, sondern auch

b) von öffentlichen Abgaben genommen werden, das heißt eine Auflage auf solche Gewerbe oder Erzeugnisse, welche ohne Prämien bestehen *) und dabey noch die Taxen tragen müssen.

Dieses

*) In allen Ländern, wo Prämien die Mittel sind, die man anwendet, Industrie zu ermuntern, wo man also Leute außerordentlich bezahlt, um erzwungene Gewerbe zu treiben, wird man einen solchen Mangel an Arbeitern zu den nothwendigsten Gewerben finden, daß, wenn

Dieses würde nur dann eine Ausnahme leiden, wenn die Prämien eines Gewerbes aus den Abgaben bezahlt würden, die eben dieses Gewerbe entrichtete. Dabey könnte der Nutzen seyn, daß man von dem einträglichern Theil eines Gewerbes eine Beysteuer nehmen könnte, um den mindern einträglichen eine Erleichterung zu schaffen. Beydes wird schwerlich statt finden. Wo Prämien bezahlt werden, nimmt der Staat selten Abgaben, wo er sie nimmt, würde es besser seyn, statt Prämien zu ertheilen, die Abgaben nachzulassen. Wenn jemand sagen wollte, man müsse einen Zoll von eingeführtem Garne nehmen, um einen Prämienfond zur Verfertigung der Leinwand zu haben, so siehet ein jeder leicht ein, daß keine Prämie würksamer seyn kann, als die Aufhebung des Zolls oder des Verbots auf eingeführtes Garn.

3. Prämien der Ausfuhr haben die Folge, daß sie den Waarenpreis im Lande monopolisiren. Smith erzählt, daß einige Kaufleute, welche einen großen Vorrath einer Waare hatten, sich vereinbarten, eine Prämie der Ausfuhr auszubieten. Sie erhielten ihren Zweck, den Preis dieser Waare zu vertheuern, und dadurch mehr zu gewinnen, als ihnen die ausgesetzte Waare kostete. Ein solches Verfahren der Privathandelnden würde wohl die Polizei in den mehresten Fällen nicht billigen, und gewiß

wenn man sie auch mit Geld aufbietet, sie doch nicht zu erhalten sind. Ist das nicht ein in die Augen fallender Contrast, und wäre es hier nicht natürlicher, dem nothwendigen Gewerbe die Hände, die es gebraucht, zu lassen, anstatt Geld auszugeben, sie zu minder nützlichen Beschäftigungen zu verleiten. Menschen und Geld werden auf diese Art übel angewendet.

gewiß da nicht, wo es auf Waaren allgemeinen Verbrauchs oder der Nothwendigkeit ankommt. Liegt aber nicht eben dies Verfahren bey allen Prämien zum Grunde?

4. Prämien der Hervorbringung können dagegen den entgegengesetzten Erfolg haben, den Markt mit Waaren zu überhäufen, und dadurch den Preis zu sehr herunter zu setzen.

Smith sondert die auf die Ausfuhr des Korns gelegte Prämien von allen andern als eine besondere Gattung ab, und beweiset sehr scharfsinnig, daß sie schädlich sind, und die Hervorbringung des Getreides nicht vermehren, weil sie blos den Zahlenpreis und nicht den innern Werth des Korns erhöhen, folglich in der That dem Landmanne nicht mehr circulirenden Fond verschaffen, in seinen Landbau sich auszubreiten. Ich gebe zu, daß Prämien auf ausgeführtes Korn besonders schädlich sind, nicht weil Korn eine Waare von ganz anderer Natur ist, als andere Dinge, sondern weil, je nothwendiger ein Erzeugniß ist, desto fühlbarer die Unordnung werden muß, der man sie unterwirft. Ich gebe ferner zu, daß Prämien blos den Zahlenpreis und nicht den innern Werth des Korns erhöhe, und daß Korn die besondere Eigenschaft vor allen andern Waaren voraus habe, daß alle Waarenpreise sich nach dem Getreidepreise richten, folglich die Erhöhung dieses nichts, als die Verringerung des Geldes gegen den Werth der Dinge überhaupt ist, wodurch dem Landmann kein Vortheil zuwächst, der freilich mehr Geld, aber nicht mehr Geldes Werth für seine Waare bekömmt. Dem ungeachtet glaube ich nicht, daß Prämien auf Ausfuhr des Korns die Hervorbringung vermehren könne.

Mein

Mein Hauptgrund ist dieser: Nicht blos der Preis, den der Landmann für seine Erzeugnisse empfängt, sondern auch die Menge, die er absetzen kann, bestimmen den Grad der Vermehrung des Landbaues. Wäre der in demselben circulirende Fond das ganze Vermögen der Landleute, so müßten diese freilich erst einen neuen Fond herbeischaffen und mehr Dienste und Geräthe bezahlen können, als zuvor, ehe sie ihr Gewerbe vermehren dürften. Hiezu würde der Zahlenpreis des Korns nicht hinreichen. Wenn aber der Landmann durch den in seinem Gewerbe umlaufenden Fond jährliche Ersparungen macht, und sich dadurch ein neues Vermögen oder Eigenthum schafft, oder wenn im Lande von dem ganzen circulirenden Fond Capitalien übrig bleiben, welche die Besitzer nicht besser zu genießen wissen, als durch Verzinsen, und der Landmann seine Rechnung findet, dergleichen Capitalien aufzunehmen und zu seinem umlaufenden Fond zu schlagen, so ist es nicht nöthig, daß der innere Werth des Korns vermehrt werde, um dem Landmanne Hülfsmittel zu schaffen, sein Gewerbe auszubreiten. Er wird zufrieden seyn, durch vermehrte Nachfrage oder Absatz, ungeachtet des erhöhten Zahlenwerths, doch im Grunde an wahren Geldes Werthe nicht mehr und nicht weniger für sein Korn zu gewinnen, als zuvor, und wenn er sich nicht in geometrischer Progression bereichern kann, durch die arithmetische reichlich für seinen Fleiß und für seine neu angelegte Capitalien belohnt seyn.

Hiezu kommt noch, daß, wenn gleich der höhere Kornpreis den Werth aller Waaren steigen macht, so daß in einigen Ländern gewisse Artikel nach Kornmaaßen geschätzt werden, wie z. B. in Schweden ein Schiffpfund Eisen auf zwo Tonnen Rocken, so steigen doch nicht im-

mer

mer die Dienste oder der Arbeitslohn in eben dem Verhältnisse, wie Smith und nach ihm Büsch dieses in theuren Zeiten angemerkt haben. Auch lehrt die Erfahrung, daß die Kostbarkeit der Hervorbringung nicht in gleichem Verhältnisse mit der Menge derselben zunimmt, sondern daß die Kosten von tausend Tonnen Korn, die ein Landmann hervorbringt, nicht nach dem berechnet werden können, was hundert Tonnen, zehnmahl genommen, kosten. Hierin liegt der Grund, warum Young sich so sehr für große Pachtungen erkläret; und was hier für einzelne Landleute gilt, kann auch von ganzen Staaten angenommen werden, so daß überall der Satz richtig ist, daß, je mehr die Menge der Erzeugnisse zunimmt, desto größer der individuelle Vortheil ist, den jedes einzelne Erzeugniß einträgt. Die Gründe, woraus dieses herzuleiten ist, sind zu mannigfaltig, um hier untersucht zu werden. Will aber jemand auch die Allgemeinheit des Satzes bestreiten, daß erhöhter Kornpreis alle Waarenpreise ohne Unterschied erhöhe; so habe ich nichts dagegen; zu meinem Zwecke ist es nicht nothwendig.

Nicht die im Jahr 1689 in England festgesetzte Prämie für ausgeführtes Korn, sondern die bereits im fünften Jahre der Regierung Elisabeths verstattete freie Ausfuhr hat, wie Hume nach Cambden bemerkt, und ich schon vorhin angeführt habe, die Folgen gehabt, den Kornbau zu ermuntern, und den Zuwachs desselben dadurch gezeigt, daß die in alten Zeiten so oft eintretende Hungersnoth aufgehört hat, und der Marktpreis des Korns gefallen ist.

Rückzoll, Drawback, ist nicht, als solcher, Mängeln unterworfen, sondern die meisten Einwendungen

treffen die vorhergehende Zollauflagen, welche vergütet werden. Doch kann man dagegen sagen, daß dadurch eine Verwirrung in den Abgaben verursacht werde, welche dem ehrlichen Manne viele beschwerliche Formalitäten auferlegt, und dem Betrüger Gelegenheit zu Unterschleif giebt, welches, vornehmlich durch Misbrauch der Eide, die Sittenverderbniß vermehrt. Verschiedene Prämien können zugleich als Rückzoll angesehen werden; so ist zum Beyspiel die Prämie, welche in Dänemark auf ausgeführtes gesalzenes Fleisch bezahlt wird, eigentlich der zurückbezahlte Salzzoll.

Daß ertheilte Privilegien heilig, wie Eigenthum zu behandeln sind, mit dem sie einerlei Natur haben, daß selbst der Ausspruch des orientalischen Despoten Justinians, daß Privilegien strictae interpretationis sind, nicht bis auf Verletzung eines erworbenen Rechts getrieben werden muß, kann wohl keiner in Zweifel ziehen, dem das wahre Wohl der Fürsten und das allgemeine Beste der Menschheit am Herzen liegt.

* * *

Hier endige ich die vier vorläufigen Untersuchungen, welche ich anstellen mußte, ehe ich einen freien Weg gehen konnte, ohne bey jedem Schritte durch herrschende Meinungen aufgehalten zu werden. Da mein Gang itzt um so viel leichter ist, und desto schneller zum Ziele führet, je mehr wichtige Gegenstände bereits abgehandelt sind, werde ich die Materien, die eigentlich abzuhandeln mein Vorsatz war, ganz kurz fassen können, und solches in der Ordnung zu thun suchen, wie sie auf einander folgen.

I. Von der Freiheit.

Qualunque ſia la forma di governo ſotto la quale vive una ſocietà di uomini, a me pare che ſia intereſſe del ſovrano di laſciare ai Cittadini la maggiore poſſibile libertà e toglier oro quella ſola porzione di naturale indepen-denza che è neceſſaria a conſervare l'attual forma di governo. A me pare che ogni porzione di ibertà che ultroneamente ſi tolga agli uomini ſia un errore in politica, eſſendo chè queſt' ultro-nea azione del legislatore ſente in faccia del po-polo il ſolo potere: l'imitazione gradamente ſi diffonde, s'indeboliſcono l'idee morali nel po-polo, e a miſura che ſi diffida della ſicurezza, ſi ricorre all' aſtuzia; laonde moltiplicati che ſieno queſti errori in politica fatalmente la nazione di-verrà timida, poi ſimulata, finalmente inerte, e popolata.

Meine Abſicht gehet hier nicht auf die metaphyſiſche Beſtimmung des von den Philoſophen bisher noch immer eſtrittenen Ausdrucks der Freiheit. Ich will nicht un-rſuchen, ob die Seele des Menſchen völlig frei ſey, und orin ihre Freiheit beſtehe, ob der Wille von gewiſſen nkungen abhänge, ob wir Urideen annehmen müſſen, nd was dergleichen Betrachtungen der Seelenlehre mehr nd; Hier iſt es genug zu meinem Zwecke, den Satz un Grunde zu legen, den, wenn ich nicht irre, der edle Mann, Leſſing, bewieſen hat, daß keine Freiheit möglich

ist, die nicht in Nothwendigkeit gegründet ist, und daß, wenn ich mich so ausdrücken darf, jede individuelle Freiheit blos in einem Antheile an der Ausübung der allgemeinen Grundgesetze der Natur bestehet, welche der Mensch die Fähigkeit erhalten hat, selbst einzusehen und zu beurtheilen. Daß auch unsere Ideen mit diesen Grundgesetzen verwickelt sind, daß so wie unsere Seelenkräfte reifen, durch den Eindruck äußerer Gegenstände gewisse Ideen entstehen müssen, daß wir also ohne Urideen anzunehmen, nothwendige Ideen annehmen können, gehört daher nicht hieher, daß aber keine Freiheit statt findet, welche nicht mit der allgemeinen Ordnung übereinstimmet, ist eine wichtige Wahrheit, die wir nicht aus der Acht lassen müssen, indem wir von der bürgerlichen Freiheit reden, das heißt von dem Verhältnisse, in dem der Mensch in Hinsicht des Gebrauchs, oder der Anwendung, seiner Kräfte und seines Vermögens mit andern Menschen stehet. Dieser Gegenstand beschäftiget mich eigentlich.

Die mißverstandene Behauptung der bürgerlichen Freiheit hat weit mehr Uebel gestiftet, als der so sehr ausgeschrieene Hang der Fürsten zur Tirannie. Man kann wohl, ohne zu weit zu gehen, behaupten, daß nie ein Herrscher der Unterdrücker der bürgerlichen Freiheit geworden ist; Wo sogenannte Tirannen entstanden, war keine bürgerliche Freiheit, da herrschte eine Anarchie, die schlimmer war, als Tirannie, da war der Tirann der Befreier von einem unerträglich gewordenen Uebel, der Wiederhersteller der Ordnung und der Stille, zwar einer todten und verderblichen Stille, aber der einzigen, der die Menschen in ihrem Verderben fähig waren. Die bürgerliche Freiheit kann kein Beherrscher hassen, sein

größter

größter Eigennutz ist, sie zu befördern, sie füllt seinen Schatz, sie giebt seinem Scepter Sicherheit und Stärke, und gehören nicht gemeine Talente dazu, ein Tiran werden zu können, so dürfen wir wohl nicht behaupten, daß selbst Tirannen so sehr ihren wahren Vortheil verkennen sollten, bürgerliche Freiheit einschränken zu wollen, wenn sie solche vor Augen haben.

Eifersucht eines Mitbürgers gegen den andern, übel verstandener Eigennutz, und daraus fließender Haß und Neid, Stolz, Unwissenheit und Trägheit, nebst andern Fehlern dieser Art, sind die Störer der bürgerlichen Freiheit, sie verstellen oder vernichten sie so sehr, daß die wohlwollendsten Regenten irre geleitet werden, geschweige denn solche, die blos Ehrsucht anfeuert, oder die in sehr eingeschränktem Grade die Kunst verstehen, Länder und Völker zu beherrschen.

Weil nun die Verwirrung sich von der untersten Classe der Staatsbürger bis zu dem höchsten Gipfel erhebt, auf der die Fürsten stehen, und weil die Handlungen der letztern gemeiniglich am meisten in die Augen fallen, gehen die Menschen, in den Vorstellungen, die sie sich von den Einschränkungen oder dem Verfall der bürgerlichen Freiheit machen, den verkehrten Weg. So bald in einem Staate das Uebel gefühlt wird, das aus diesem Verfalle entstehet, oder sobald ein einzelner Mann das Uebel siehet, wenn es auch den großen Haufen vielleicht in eine fühllose Blindheit stürzet, oder sobald, ohne Einschränkung der Gewerbe, auf eine andere Art Anarchie in einem Staate entstehet, die Bande der bürgerlichen Gesellschaft löset, und Mißvergnügen erwecket, erheben sich alle Stimmen gegen die Tirannie der Regen-

ten, und man gehet ganz die Quelle des Uebels vorüber. Daher rühret das gefährliche Geschrey um Freiheit, welches völlig dem Zwecke frei zu seyn entgegen strebt, und in eine Classe mit den Volksmeutereien gehöret, die der Freiheit halben, sengen und würgen. So sehen wir itzt in Holland, daß die in den Herzen der Belgier erkaltete Vaterlandsliebe, wodurch den Flotten im vorigen Kriege alle Thätigkeit geraubt wurde, und die eine Folge des blos auf Bereicherung abzielenden Handels ist, diesen Staat in die größte Anarchie gestürzt hat; aber statt dieses Uebel anzuerkennen, empöret sich der Pöbel, von seinen Obern angefeuert, erregt, durch sein ungegründetes Geschrey um Freiheit, eine Gegenparthey, und zwingt den Statthalter, der alle Holländer gegen die Vorstellung ihrer Fehler taub findet, sich der ersten Gelegenheit zu benutzen, die sich darbieten wird, unumschränkte Macht zu erhalten, und itzt durch souveraines Uebergewicht die Ruhe in einem unterworfenen Volke wieder herzustellen, für dessen Unabhängigkeit seine Vorfahren ihr Leben wagten.

So wie alles, was aus dem Gleise der richtig urtheilenden Vernunft tritt, die wahren Empfindungen und die richtigen Begriffe verfehlet, und blos zu einem Blendwerke dienet, welches nur Verwirrungen veranlassen kann, so ist auch alles Schwärmen um Freiheit und Vaterlandsliebe, dem innern, stillen und großen Edelmuthe der Freiheit so entgegen, daß man mit dem Abt Raynal an den Lärmenden weiter nichts, als muthwillige Sklaven kennet, welche mit ihren Ketten rasseln.

Nichts ist seltener in der Welt, als den Gang eines freien Mannes zu sehen, den jeder, wo es auch ist, selbst

an

an dem Hofe eines Denys, behaupten kann, den aber wenige von denen gehen, welche am lautesten auf Freiheit trotzen.

Man ist frei, wenn man wirklich der Mann ist, der man seyn muß, und wie würde es um alle Tugenden aussehen, könnte man nicht in jeder Lage und in jedem Staate ein gutherziger, aufrichtiger, biederer und tapferer Mann seyn wollen? Hiezu braucht es keines Gepränges, nicht einmal eines Kampfes. Der freie Mann, dem die Gefilde der Tugend, wie die Unendlichkeit, vor Augen liegen, darf sich nicht bey jedem Dornstrauch aufhalten, der ihm in seinem Wege stehet; höherer Absichten voll, kann er vorüber wandeln, und, in unbesorgter Tugend eingehüllt, seinen eigenen Weg fortsetzen. Dächten so alle Menschen, dann würden wir nicht von Sklaverei reden hören, Tirannenlaster und Tirannendruck würden uns ohnmächtige Versuche scheinen, die ewigen Pfeiler der Tugend, auf denen der Tempel der Freiheit erbauet ist, zu erschüttern. Nur weil Sklaven mindre Tugend haben, als Regenten, weil sie mit ihnen Tirannenlust, Tirannenraub theilen wollen, ist so wenig Freiheit unter den Menschen; und wenn daher ein freier Mann auftreten mußte, den Menschen wieder den göttlichen Weg zur Freiheit zu öfnen, den sie sich selbst versperret hatten, so war es nie der Tirannen halber, welche die Menschheit drückten, sondern der Sklaven willen, welche sich selbst in das Joch der Unwissenheit und der Barbarey stürzten. So lange die Menschheit nicht zu diesem Grade der Erniedrigung gediehen ist, so lange noch Aufklärung und Tugend herrschet, bedarf es weiter keiner Anstrengung als selbst gut und tugendhaft zu seyn, um frei zu leben.

Sorgen also diejenigen, die dazu mit Gaben und Talenten ausgerüstet sind, dafür, die Menschen immer mehr in ihren wahren Vorrechten und in nützlichen Kenntnissen aufzuklären, so schlagen sie den sichersten Weg ein, ihre Freiheit zu versichern.

Die Aufklärung ist der Zweck Gottes bey Schaffung unsers Geistes, und entspricht daher am sichersten unserer Bestimmung zur Freiheit und zur Tugend. Irrige Despotenbegriffe sind ihr entgegen, aber Väter des Volkes, weise Monarchen und selbst kluge Despoten haben sie ermuntert, und sich so wohl dabey befunden, als ihre Unterthanen.

Wird nun die Freiheit, welche aus der wahren innern Quelle fließet, die in uns selbst ist und in dem unabhängigen Gebrauch der Seele und der Seelenkräfte lieget, welche nicht Anderer Seelenkräfte, sondern den allgemeinen Gesetzen eines ganzen Systems, das heißt, in Beziehung auf uns, den Vorschriften der Tugend untergeordnet sind; wird diese Freiheit durch Aufklärung in allem erhalten, was die Kenntnisse der Menschen erweitert, so ist es das größte Geschäfte eines freien Mannes, so viel, als er kann, den Fortgang der Aufklärung zu befördern, die Schädlichkeit der Blindheit zu zeigen, und so, wie die Aufklärung Fortgang gewinnet, durch Verbreitung nützlicher Wahrheiten und neuer Kenntnisse die Menschen immer einsichtsvoller, vollkommener und glücklicher zu machen. Mehrere Freiheit müssen und dürfen wir nicht begehren, diese genießen wir itzt in den meisten Staaten, und eigentlich kann kein Tirann sie uns weiter rauben, als wir durch sklavisches Denken sie uns rauben lassen; denn wenn auch der öffentliche Fortgang

der Aufklärung gehemmt wird, so kann doch nichts den eigenen stillen Fortgang eines jeden freien Mannes in den Beschäftigungen des Geistes und in der Uebung der daraus fließenden Tugend hindern, und müssen wir uns hiemit begnügen, verwehrt uns sogar der Dünkel und der Stolz der Menschen unsere Ideen gemeinnützig zu machen, tragen wir auch mit Epiktet Sklavenketten, sollen wir denn die Kleinheit haben, nicht für uns frei denken und leben zu können, weil wir es nicht für die Welt dürfen?

Unglücklich wäre es für die Menschheit, wenn der edle Mann, der frei seyn will, Völkerschaften und Staatsverfassungen gebrauchte, frei zu seyn, wenn die erste Möglichkeit der Freiheit schon in ihrem Keime abhängig seyn sollte, nicht auf uns selbst beruhte, sondern auf Gesetze, die andere Sterbliche geben. Die Freiheit ist Gesetz der Natur, wer es so weit bringt, sie durch eigene Aufklärung zu behaupten, dem kann keine Staatsverfassung sie benehmen. So wahr dieses in Absicht des Weisen ist, so gewiß ist es auch in Ansehung der Staaten und Völker, daß gehemmte Aufklärung die Quelle der größten Sklaverey, und mithin auch des völligen Verfalls der Menschheit ist.

Wahr ist Glovers Ausruf:

All-bounteous Nature! thy impartial laws
To not selected race of men confine
The sense of glory, fortitude and all
The nobler passions, which inspire the mind
And render life illustrious. These thou plant'st
In ev'ry soil. But freedom, like the sun,
Must warm the gen'rous seeds. By her alone

They bloom and flourish; while oppression blasts
The tender virtues: hence a spurious growth,
False honour, savage valour taint the soul
And wild ambition.

Menschenfreundliche Philosophen können daher nie zu weit gehen, wenn sie von dem Unglücke der Unterdrückung des Geistes reden, und, um es so groß zu zeigen, als es ist, die Beleidigung der Gesetze der Gottheit und der Menschheit mit der wärmsten Beredsamkeit schildern.

Will man aber für Aufklärung reden, so muß dies nicht blos geschehen, um eine Ideenverwirrung und einen falschen Enthusiasm zu erregen, sondern der entschlossene und weise Mann muß zeigen, worin die Unterdrückung bestehet und welches Mittel zur Aufklärung verhilft. Hier wird er finden, daß die größte und fühlbarste Blindheit sich in der Hemmung des bürgerlichen Gewerbes zeigt, und daß diese aus dem Wege zu räumen, das Werk der Aufklärung ist. Zum Glück für die Menschheit ist unsere heutige Tirannie nicht mehr die Tirannie der Großen und der Mächtigen, wenigstens nicht in Europa *); sie sind in dem Besitze von allem, was das Leben angenehm macht, dessen Erlangung unsere Begierde erwecken kann, und dessen Besitz gemeiniglich die Seele erweicht, erschlafft und unthätig läßt. Wenn sie auf Thronen oder neben Thronen wachen, so ist es zur Beförderung des allgemeinen

*) Hievon ist die Tirannie der Geistlichkeit auszunehmen, in den Staaten, in denen Inquisitionsgerichte zugelassen werden. Diese ist die schlimmste von allen, weil sie so gefährlich ist, auszurotten, daß auch Könige dafür zittern.

meinen Besten der Staaten. Und wenn sie schlafen, wo ist denn der Tirann?

Alle Staaten suchen Bürgertugenden aufzumuntern, man siehet immer mehr und mehr ein, daß, je freier sich einzelne Menschen in ihren Wirkungen ausbreiten können, desto mehr der Staat an innerer Stärke, an Reichthum, an Bearbeitung seiner Produkte, an Volksmenge gewinnt.

In dieser Verfassung können Irthümer vorfallen, einzelne Thoren können gute Absichten vereiteln, Schwache können die Ausführung der besten Entwürfe verderben, Eigennützige können das allgemeine Beste ihren Begierden aufopfern, Vorurtheile können Wahrheit verdrängen.

Der Kontrast der Tugenden und der Thorheit der Laster war und bleibt ewig. Je größer die Tugenden, desto auffallender. Bey keinen Völkern ist größere Tugend von niedrigern Lastern verfolgt worden, als bey den Griechen und Römern. Wir sind weit entfernt von Sokraten, Miltiaden, Phocionen, Camillen, Scipionen, und wir reden von Unterdrückung!

Der Grund zur bürgerlichen Freiheit ist, einen Stand zu haben, in dem man die Pflichten der Menschheit ausüben kann, und ein Vaterland, dem man zugethan ist, es sey nun, daß man öffentlich im Regieren, oder im Streiten für dasselbe handele, oder, als ein stiller Bürger, Vaterlandstugenden üben wolle.

To them
The name of country with an empty ſound
Flies o'er the ear, nor warms their joyleſs hearts,
Who ſhare no country.

Wer

Wer durch stille Wirksamkeit, oder durch in die Augen fallende Thaten, an sein Vaterland Antheil nimmt, ist ein edler, freier Mann; wer dagegen sich um sein Vaterland nicht bekümmert, oder nicht die Tugend der Freiheit in der eigenen Seelengröße, oder in Bürgertugenden setzet, der ist auch in Sparta ein Sklave, wie Lacedämons Könige Cleomenes und Leotychides, welche dem Demaratus die Krone raubten, und wie Demaratus selbst, der, da Leonidas bey Thermopylä, als wirklich freier Mann, fiel, wahrer Knecht in Xerxes Lager war.

So wie alles Gefühl des Edlen und Großen, folglich alle Erhabenheit der Seele wegfällt, wenn nicht der Geist durch eigene Tugend gestärkt, und dadurch frei ist, frei handelt und denkt, so fällt auch alle öffentliche Wirkung der Freiheit weg, wenn Bürgertugenden uns nicht genau mit einem Staate verbinden. Ein Staat mag in seiner Verfassung so frei seyn, als er will, so wird er immer dem an Freiheit weichen müssen, in dem es größere Bürgertugenden giebt. Sparta gab hievon ein Beyspiel, als es bey Mantinea den Thebanern unterlag. Ueberzeugt von dieser Wahrheit, können wir als unumstößlich annehmen, daß die Summe des Beitrags zum allgemeinen Besten durch Bürgerpflichten, es sey im Privatleben, oder in öffentlichen Geschäften, die wahre Volkesfreiheit ausmacht, daß also da, wo diese Pflichten am meisten begünstigt werden, die größte Freiheit herrscht.

Erst dann, wann es so weit gehet, daß keine Bürgertugenden mehr ausgeübt werden, daß keine Aufklärung durchdringen kann, daß alles der Blindheit und dem Verfall aufgeopfert ist, haben wir Recht von Knecht-

schaft

schaft und von Freiheit in einem Tone zu reden, der das Zerreißen der Bande bewirken kann. Wenn der Druck so allgemein ist, daß, in der völligen Verblendung und Erniedrigung, keiner mehr die Stärke hat, für sich tugendhaft zu seyn, wenn die Menschheit fast ganz verlohren ist, dann kann der edle Mann mehr wollen, als für sich frei und tugendhaft seyn, und der Nachwelt das Glück zu geben suchen, das er selbst besitzen konnte. So entstanden in ihrem Zeitpunkte große Männer, der Menschheit zu Ehren. So entstanden Tell, Luther, und Männer, wie diese. Aber nur dann ist es Zeit von Thaten zu reden, wenn es Zeit ist, sie zu üben. Wie die Rauhigkeit eines Fechters, der blos einem eiteln Ruhme und dem Vergnügen des Volkes zu gefallen, wilde Stiere, oder andere Fechter besteht, von den edlen gymnastischen Uebungen unterschieden ist, welche den Zweck haben, zum Dienst des Krieges fürs Vaterland geschickt zu machen, so unterscheidet sich das bloße Freiheitsgeschrey von den Thaten der großen Männer, welche, nicht zufrieden, in eigener Größe der Tugend frei zu seyn, andere von der Unterdrückung, unter der sie erliegen, zu befreien gesucht haben.

Aber selbst in den Fällen, wo Freiheit Muth und Entschlossenheit erfordert, hervorzubrechen, und einen Staat oder die Menschheit, wie bey der Reformation, durch schnelle Thaten vom Tirannendruck, oder vom lang eingewurzelten Verderben vieler Jahrhunderte, zu befreien, ist es nie anzurathen, einen allgemeinen Enthusiasm für Freiheit zu erwecken. Wir sehen vielmehr aus der Geschichte, wie sehr es zu wünschen gewesen wäre, daß da der wenigste Enthusiasm geherrscht hätte, wo die größte Kraft erfoderlich war, die Ketten der Blindheit zu zer-

zerbrechen. England, Frankreich und Deutschland haben traurige Beyspiele der Zerrüttungen gegeben, die aus dem unbezähmten Gefühle der Freiheit flossen. Der wahre Enthusiasm ist das edelste, beste und verfeinertste Gefühl, aber wahrlich nicht geschaffen, rauhe und unverfeinerte Seelen zu erwärmen. Wir müssen daher behutsam seyn, es zu erregen, und noch behutsamer, es volksmäßig zu machen, damit nicht Freiheit Zügellosigkeit, und aus einem weisen Franklin ein Puritaner oder ein toller Münster werde. Noch in unsern Zeiten haben wir Beyspiele, wie schädlich es ist, den Enthusiasm der Freiheit anzufeuern. Genf ist dadurch zerrüttet worden, und auch in England sind Spuren solcher Unordnungen *). In den Staaten, welche wirklich frei sind, finden wir dagegen kein Schwärmen um Freiheit, aber desto mehr Bürgergefühl. Freiheit ist daselbst mehr ausübende Tugend, als Ausschweifen der Phantasie. Die Griechen hatten einander, hatten ihre Genies, hatten den großen König zu fürchten, aber redten sie von Freiheit, so war es, um zur Bürgerpflicht zu ermuntern, nicht um einen wilden Enthusiasm hervorzubringen. Die Stützen ihrer Freiheit waren keine Pindare und Homere, keine tragische Dichter oder Thyrsusschwinger. Als Demosthenes für Freiheit redte, sprach er als Staatsmann, als Abgesandter in Theben, er sagte, was Griechen thun, nicht was sie empfinden sollten. Miltiades, Cimon, Themistocles, Alcibiades unterstützten die Freiheit mit Siegen. So lange die Schweizer gegen die Tirannie eines Geislers streiten mußten, kämpften sie wie Streiter, und wer itzt die

*) Im Betragen eines Lord Gordons. In Errichtung der Volontaire in Irland.

die Schweiz mit aufmerksamen Augen betrachtet, was kann der mehr sagen, als: glückliches Land! Der Dichter kann das Glück mahlen, das der Schweizer genießt, er kann keine neue gute Empfindungen der Freiheit einflößen, der Philosoph schweigt da, wo wahre Menschheit in jedem Stande herrschet. Dichter besangen nicht den Ruf der Freiheit in Rom, so lange die Emile, die Scipionen, die Camillen, die Curius Bürger waren. Nach den Punischen Kriegen, nachdem Metellus, Syrakus und Corinth zerstört, nachdem der Verfasser der Reden gegen Catilina und der Philippinen vergebens Bürgertugenden zu ermuntern gesucht hatte, redte dieser erhabene Geist, der sich bis zum Traume des Scipio und den in den Tuskulanischen Fragen enthaltenen unläugbar gewissen Begriffen von der Gottheit erhaben und bis in den Schoos der Wahrheit dringen konnte, nicht mehr von dem Glücke der Freiheit; er gestand, Rom könne nicht mehr, als durch einen einzigen, regiert werden, und da es wirklich dahin gediehen war, was gewann da Rom durch Brutus und seine Anhänger? Cato fiel als ein edler Römer. Er fühlte, sein Jahrhundert war ihm nicht gewachsen; er urtheilte wie Cicero, daß es Zeit sey zu schweigen, aber er wartete nicht ab, wie dieser, daß ein Tirann ihm den Kopf abschneiden ließe, oder daß ein Mitbürger ihm verziehe. Er suchte die Gefilde der Freiheit, und fand sie. Brutus hingegen schwärmte um eine Freiheit, welche er Rom nicht mehr geben konnte, und raubte dem Staate die letzte große Seele, einen Cäsar, ihn niedrigen Räubern, den letzten Triumviren, blos zu stellen. Er war ein politischer Thor, und der Weise müßte die politische Größe verabscheuen, wenn sie mit einem so nichtswürdigen moralischen Charakter bestehen könnte, als Brutus besaß.

besaß *). Brutus hatte kein Gefühl der wahren Freiheit, aber seine Phantasie war erhitzt, und noch itzt ist er der Liebling erhitzter Phantasien, welche ohne Beurtheilungskraft und Bürgergefühl sich immer von den wirklich beseligenden Tugenden der Freiheit wegschwärmen; so wie jener Engländer, der statt der wahren Zeilen auf dem unausgeführten Kopfe des Brutus von Michel Angelo in Florenz, die der Cardinal Bembo setzen lassen,

Dum Bruti effigiem sculptor de marmore ducit,
In mentem sceleris venit et abstinuit,

dieses Distichon setzte:

Brutum effecisset sculptor, sed mente recursat
Tanta viri virtus; sistit et abstinuit.

In unsern Zeiten ist das meiste, was von Freiheit gesagt wird, wie das Schwärmen eines Brutus. Es kann zum Wohl der Menschheit, zum Besten der Staaten, zur Erhebung des Geistes, zur Ermannung der Tugend nicht das geringste beytragen, und wozu nützt der bloße Stolz, sich besser zu dünken, als andere, im Prahlen des Glücks der Freien?

Gehe den Weg der Bürgertugend und der Aufklärung des Geistes, und du bist frei! Du bist mehr wie frei, du zerbrichst täglich die Fesseln der Sklaverei; bisweilen außer dir, am meisten in dir selbst!

Bürger=

*) Brutus war ein Verräther des Pompejus nach dem Tage bey Pharsalen, ehe er Cäsars Mörder ward. Er lief von einer Parthei zur andern, und seine weiche Seele hatte selbst keine. Er war in Caßius Händen, als er seinen Vater mordte. Angst ließ ihm Gespenster sehen. Unwürdiger war nie ein Schüler Platos.

Bürgerliche Freiheit, habe ich gesagt, bestehet im Beytrage zum allgemeinen Besten durch Ausübung der Pflichten, welche einem jeden Menschen in seinem Stande aufliegen, dieser Stand mag nun im Privatleben oder in der Verwaltung öffentlicher Geschäfte bestehen; Volkesfreiheit ist in der Summe dieses einzelnen Beytrags zum allgemeinen Besten zu suchen. Je größer diese Summe ist, desto freier ist das Volk, und diese Summe wächst, jemehr bürgerliche Pflichten begünstiget und ausgeübt werden.

Hier ist keine Frage von der Form der Regierung, oder der Staatsverfassung, einer der leeresten Grübeleien des menschlichen Verstandes. Je unumschränkter, je despotischer die Regenten in England vor Wilhelm und Marie waren, desto mehr wuchs die Volkesfreiheit. Unter einer Elisabeth, welche den weiblichen Eigensinn in einigen Fällen bis zur wahren Tirannie trieb, verlöschte Volkesfreiheit die letzte Spur der Volkessklaverei im Gewerbe des Ackerbaues, und bahnte den Weg zur Abschaffung der Monopolien, welche sich noch nach Elisabeth erhielten. Nie war aber das Volk in England weniger frei, als da es gegen seinen Monarchen focht, und die blutige Scene vorbereitet wurde, die Cromwel aus dem Staube hob, in den Carl I. sank. Das lange Parlament gab die größten Beweise einer drückenden Tirannie, und so weit ging die Anarchie, die daraus entstand, daß nachdem Cromwel das Mittel gefunden hatte, mehr als funfzig Menschen einstimmig zum lauten Ausspruche des Königsmordes zu vermögen, das einzige Rettungsmittel der Volkesfreiheit ward, daß er, der bisher die Fahne der Unabhängigkeit geführt hatte,

 sich

sich zum Alleinherrscher aufwarf, und nicht die im Parlamente aufgestellte Zeichen der königlichen Würde, sondern die Vorrechte des Parlaments selbst, mit Füßen trat.

Je mehr das allgemeine Beste befördert wird, desto blühender ist ein Staat, je mehr jeder individuelle Mensch Kräfte und Vermögen hat, das allgemeine Beste zu befördern, desto glücklicher macht er seinen Zustand. Diese beyden Sätze sind unläugbar gewiß. Sind sie es, so ist das allgemeine Beste zugleich das Wohl des Regenten, und so können Regenten nichts eifriger wünschen, als den Wohlstand der individuellen Menschen, und diese wiederum nie glücklicher seyn, als wenn ihr Beherrscher es ist.

Unter weisen Monarchen herrschet daher die größte Volkesfreiheit. Dies beweiset die Geschichte aller Zeitalter, und am sichersten können wir es aus dem Grade der Aufklärung beurtheilen, welchen der menschliche Geist erhalten hat. Künste und Wissenschaften blühten, selbst unter Joniens heiterm Himmel, unter uneingeschränkten Regenten auf. Sie erreichten unter Perikles ihre größte Höhe, und erhielten sich besser auf derselben unter einem Alexander, als unter Oligarchen und Demagoguen, und doch sind wohl unstreitig diese Früchte des Genies blos unter dem Einflusse und der Pflege der Freiheit zu erwarten. Aber nicht sie allein, sondern auch die besten Gesetzgebungen haben ihre Vollkommenheit Alleinherrschern zu danken. Selbst da, wo Republiken entstanden, gab das Uebergewicht einzelner großer Männer ihnen ihre Form, und so lange diese sich erhielt, und nicht das Volk sich in Regierungsgeschäfte eindringen wollte, oder weiter ging, als den Genuß der bürgerlichen Frei-

heit

heit zu behaupten, blieb das Gemeine-Wesen in einer glücklichen Verfassung. Rom giebt uns hievon ein Beyspiel. Es hatte fast kein Gewerbe als Kriege, und daher setzten die Bürger, welche von den Kriegen ausruhten, ihre bürgerliche Freiheit im Antheil an Regierungsgeschäften. Wie dieses den Untergang der Republik beförderte, wie populaire Männer die ersten Anführer bürgerlicher Kriege wurden, liegt aus der Geschichte am Tage. Wem sind aber nicht die Beherrscher Griechenlands bekannt, die den Nahmen der Weisen erhielten, und die Gesetzgeber, deren Nahmen in allen Zeitaltern aufbehalten wird? Wir mögen sie nun Aesymneten nennen, oder Alleinherrscher, so ist unstreitig, daß nur, weil sie unumschränkt herrschten, das ihnen untergeordnete Reich ein Glück genoß, welches sich lange nach ihnen in seinen Folgen zeigte. Scheint es nun freilich, daß, in den ältern Zeiten, Könige mehr Anführer, als Regenten waren, so liegt dies blos darin, daß die Beherrscher in jenen Zeitaltern einen nähern Antheil an dem bürgerlichen Gewerbe nahmen, als in den neuesten Jahrhunderten, und solches, sowohl in ihren Geschäften, als in ihrem häuslichen Leben, zeigten. Hiedurch entstand eine Simplicität der Sitten, welche die Herrscher im Umgange mit andern Menschen volksmäßiger machte, als itzt, ohne ihrer gesetzgebenden Macht Einschränkungen in den Weg zu legen. Aber auch diese Macht war bey dem Nomadenleben der ersten Völker sehr einfach und leicht, und gieng selten weiter, als auf Kriegszucht und eine gewisse bürgerliche und criminelle Polizei. Und nicht viel schwerer würde sie noch itzt seyn, wenn sie selbst nicht die Urheberin der Verwirrung in der bürgerlichen Ordnung wäre, und durch Erschwerung der Gewerbe die

Geschäfte der Menschen und ihre Fähigkeiten und Triebe in mannigfaltige Widersprüche verwickelte. Die meisten Regierungen spielen daher eine erkünstelte Rolle, die der Menschheit fast gar nicht mehr angemessen ist; eben daher ist in der Verfehlung der wahren Würde, ein kaltes, unbedeutendes und lästiges Ceremoniel, an die Stelle der eigentlichen Erhabenheit und Größe getreten, und Regenten und Völker machen selten das harmonische Ganze aus, das zu einer glücklichen Staatsverfassung gehört.

Die spekulativischen Begriffe, die Montesquieu von den verschiedenen Regierungsformen giebt, und ihre Beurtheilung nach einzelnen Grundsätzen, welche einer jeden insonderheit beygelegt werden, sind, wie ich bemerkt habe, blos Früchte einer abstrakten Philosophie, die ganz wegfallen, wenn man den Sachen nachgehet, so wie sie in der menschlichen Gesellschaft vom Beobachter gefunden werden. Sie haben aber nicht allein den Fehler, blos spekulativisch zu seyn, sondern auch den noch weit grössern, uns zu ganz falschen Schlüssen zu führen, Nomenklatur für Sachen zu setzen, und gewisse äußere Formen anzuordnen, wodurch die wahren Vorrechte der Menschen, das heißt, das richtige Verhältniß zwischen Regenten und Regierenden völlig aus den Augen verloren wird.

Bestimmt nun allein bürgerliche Freiheit dieses Verhältniß, so ist, diese zu befördern, das größte Beste, so wie die größte Pflicht der Regenten, und, sie befördert zu sehen, die einzige Quelle wahren Wohls der Unterthanen. In der Regierungskunst kann und darf also nur ein Zweck, ein allgemeiner Wunsch der Gesellschaft zum Grunde liegen. Wie dieser Zweck erreicht wird,

ist gleichgültig, es sey unter dem Scepter eines Despoten und Eroberers, wenn solches möglich seyn sollte, oder fast ohne Regenten, wie in einigen Staaten der Schweiz. Wie dieser Zweck verfehlt wird, ist ebenfalls einerlei, und der Schade für die bürgerliche Gesellschaft gleich fühlbar, Monarchen mögen Günstlinge monopolisiren und einen Theil des Volkes die Beute des andern werden lassen, oder das Volk mag zügellos den Staat und die gesetzgebende Macht als einen Raub ansehen, an den ihm der größte Antheil zukommt; oder ungestümen Vorurtheilen und dadurch empörten Leidenschaften Gehör geben, wovon wir selbst in der durch bürgerliche Freiheit blühenden Schweiz erschreckliche Beyspiele in der gerichtlichen Ermordung eines Hinze, Sutters, Wasers (wenn ich anders diese Namen recht erinnere) und anderer Unschuldigen finden.

Wollen wir den einzigen richtigen Grundsatz der Regierungskunst, eben, weil er einzig ist, monarchisch nennen; wollen wir ferner annehmen, daß ein einzelner Regente diesen Grundsatz am vollkommensten zu erfüllen suchen werde, und daß, je mehrere an der Regierung Antheil nehmen, desto schwerer es wird, die Gleichheit der bürgerlichen Freiheit zu behaupten; wollen wir diesem zufolge die vollkommenste Staatsverfassung Monarchien nennen, so habe ich nichts dagegen. Verlieren wir aber dabey unsere Grundsätze nicht aus den Augen, so werden wir finden, daß keine unserer heutigen Staatsverfassungen den Namen einer Monarchie verdiene, selbst da nicht, wo weise Monarchen, Aesymneten wie Pittakus, Solon, Kleobulus, Periander, auf dem Throne sitzen, das heißt Regenten, deren einziges Augenmerk ist, nicht das Glück ihrer Unterthanen zu vereinzeln, son-

dern es jedem, auch dem Geringsten, in der Maaße genießen zu lassen, wie seine Fähigkeiten und seine Verdienste ihm es vergönnen. Eingewurzelte Fehler der ehemaligen Barbarei sind hieran Schuld, und diese kann der entschlossenste Monarch nicht aus dem Wege räumen, sondern hiezu gehört eine Aufklärung des Geistes im Volke, welche schwerlich zu erwarten ist.

Verdienen nun gleich unsere Monarchien nicht diesen Namen, dessen sie nur dann würdig werden, wenn in ihnen die völlige Freiheit des bürgerlichen Gewerbes, dieses einzige Interesse des Monarchen, begründet wird, so haben wir doch Staaten, in denen, nach unsern Begriffen, die Regierungen monarchisch handeln, und so müssen wir von Staatsmännern sagen, daß nur diejenigen diesen Namen mit Verdienst tragen, welche monarchisch denken, und das Interesse der Monarchen aufs unpartheiischste zu befördern suchen. Solche erhabene Staatsmänner weiset die Geschichte in verschiedenen Staaten auf, in denen sie werth waren, an der Seite weiser Monarchen zu stehen.

Besser wäre es, um alle Verwirrung zu vermeiden, welche aus alten Benennungen neuer Begriffe fließet, von keiner Regierungsform mehr zu reden, sondern blos die Regeln aufzusuchen, wodurch Menschen, gesellig mit einander verbunden, glücklich werden, und die Sicherheit der Thronen und das Wohl der Unterthanen gleich unerschüttert bleibt.

Der Deutlichkeit halben muß ich noch etwas bey der Erklärung des Satzes verweilen, daß der weiseste Staatsmann derjenige ist, der am meisten monarchisch denkt. Um dieses zu thun, ist nach den vorhergehenden Gründen nothwendig, allen Privateigennutz aus den Augen

zu

zu setzen, nicht einzelnen Personen, nicht einzelnen Geschlechtern, nicht einzelnen Ständen zu leben, sondern sich mit gleicher Unpartheilichkeit dem beförderten Wohlstande aller derjenigen zu widmen, welche zum Staate gehören. So wie es am Tage liegt, daß hiedurch das allgemeine Beste und das Glück jedes einzelnen Bürgers am meisten gewinnen, so ist auch leicht zu erweisen, daß nur der Staatsmann, der so denkt, das Interesse eines Alleinherrschers befördere; denn sobald einzelne Personen, oder Geschlechter, oder Stände begünstiget werden, ist der Monarch von diesen Begünstigungen abhängig, und es entstehet in dem Staate ein doppelter Grundsatz, der die Einheit der Regierung unterbricht, und zu dem nothwendig daraus fließenden Entgegen-Arbeiten eines getheilten Interesse, das heißt, zu Unterdrückungen, führet, die der wahren Macht des Regenten, regieren zu können, mehr oder weniger Einschränkungen in den Weg legen.

Hieraus folgen die allgemeinen Sätze der bürgerlichen Freiheit, dieses einzigen Grundsatzes des Wohls der Staaten, das heißt der Regenten und der Regierten:

1. Jedermann muß der Bahn seiner Kräfte und Fähigkeiten so gemäß zu leben suchen, daß er sein möglichstes Beste dadurch befördere, ohne keinem seiner Nebenmenschen zu schaden, oder welches einerlei ist, dem allgemeinen Besten keinen Eintrag thun.

2. Die bürgerliche Verfassung muß keinen verhindern, seine Fähigkeit auf vorgedachte Art anzuwenden; folglich

a) dem Gewerbe keine Erschwerungen in den Weg legen;

b) nicht einzelne Personen mit Zurücksetzung der andern, nicht einzelne Geschlechter mit Vorbeigehung der übrigen, nicht einzelne Stände mit Erniedrigung der geringer geachteten, nicht irgend ein Gewerbe auf Kosten irgend eines andern Gewerbes unterstützen und emporbringen.

Diese Grundsätze sind, so viel ich zu beurtheilen fähig bin, so unverrückbar in der Menschheit gegründet, und eben deswegen durch Moralität und Religionslehren so befestiget, daß sie nicht die geringste Ausnahme zulassen, und daß, wo diese gemacht werden, Irrungen und Misverstand herrschen müssen.

Der erste Satz, seine Fähigkeiten so auszuüben, daß man dadurch sich selbst allen möglichen Vortheil und keinem andern Menschen Schaden zuwege bringe, ist in dem natürlichen Rechte der Selbsterhaltung und in dem ersten Grundgesetze der Moral gegründet: Behandle jedermann, wie man dich behandeln soll!

Durch diesen Lehrsatz kann man am genausten bestimmen, wie ein Gewerbe, oder ein Gewinn, den jemand sich zuwege zu bringen sucht, einem andern zum Schaden gereichen kann. Dieses ist auf zweierlei Art möglich. Entweder das Gewerbe selbst ist schädlich, oder der bloße Gebrauch ist es, den man von einem erlaubten Gewerbe macht. Wenn ein Gewerbe an und für sich selbst nicht ausgeübt werden kann, ohne einem andern zu schaden, so sollte freilich das Gewerbe als unerlaubt angesehen werden. In der itzigen bürgerlichen Verfassung ist dieses nicht immer möglich. So werden z. B. in einigen großen Städten öffentliche Frauenspersonen zum Verführen und zum unsittlichen Gelderwerb bevoll-

mäch-

mächtiget. Man kann auch alle Arten Spiele um Geld hieher rechnen. Die Gesetzgebung duldet sie, versagt aber den Spielern den Beistand der Gesetze in Eintreibung des Gewinns. Eben dieses beobachten die englischen Parlamentsakten bey den sogenannten Stokjobbers, welche auch eine Art von Spielern sind. Einige Reisende erzählen, daß in Sicilien gewisse Banditti Schutz genießen, um gegen andere Banditti ein sicheres Geleit geben zu können.

Gegen diejenigen, die in einem erlaubten Gewerbe sich unzuläßiger Mittel bedienen, ihre Mitbürger zu vervortheilen, sind die Gesetze, ohne Ausnahme, ernsthafter, und behandeln sie wie Betrüger. Die Erfahrung lehrt indessen, daß die öffentliche Sicherheit und Treue wenig durch Strafgesetze befördert wird, daß vielmehr verschiedene Einrichtungen schlechte Waaren auf Kosten der Käufer monopolisiren, und daß Freiheit im Gewerbe die beste Triebfeder ist, gute und ehrliche Arbeiter zu erziehen, und schlechte anzutreiben, sich zu verbessern.

Die gesetzgebende Macht kann ihre Aufmerksamkeit in Vorbeugung dieses zwiefachen Schadens zeigen, der sich im Gewerbe, auf eine unzuläßige Art, hervorthun kann. Alles was in der Bestimmung des Gewerbes selbst weiter gehet, erfodert viele Behutsamkeit. Eine hieher gehörige Beobachtung ist besonders wichtig.

Die Fähigkeiten zu bestimmen, durch welche ein Mensch sein Fortkommen in der Welt suchen darf, ist nicht das Werk der Gesetzgebung oder der bürgerlichen Ordnung. Wir wissen nicht, woher unsere Fähigkeiten entstehen, und nach welchem Maaße sie gemessen werden. Im Staube gebohrne haben sich zu Thronen empor geschwungen, und in der größten Dunkelheit der Zei-

ten ist durch die Geringsten im Volke das helleste Licht aufgegangen. Wir können also hier nichts ausmessen und nichts bestimmen. Wir müssen mit einer Art von schweigender Ehrfurcht für das große Geheimniß der menschlichen Seele zurücktreten, und bey einer jeden, wie bey unbekannten Erscheinungen, erwarten, wie sie sich entwickeln werde. Wie dieses aber auch geschehe, es sey mehr durch Geistes-, oder mehr durch Leibeskräfte, so ist das erste aller Gesetze, daß ein jeder geschaffen ist, für sich, und das zweyte, daß keiner geschaffen ist, gegen den andern zu arbeiten.

Alles was Genie, Verstand, Talente, Wissenschaften, Künste, Leidenschaften, Neigungen, Eigennutz, Begierden an die Hand geben, ist in diesen kurzen Vorschriften einbegriffen, und nach denselben kann ihr richtiger und unrichtiger Gebrauch beurtheilet werden. Der Held unterscheidet sich dadurch vom Intriganten, der Weise vom Schwätzer, der Künstler vom Charlatan, der ehrliche arbeitsame Bürger vom Betrüger oder Verfälscher.

Rom bestimmte die Gränzen der Fähigkeiten seiner Bürger in dem fast einzigen Gewerbe, welches ihnen übrig blieb, wenn sie nicht im Felde waren, in der Verwaltung öffentlicher Geschäfte, indem diese den Patriziern vorbehalten wurde. So wie vorhin bemerkt worden ist, daß das Bestehen des Volks auf einen Antheil an Regierungsgeschäften den Umsturz der Republik veranlaßte, so veranlaßte nach Vertreibung der Könige die Unterdrückung aller Fähigkeit des Volkes in Friedensgeschäften, dessen empörendes Bestehen auf die Vorrechte der Patrizier. Hätte man dem Volke den Weg nicht gesperrt, auf dem nachmahls Cicero hervortrat, so wären

ren nie Tribunen des Volks entstanden, und unter diesen keine Gracchen, und so würde der Ehrgeiz der Patrizier nie in die Herrschsucht ausgeartet seyn, die zuletzt eine solche Anarchie veranlaßte, daß blos die Alleinherrschaft eines Einzigen dem Unwesen der Zerrüttung steuren konnte.

Ist es nun gleich unzuläßig, die Anwendung der Fähigkeiten eines Menschen, welche, nach den einem jeden beygelegten Geistes- oder Leibeskräften, Fleiß und Cultur ausbilden, gewissen Vorschriften zu unterwerfen, so ist doch eine Beurtheilung des Gebrauchs nothwendig, den ein Mensch von seinen Fähigkeiten macht und machen kann. In dieser Beurtheilung können Irthümer vorgehen, der Unwissende kann für einsichtsvoll, und der eigennützige Bürger für wohlwollend gehalten werden. Aber der Irthum in der Wahl geschickter Männer ist weit geringer, als das Uebel, welches aus der Einschränkung menschlicher Fähigkeiten auf vorgeschriebene Gegenstände fließet, und ist gerade mit diesen Einschränkungen am meisten verbunden. Auch kann ein solcher Irthum nicht von langer Dauer seyn, wenn Talente und Fähigkeiten Freiheit haben, hervorzubrechen und überall ermuntert werden, ohne an gewisse Stände gebunden zu seyn. In der allgemeinen Wetteiferung wird in allen vorkommenden Fällen der größere Grad der Einsichten bald den mindern ihre Schwächen zeigen.

Das Beyspiel der Chineser, unter denen alles Gewerbe erblich ist, oder der Indianer, die nie aus ihren Kasten herausgehen können, und die den nichtswürdigsten Braminen, seiner Nichtswürdigkeit ungeachtet, für den ersten unter ihnen halten, ist so oft angeführet worden, daß es jeden einfällt, wenn vom Einschränken der mensch-

menschlichen Fähigkeiten auf gewisse Classen und Stände die Rede ist. Alle Vorurtheile, welche diesen ähnlich sind, verursachen, daß überall der Geist in einem gewissen Grade der Mittelmäßigkeit bleibt, den er nicht überschreitet. Je mehr also diese Vorurtheile bey Seite gesetzt werden, desto mehr wird man in jedem Gewerbe Geschicklichkeit und Vollkommenheit erhalten.

Je freier die Bahn des Verstandes ist, desto grösser zeigt er sich. Auch da, wo gewisse Vorurtheile heilig gehalten werden müssen, haben doch von jeher weise Monarchen nicht darauf Rücksicht genommen, sondern Talente und große Fähigkeiten ermuntert und befördert, wo sie sie fanden. So entstanden in allen Zeitaltern Helden, Staatsmänner und Gelehrten aus allen Ständen und Classen. Eben so weise ging das römische Volk in der Beurtheilung seiner Anführer nicht einem Volkes-Eigensinne nach, sondern suchte ebenfalls die grossen Männer da auf, wo in dem freien Hervordringen der Fähigkeiten, sich die größten zeigten, und bewies dadurch, daß man nicht leicht in der Beurtheilung des Werths eines Mannes fehl nimmt, wenn es einem jeden frei stehet, die Bahn zu betreten, zu der man sich fähig fühlt.

Man wird mir erlauben, hier eines Irrthums zu erwähnen, der mit dem Ebengesagten in Verbindung steht. Einige Männer haben behauptet, und viele haben ihnen nachgebetet, daß der Adel der mittlere Stand zwischen dem Regenten und dem Volke sey. Diesen Satz könnte man durch Anwendung der hier voraus geschickten Grundsätze sehr leicht theoretisch widerlegen, aber dieses würde mich zu weit in die Untersuchung des Ursprungs der ehemahligen Bestimmung und der itzigen Beschaffenheit des

Adels

Adels führen. Hier ist es genug, zu bemerken, daß dieser Behauptung auf allen Blättern der Geschichte widersprochen wird. Thatsachen beweisen unwidersprechlich, daß der Adel immer die Scheidewand zwischen den Regenten und das Volk gewesen ist, welche in Dänemark das Volk, von einem Nansen Svaning, Schak, Sehnstedt, Lente, Gabel und andern monarchischen Männern geleitet, mit starker Hand eingerissen hat, und die keiner, der sein Vaterland liebt, wieder aufzubauen suchen wird. Als noch Adel war, itzt ist nur der Name übrig, wurden auf der einen Seite Königen Handfesten vorgeschrieben, Schlösser und Kastelle gebauet, ihrer Macht gleiche Macht entgegen zu setzen, Unterthanen wurden, wie in Deutschland, zu unabhängigen Erbfürsten und Landbesitzern erhoben; auf der andern Seite ward das Volk der größten Sclaverei unterworfen, Regenten und Unterthanen wurden mit gleichem Drucke bedrohet, und jene entgingen ihm nur, wenn sie mit Waffen in der Hand zu siegen wußten. Wo war hier eine Annäherung des Fürsten zum Volke, und wer kann diese mehr wünschen, als bürgerliche Freiheit sie geben kann?

Es ist gar nicht meine Absicht und auch nicht hier der Ort, die Vorzüge des heutigen sogenannten Adels zu bestreiten. Ob solche Vorzüge scheinbar oder gültig sind, ist nicht der Mühe werth zu bestimmen. Man kann einem jeden seinen Dünkel deshalb lassen, sobald nur diese Vorzüge keinen Einfluß auf die bürgerliche Freiheit haben, welches heutiges Tages, wenigstens in Dänemark, nicht mehr statt findet, und wo es daher unnöthig ist, weiter davon zu reden.

Stände müssen Stände bleiben, das erfodert bürgerliche Ordnung. Jedem muß der Zugang zu dem Stande

offen

offen seyn, den er mit Ehren und Verdiensten bekleiden kann, das heischet bürgerliche Freiheit. Der Landmann muß sich nicht seinen Vorgesetzten entziehen wollen, er muß suchen, als Landmann glücklich und wohlhabend zu werden, und keinen andern Stand wünschen, als den er gewählt hat, weil Neigung und Geburt bey ihm einstimmten. Ein Tordenskiold muß aber auch nicht gezwungen seyn ein Schneider, oder ein Colbert ein Kaufmannsdiener, und ein Griffenfeld ein Bibliothekar zu bleiben.

Der zweyte Satz, daß in der bürgerlichen Verfassung jedermann seine Fähigkeiten so anwenden muß, daß sein möglichstes Beste keines andern Menschen Schaden werde, ist zum Theil schon in dem vorigen enthalten, in so ferne nämlich aus dem eben durchgegangenen allgemeinen Satz fließet, daß den Menschen nichts im Wege stehen muß, die Bahn zu betreten, in der sie die ihnen angebohrnen Fähigkeiten zu ihrem Vortheile anwenden und ausüben können. Hieran würden sie aber verhindert werden, wenn jemand in der Betreibung seines Gewerbes seinen Vortheil aus dem Nachtheil eines andern ziehen könnte. Alsdann würde er entweder seinen Mitbürger verhindern, sich der natürlichen Freiheit zu bedienen, das Gewerbe zu wählen, welches ihm das nützlichste dünkt, oder, wenn er ihm auch diese Wahl nicht benimmt, würde er ihm doch in der Treibung seines Gewerbes Hindernisse in den Weg legen können. Diesem vorzubeugen ist dahin zu sehen:

1. daß Gewerbe nicht monopolisirt werden. Dieses geschiehet
   a) durch Einschränkungen, denen die Gewerbefreiheit unterworfen wird;

b) durch

b) durch Begünstigungen, die einige Gewerbe oder Gewerbetreibende andern vorziehen.

2) Daß keine Ränke, Betrügereien, Verfälschungen, Unterdrückungen und dergleichen unzuläßige Mittel fortzukommen, den Schwachen drücken, den Unwissenden bethören, den Treuherzigen berauben, dem Anfänger das Aufkommen erschweren.

Da hievon bereits gehandelt worden ist, würde es eine unnöthige Wiederholung seyn, hier unter einer Rubrik zu versammeln, was zerstreuet vorgekommen ist. Das endliche Resultat in Absicht auf bürgerliche Freiheit ist folgendes:

Die freie Ausübung eines Gewerbes thut nie der freien Ausübung eines andern Gewerbes, oder eben des Gewerbes von andern Menschen den geringsten Schaden. Wo über einen solchen Schaden geklagt wird, da sind entweder monopolische Vorrechte vorausgegangen, oder monopolisirende Absichten zum Grunde gelegt. Jene müssen so viel als möglich aus dem Wege geräumt werden, auf diese ist nicht im geringsten zu achten.

Wo bürgerliche Freiheit herrschet, da bedarf kein Gewerbe Begünstigungen, da kann keine Begünstigung ertheilt werden, ohne dem Gewerbe zu schaden. Erleichterung in dem Praktischen des Gewerbes, wahre, innere Verbesserungen desselben sind möglich, aber keine Begünstigungen finden statt.

Der Bürger sollte nicht sagen, der Bauer ernährt sich mit seiner Hände Arbeit auf meine Kosten, der Gutsbesitzer sollte nicht denken, der Bauer muß blos für meinen Wohlstand sorgen, der Nachbar nicht, ich kann nicht leben, wenn mein Nachbar mit lebt. Wo solche Sätze gelten,

gelten, da ist kein Gewerbe. Wo dieses blühet, da sagt der Bürger, je fleißiger der Landmann ist, desto mehr habe ich Handel und Nahrung, und der Gutsbesitzer, je wohlhabender der Bauer ist, desto mehr ist mein Gut mir und dem Staate werth, der Gewerbetreibende, je mehr das Gewerbe zunimmt, desto mehr wächst die Nachfrage, desto größer ist meine Nahrung. Hier brauchen Gutsbesitzer, Bürger und Bauer ihren Fleiß, so weit sie können, hier ist nicht der Fortgang des einen, Rückgang des andern, hier arbeitet vielmehr eine Hand in die andere, eine Fähigkeit zeugt die andere, die Nothwendigkeit, sich fortzuhelfen, vereiniget sich mit den in den Menschen liegenden Anlagen, und erweckt diese, überall Geschicklichkeit, Thätigkeit und Munterkeit im Fleiße zu verbreiten.

So entstehet Freiheit, die jedermann glücklich macht. So wird jeder gute Bürger durch Fleiß und Thätigkeit wohlhabend und in dem Besitze seines erworbenen Vermögens gesichert, so werden alle Stände mit geschickten Händen und Köpfen besetzt, so werden Staaten mächtig und angesehen, und so genießen Regenten der größten Vorzüge und des erhabensten Ruhms, den Sterbliche erwerben können.

E cosa degna da osservarsi che ogni passo superfluo che dal legislatore si faccia in limitazione delle azioni degli uomini è una reale diminuzione di attivita nel corpo politico tendente direttamente a scemare l'annua riproduzione.

II. Von der Volksmenge.

Un filo d'erba la più commune, mietuto sul prato è un pezzo di materia inerte finchè esta isolato, ovvero raccolto in piccole masse; ma se si ammucchi un voluminoso acervo di quest'erbe recise vedrassi nascere la fermentazione, schiudersi un calore, propagarsi un moto in tutta la massa la quale giungerà ad accendersi, ed avvampare illuminando l'orizzonte. Ogni grappolo di vite qual ora sia da se, o con poschi altri simili, si scioglie in una materia fecciosa, ma compressi in gran copia in un recipiente, l'urto vicendevole delle infinite volatili particelle, agita la massa tutta, e in lei ovunque propaga l'effervescenza, e ne stilla un liquore che spande nell'atmossera fragranti atomi riscuotenti e nelle vene di chi ne gusta, vita, e gioventu. Tale é la pittura dell uman genere, l'uomo isolato, e timido, selvaggio e inetto; diradato ch'ei sia o unito a pochi, poco o nulla à fare; ma una unione di moltissimi uomini ammucchiati, condensati e ristretti in piccolo spazio si anima, e fermenta, e perseziona, e spande tutto all'intorno l'attivita, la riproduzione, e la vita.

Gewerbe und Volksmenge stehen mit einander in der genauesten gegenseitigen Verbindung. Sie müssen, wenn in einem Staate die größte Vollkommenheit bürgerlicher Ordnung herrschen soll, sich das Gleichgewicht halten,

so viel weniger nöthig, weiter ins Einzelne hineinzugehen, da die nähere Beurtheilung eines classificirten Gewerbes, in Rücksicht auf die dazu erfoderliche Anzahl Menschen, lokalen Beobachtungen überlassen werden muß, und das Meiste hievon bereits in dem Vorhergehenden enthalten ist, dem ich nur blos einige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen habe.

Daß kein Oekonomiste berechnen könne, wie weit in einem Staate die Volkes- und die Gewerbevermehrung möglich sey, bedarf keines Beweises. China ist das einzige mir bekannte Reich, von dem man behauptet, daß Gewerbe und Menschenmenge daselbst aufs äußerste gestiegen sind. Mir scheint diese Behauptung die flüchtige Beobachtung der Reisenden, die blos die Seeufer und Einläufe der Ströme gesehen haben. Wenigstens kann ich mich nicht in den Widerspruch eines Montesquieu finden, daß daselbst das Ertränken der Kinder ein nothwendiges Gewerbe, und doch die Einschränkung des Lux eine weise Verordnung seyn solle. Wo Menschen in der Kindheit ertränkt werden, damit sie nicht im reifen Alter verhungern, kann, so scheint es, nicht Aufwand genug seyn, da wenn solcher zu weit gehet, Entvölkerung die schlimmste Folge, und diese doch immer dem Kindermorde vorzuziehen ist.

Wir dürfen nicht nach China gehen, um zur Berichtigung unserer Sätze zu kommen, und können alles, was von diesem Staate erzählt wird, in seinem Werthe oder Unwerthe beruhen lassen. Wir haben in Europa das Beyspiel kleiner Staaten gehabt, in denen das Gewerbe weit die Grenzen des Gebiets überstiegen hat, und deren Reichthum und Macht in gleichem Verhältniß mit dem Gewer-

Gewerbe und der Volksmenge gewachsen sind. Was Venedig ehemals war, wie weit die Herrschaft der Hanseestädte sich erstreckte, ist aus der Geschichte bekannt. Wie weit der Fleiß und die Bemühungen der Menschen s treiben, da wo eröfnete Nahrungswege mit der Menschenmenge zusammen treten, Leben und Wirksamkeit zu verbreiten, ergiebt das Beyspiel fleißiger Staaten. Wie adurch immer neue Quellen der Arbeitsamkeit, oder der Gewerbe, entstehen, wie, auch ohne die Geldmasse zu vermehren, durch schnelleren Umlauf die Wirksamkeit des Geldes dadurch vervielfältiget wird, wie folglich immer mehrere Menschen neben einander leben und erwerben önnen, ist leicht einzusehen. Wir dürfen also sicher den llgemeinen Schluß daraus ziehen, daß in der Handels-Gemeinschaft, in der die Staaten Europas unter einander nd mit den übrigen Welttheilen stehen, kein Staat in einer Bevölkerung, überhaupt genommen, zu sehr zunehmen kann, indem es nie so weit gehen wird, daß es n Raum zum Anbau fehlen sollte. Wir werden lange u arbeiten haben, ehe wir in irgend einem Staate so iele Menschen finden, als daselbst Platz haben können, emächlich zu wohnen und Gewerbe zu treiben. Die Gegenden um London sind unbebauete Heiden, und ehe iese genußt werden, eröfnen Schiffahrt, auswärtige Faktorien und Colonien, selbst durch Verbreitung des Gewerbes, der Volksvermehrung einen solchen Abgang, aß wohl nie an eine Unterbalance der Menschen gegen en Quadratinhalt des Landes zu denken ist.

Wir haben also in Rücksicht auf die Volksmenge ey der Ausübung der Gewerbe weiter keine Fürsorge öthig, als daß nicht zu einem Gewerbe, auf Kosten anerer Gewerbe, Menschen herbeygezogen werden. Der

 Absatz

Absatz bestimmt die nothwendige Erweiterung eines Gewerbes, und die Concurrenz der Gewerbe die zu der Ausübung eines jeden nöthige Menschenzahl.

Je vielfacher die Gewerbe sind, desto gleicher wird die Zahl der dazu bestimmten Menschen, und desto mehr bemühet man sich in jedem Gewerbe, Menschen zu ersparen; je überwiegender der Absatz eines Gewerbes ist, desto größer ist das Verhältniß der dazu gebrauchten Arbeiter in Rücksicht auf andere Gewerbe. Es ist immer nützlich, die Zahl der Gewerbe zu vervielfältigen, es ist noch nützlicher, wenn die vervielfältigten Gewerbe immer an Absatz zunehmen, und wenn dadurch die Bevölkerung vermehrt wird. Es ist aber auch nicht schädlich, wenn ein überwiegendes Gewerbe im Verhältnisse mit andern Gewerben eine größere Anzahl Menschen beschäftiget. Es giebt Gegenden, welche nur ein Gewerbe treiben, und die doch weder an Wohlstand, noch an Menschen arm sind. Würden sich hier, durch den natürlichen Lauf der Dinge, die Gewerbe vervielfältigen, und die zunehmende Gewerbe die Menschenmenge vermehren, so würde der Wohlstand und die Stärke dieser Gegend freilich einen neuen Zuwachs erhalten. Wollte man aber in der Absicht, die Geschäftigkeit zu erweitern, oder Geldersparungen zu machen, die vielen auf ein Gewerbe abzielende Menschen auf verschiedene Zweige der Industrie ableiten, so würde man ein sehr gefährliches und ungewisses Unternehmen wagen. Es ist daher niemals anzurathen, in den Gegenden, wo, nach den gewöhnlichen Berechnungen fleißiger Staaten, Gewerbe und Volksmenge in blühender Verfassung sind, die geringste Neuerung durch Erkünstelung mehrerer Gewerbe, oder auch durch Lenkung und Bestimmung des herrschenden Fleißes, einzuführen.

Dem

Demungeachtet habe ich gesagt, daß ein Staatsmann nicht allein die Volksmenge selbst beurtheilen müsse, sondern auch die ökonomische Vertheilung derselben. Dieses ist sehr wahr, aber nicht durch die Natur des Gewerbes, wo solches blühet, sondern durch vorhergehende Fehler in der Staatswirthschaftlichen Verfassung eines Landes. Sobald man dieses bemerkt, kann man leicht alle bisher angeführte Sätze mit einander vergleichen.

Die Staatswirthschaftliche Fehler sind mancherley, und meistentheils an ihren Orten erörtert worden, ohne also solche einzeln zu wiederhohlen, will ich sie hier blos allgemein classificiren.

1. Unwissenheit und Barbarey halten Reiche und Länder in Blindheit und Trägheit. Hier erliegt bey der größten Volksmenge alles Gewerbe. Man kann nicht eigentlich sagen, daß die Menschen nicht gehörig zu den Gewerben vertheilt sind; sie sind vielmehr zu gar keinem Fleiße aufgelegt und bestimmt. Wie mancherley die über den Erdboden ausgebreitete Barbarey ist, wie sie in verschiedenen Ländern noch in der größten Rauhigkeit unausgebildeter Sitten, wie unter den Samojeden und Kamtschadalen, herrschet, oder wie sie in andern Ländern mit der glänzenden Verfeinerung der Sitten im Contrast stehet, würde ein ganzes Werk zum Ausmahlen erfodern und vermuthlich von dem äußersten Osten bis zum äußersten Westen das Bild der Menschheit mehr bedauernswürdig, als lachend aufstellen. Aber umsonst ist es, desfalls etwas zu sagen, wenn nicht weise Gesetzgeber, wie die Russische Catharina, den Charakter ganzer Völkerschaften ausbilden, und sie durch Aufklärung aus der Dunkelheit ihrer Ungeformtheit ziehen, und Barbaren

zu fleißigen Bürgern umschaffen. Noch vergebener würde es seyn, den Nationen, welche sich nicht zu den Barbaren rechnen, zu zeigen, worin sie oft an Unwissenheit Barbaren übertreffen. Es gehört eine mühsame Ausarbeitung der Fehler dazu, dem Charakter verfeinerter Völker in einzelnen Barbareien eine richtige Wendung zu geben. Wenn das Gemüth des Menschen einmahl zu einem gewissen Zwecke gestimmt ist, da ist es außerordentlich schwer, es zu einer richtigern Gedankenstimmung zurückzuführen. Die wichtigsten Gründe vermögen nichts, die nahe Darstellung der schädlichen Folgen macht keinen Eindruck, der Lohn der Tugend wird nicht gefühlt, die Strafe des Lasters wird nicht gefürchtet. Die Menschen opfern alles der leidenschaftlichen Gedankenverwirrung schneller Augenblicke auf. Unter diesen hat der heilige Durst nach Gold sie von jeher am meisten verblendet. Man hat ihn heilig genennet, weil er fast unverbrüchlich scheint, und doch ist nichts heiliger als der Ausspruch, daß Menschen vergänglichen Reichthümern ewige Schätze aufopfern. Wir sehen nur zu oft, wie weit die Verblendung gehet. So leben in Batavia die meisten Einwohner, als ob sie durch erpreßte Reichthümer sich einen ewigen Genuß versprechen könnten, und doch ist der Tod daselbst der tägliche Gegenstand, und dieses, welches sie zu ernstlichern Betrachtungen erwecken sollte, wird bey ihnen die Ursache der größten Fühllosigkeit, die sie, wie die meisten Europäer in Ostindien weit unter die rohesten Barbaren oder Wilden setzet, indem sie die blühendsten Länder in Einöden verwandeln.

2. Unrichtig befolgte Grundsätze geben Anlaß, daß die Volksmenge nicht so vertheilt werden kann, als die

Volks-

Oekonomie des Gewerbes es erfodert, und diese Vertheilung geschehen würde, wenn das Gewerbe einen freiern Gang hätte. Es ist kein Staat in der Welt so aufgeklärt, vom größten bis zum kleinsten, in dem nicht in der Staatswirthschaft auffallende Fehler begangen würden. Von England, dem ersten unter den Gewerbetreibenden Staaten, bis zur kleinsten Schweizerrepublik, in der kein Einwohner ein Pferd hält, weil er, wie Coxe bemerkt, seinen Staat zu Fuße umwandern kann, ist ohne Bedenken anzunehmen, daß Fehler in der Staatswirthschaft vorfallen. England hat sehr wichtige, es hat seine Zünfte, seine übel eingerichtete Handelskompagnien, seine ungleich vertheilte Abgaben, seine Landverderbliche Zehnten, seine Armenauflagen, seine Prämien und Monopolien. Die kleinste Reichsstadt in Deutschland hat ihre alten Vorrechte, ihre Religionsunduldung, ihr zunftmäßiges im Handel und Gewerbe. Ich darf also behaupten, daß überall das Auge des Staatsmanns auf eine ökonomisch-richtige Vertheilung der Menschen zum Gewerbe zu wenden ist.

Hier ist insonderheit eine Beobachtung wichtig.

Im Landbau hat das Gewerbe, wie ich gleich anfangs bemerkt habe, seine natürlichen Grenzen in den Erzeugnissen. Wenn ein Land so viel natürliche Produkte hervorbringt, als es erzeugen kann, finden nicht mehrere Menschen Stof zu Beschäftigungen bey diesen Erzeugnissen, folglich kann hier die Classe der Gewerbetreibenden nicht vermehrt werden. Von allen Veredlungen, das heißt, von allen andern Gewerben, außer dem Landbau, ist bemerkt worden, daß keine Grenze der vermehrten Menschenmenge in dem Gewerbe selbst zu suchen sey.

So wie dieses immer weiter gehen kann, je mehr der Absatz zunimmt, indem die Materialien aus der Fremde herbeygeschaft werden, und kein Grund ist zu vermuthen, daß daran Mangel seyn werde; so kann auch die dazu gebrauchte Volksmenge sich immer vergrößern.

Der Absatz gehet freilich nicht ins Unendliche, man kann aber, gleich den Krümmen in der Mathematik, die, ohne zusammenzustoßen, immer convergiren, seine Endlichkeit nicht angeben, und also ihn wie unendlich ansehen. Im Landbau können wir dagegen die Endlichkeit des Gewerbes arithmetisch bestimmen. Nun hat freilich kein Staat noch die Grenzen dieses Gewerbes erreicht, und der Ackerbau, selbst da, wo er am vollkommensten betrieben wird, läßt noch Land übrig, welches Menschen beschäftigen könnte, und hat Gegenden, wo er mangelhaft betrieben wird. Folglich können daselbst die Menschenzahl und die Summe der Erzeugnisse noch vergrößert werden. Wir können aber diese Berechnung, in der im Ganzen noch kein Staat zum endlichen Resultate gelangt ist, mit der genauesten Richtigkeit für jeden einzelnen Acker, für jedes Dorf, für jedes Gut, für jedes Kirchspiel anstellen, und hier finden wir, daß, was bey ganzen Reichen noch nicht statt hat, an einigen Orten eine sehr richtige, an andern Orten eine sehr falsche, oder vielmehr gar keine Berechnung zum Grunde liegt. Ich will mich noch etwas deutlicher erklären.

England hat Gegenden, wie z. B. in der Insel Thanet in Norfolk, von denen man annehmen kann, daß daselbst der Acker, der Gartenbau, der Wiesenwuchs, die Viehzucht, die Baumanpflanzung, alles hervorbringen, was die Erde, von fleißigen Händen bebauet, geben

ben kann. In diesen Gegenden sind die Geräthe so vollkommen, die Viehbesetzung ist dem Landbau so angemessen, und die Arbeit unter den Menschen so gut vertheilet, daß man in der größten Schärfe weiß, wie groß der Ertrag einer Pachtung ist, welcher Verlag dazu gehört (oder wie viel das feste Inventarium kostet, und wie hoch sich die jährliche Ausgabe beläuft,) und wie viele Menschen zur Bearbeitung erfodert werden. Wo solche Berechnungen, deren Young sehr viele macht, angestellet sind, da weiß man zu ewigen Tagen, in welchem Verhältnisse die Volksmenge und das Gewerbe mit einander stehen.

In allen Gegenden, wo der Ackerbau nicht zu der Vollkommenheit gediehen ist, deren Clima und Boden ihn fähig machen, folgt man keiner richtigen Berechnung; da trägt entweder der Acker nicht, was er tragen kann, oder es werden weniger, oder mehr Menschen dazu gebraucht, als nothwendig sind, den höchst möglichen Ertrag herauszubringen. So lange ersteres nur der Fall ist, hat man in Absicht auf die Volksmenge nichts zu beobachten. Wann aber letzteres eintrift, herscht in der Vertheilung der Menschen ein augenscheinlicher Fehler.

Verschiedene Ursachen können diesen Fehler veranlassen. Das in vielen Ländern herrschende Verbot, Bauerngüter zu zertheilen, wodurch gute Wirthe gehindert werden, ihr Eigenthum zu erweitern, gehört in eine Classe mit den Fideicommissen, wovon ich nachher reden werde. In den kleinen deutschen Staaten, wo der Landesherr mehrere Landeskinder zu Soldaten nimmt, als seinem Gebiete gemäß ist, werden dem Landbau und andern Gewerben viele nützliche Hände entzogen, so wie da, wo

große

So wie dieses immer weiter gehen kann, je mehr der Absatz zunimmt, indem die Materialien aus der Fremde herbeygeschaft werden, und kein Grund ist zu vermuthen, daß daran Mangel seyn werde; so kann auch die dazu gebrauchte Volksmenge sich immer vergrößern.

Der Absatz gehet freilich nicht ins Unendliche, man kann aber, gleich den Krümmen in der Mathematik, die, ohne zusammenzustoßen, immer convergiren, seine Endlichkeit nicht angeben, und also ihn wie unendlich ansehen. Im Landbau können wir dagegen die Endlichkeit des Gewerbes arithmetisch bestimmen. Nun hat freilich kein Staat noch die Grenzen dieses Gewerbes erreicht, und der Ackerbau, selbst da, wo er am vollkommensten betrieben wird, läßt noch Land übrig, welches Menschen beschäftigen könnte, und hat Gegenden, wo er mangelhaft betrieben wird. Folglich können daselbst die Menschenzahl und die Summe der Erzeugnisse noch vergrößert werden. Wir können aber diese Berechnung, in der im Ganzen noch kein Staat zum endlichen Resultate gelangt ist, mit der genauesten Richtigkeit für jeden einzelnen Acker, für jedes Dorf, für jedes Gut, für jedes Kirchspiel anstellen, und hier finden wir, daß, was bey ganzen Reichen noch nicht statt hat, an einigen Orten eine sehr richtige, an andern Orten eine sehr falsche, oder vielmehr gar keine Berechnung zum Grunde liegt. Ich will mich noch etwas deutlicher erklären.

England hat Gegenden, wie z. B. in der Insel Thanet in Norfolk, von denen man annehmen kann, daß daselbst der Acker, der Gartenbau, der Wiesenwuchs, die Viehzucht, die Baumanpflanzung, alles hervorbringen, was die Erde, von fleißigen Händen bebauet, geben

ben kann. In diesen Gegenden sind die Geräthe so vollkommen, die Viehbesetzung ist dem Landbau so angemessen, und die Arbeit unter den Menschen so gut vertheilet, daß man in der größten Schärfe weiß, wie groß der Ertrag einer Pachtung ist, welcher Verlag dazu gehört (oder wie viel das feste Inventarium kostet, und wie hoch sich die jährliche Ausgabe beläuft,) und wie viele Menschen zur Bearbeitung erfodert werden. Wo solche Berechnungen, deren Young sehr viele macht, angestellet sind, da weiß man zu ewigen Tagen, in welchem Verhältnisse die Volksmenge und das Gewerbe mit einander stehen.

In allen Gegenden, wo der Ackerbau nicht zu der Vollkommenheit gediehen ist, deren Clima und Boden ihn fähig machen, folgt man keiner richtigen Berechnung; da trägt entweder der Acker nicht, was er tragen kann, oder es werden weniger, oder mehr Menschen dazu gebraucht, als nothwendig sind, den höchst möglichen Ertrag herauszubringen. So lange ersteres nur der Fall ist, hat man in Absicht auf die Volksmenge nichts zu beobachten. Wann aber letzteres eintrift, herscht in der Vertheilung der Menschen ein augenscheinlicher Fehler.

Verschiedene Ursachen können diesen Fehler veranlassen. Das in vielen Ländern herrschende Verbot, Bauerngüter zu zertheilen, wodurch gute Wirthe gehindert werden, ihr Eigenthum zu erweitern, gehört in eine Classe mit den Fideicommissen, wovon ich nachher reden werde. In den kleinen deutschen Staaten, wo der Landesherr mehrere Landeskinder zu Soldaten nimmt, als seinem Gebiete gemäß ist, werden dem Landbau und andern Gewerben viele nützliche Hände entzogen, so wie da, wo

große

große Armeen durch Werbungen zusammengebracht werden, das Gewerbe einen Zuwachs von Menschen, und außerdem durch den Geldumlauf eine neue Aufmunterung erhält. Die gleiche Vertheilung der Abgaben hat einen wichtigen Einfluß auf das Gewerbe in Rücksicht auf die Volksmenge, und ist daher in der politischen Oekonomie vorzüglich in Erwegung zu ziehen. Die Kenntniß der Abgaben und ihres Einflusses auf das innere Wohl der Staaten ist eine eigne Wissenschaft, über die von einsichtsvollen Männern viel gründliches gesagt worden ist, und die ich, wie ich schon einmahl bemerkt habe, ganz vorüber gehen werde. Hier führe ich blos an, daß Auflagen, wenn sie nicht vorsichtig auferlegt werden, ein Gewerbe mehr, als das andere, drücken können, und so bald dieses geschieht, von dem unverhältnißmäßig beschwerten Gewerbe, die Volksmenge entfernt halten. Am auffallendsten ist der Fehler, der ungleichen Vertheilung der Volksmenge, beym Landbau, der mit Leibeigenen betrieben wird, oder in den Staaten, in denen der Bauer an seinen Geburtsort gebunden ist, und nicht die Freiheit hat, sich einem andern Gewerbe, als dem Landbau, zu widmen. Von den schädlichen Folgen dieser Verfassung habe ich schon vorhin geredet, hier ist sie nur in Absicht auf die, dadurch unnöthig, zum Landbau gezwungene Menschen anzuführen. Wer sich überzeugen will, wie viele Menschen der Landbau mit Leibeigenen erfordert, und wie schlecht die Arbeit dadurch bestellt wird, darf nur eine Vergleichung mit freien Bebauern anstellen, und doch ist bey jenem nichts gewöhnlicher, als die Klage über fehlende Hände. Der Staat gewinnt durch die Vielheit der Leibeigenen nichts, als unnütze Verzehrer. Er kann keinen Mann zu seiner Vertheidigung wegnehmen, ohne

den

den Landbau zu entblößen. Was hilft ihm also eine den Ertrag des Landbaues überwiegende Bevölkerung? Im Churfürstenthume Hannover wurden ehemahls die Cammergüter durch Leibeigene bestellt, und diese mußten mit allen Pferden der Gegend aus einer Entfernung von zwo Meilen herbeykommen, dem Pächter Hofdienste zu thun. Seitdem Georg der Zweyte alle Leibeigenschaft in den Cammergütern aufgehoben hat, bestreitet, wie der Herr Professor Büsch erzehlet, der Amtmann seine Pachtung mit zwölf guten Pferden. Solche Ersparung in der Anwendung der Volksmenge zum Landbau würde man überall machen, wenn man dem Bauern das ihn beugende und Staaten schwächende Joch der Leibeigenschaft abnehmen wollte. Der Zweck kann indessen nicht vollkommen erreicht werden, ohne zugleich die Inalienabilität der Bauerngüter, da, wo solche herrschet, völlig frei zu geben.

Diejenigen Staaten, welche durch Leibeigenschaft oder Frohnen den Landmann an seinen Geburtsort fesseln, müssen, wie ich schon bemerkt habe, aller Vermehrung der Bevölkerung entsagen, und können folglich auch nie auf blühende Gewerbe Ansprüche machen. Wohlstand, Reichthum und Macht können hier nie den Grad der Höhe erhalten, zu dem sie, der natürlichen Beschaffenheit des Landes nach, gelangen könnten, und die Finanzen und die Armee werden immer in die Augen fallende Beweise des Verfalls seyn.

Ueber solche Staaten muß man daher den Schleyer ziehen. Man kann, als Mensch, als Bürger, über sie seufzen, aber es verräth Unwissenheit, oder eigennützige Absichten, wenn man behauptet, daß man in großen

Staats-

Staatswirthschaftlichen Planen etwas zu ihrer Aufnahme beytragen könne.

In den Staaten, in denen freies Gewerbe die Volksmenge vermehrt, ist nun noch die Frage zu erörtern übrig, ob Gewerbe allein hinreichend sey, die Bevölkerung zu vergrößern, oder ob, noch außerdem, für diese gesorgt werden kann, um wiederum durch vermehrte Bevölkerung Gewerbe zu ermuntern.

Die Schweiz, welche blos durch Gewerbefreiheit so sehr volkreich ist, daß sie, da ihr Seefahrt, Colonien und auswärtige Faktorien fehlen, an Frankreich Soldaten, und an alle Europäische Staaten nutzbare Bürger überlassen muß, die sie nicht ernähren kann, beweiset, daß freies Gewerbe hinreichend ist, gewisse Bevölkerung nach sich zu ziehen. Fast alle Freihäfen werden in kurzer Zeit bevölkert. Wie schnell Livorno dadurch blühend geworden ist, ergiebt die Handelsgeschichte.

Die Schweiz, wird man sagen, hat keine Abgaben, und kann daher nicht angeführt werden, da kein anderer Staat ohne schwere Abgaben bestehen kann. Ich glaube nicht, daß Abgaben eine Hinderniß des Gewerbes und der Bevölkerung sind, wenn sie richtig gehoben werden. Ich berufe mich desfalls auf die von Young und andern gemachte Berechnungen, und halte mit diesem praktischen Manne es für wahr, daß sechs oder mehrere Procente von dem jährlichen Erwerbe des in einem Lande circulirenden Fonds, da, wo Industrie in Vollkommenheit herrscht, das Gewerbe nicht beschweren, sondern leicht durch dasselbe erspart werden. Höher belaufen vermuthlich die Abgaben sich nirgends. Demungeachtet sind bey

der

der Bevölkerung, außer dem freien Gewerbe, noch verschiedene wichtige Gegenstände nicht aus der Acht zu lassen. Hieher rechne ich:

1. Nützliche Verbesserungen in dem Boden eines Staats, welche, ihrer Allgemeinheit und Kostbarkeit halben, nur von dem gemeinen Wesen, oder den öffentlichen Einkünften abgehalten werden können. Diese Verbesserungen sind vornemlich zweyerley Art. a) Sie gewinnen dem Staate einen Zuwachs an neuem Gewerbe, oder b) sie erleichtern die bereits eingeführten Gewerbe. Von den letztern ist bereits geredt worden; hiezu gehöret die Schifbarmachung der Flüsse, Anlage von Canälen, Unterhaltung der Häfen, Landwege, Brücken u. dgl.

Die Verbesserungen, wodurch ein Staat einen neuen Zuwachs erhalten kann, sind mancherley. Lokale Kenntnisse bestimmen sie. Von dieser Art sind das Austrocknen großer Sümpfe, das Dämmen der Flüsse und Einteichen überschwemmter Länder, der Anbau der Heiden. Die Arbeit eines Pius bey den Pontinischen Sümpfen ist weltbekannt. Die Arbeit eines Friederichs an den Ufern der Oder und der Netze, wo er, wie Ramler sagt:

Meilenlange Wüsten mit Saaten und Heerden und Hütten

erfüllte, ist schon vollendet, und das stille Verdienst eines Brenkendorfs mit glücklichem Erfolge belohnt. In England war Privatvermögen zu einem großen Unternehmen dieser und anderer Arten, beym Abdämmen der Themse, hinreichend. Die Russische Monarchin, welche durch ihre Regierung mehr auf ihre Staaten vermochte, als vor ihr Jahrtausende, hat wichtige Schritte in dergleichen Verbesserungen gemacht, deren eigentlicher Be-

stand aber, so viel ich weiß, noch in keiner Geschichte erzehlt ist.

Man wird mir erlauben, hier meine Augen auf ein Reich zu wenden, das mir von jeher ein Schatz verborgener Größe und noch nicht gehörig entwickelter Macht und möglichen Wohlstandes geschienen hat. Ich meyne Norwegen. Die sehr geringe Bevölkerung dieses Reichs, und der fast unmerkliche, wo nicht völlig gehemmte Wachsthum derselben, sind bisher nicht genug erklärte, obgleich sehr wichtige Phänomene in unserer Staatskunst. Jeder Staat, der jährlich im Handel gewinnt, sollte, der richtigsten Vermuthung nach, in der Volksmenge zunehmen. Die Beschaffenheit des Landes und des Climas in Norwegen können nicht als hinlängliche Hindernisse dagegen angeführt werden. Sie stehen nur gewissen Gewerben, und zwar den wenigsten, in einigen Landgegenden entgegen. Sie schaden den Einwohnern nicht, denn Norwegens Bewohner sind starke, gesunde, fleißige, aufgeweckte muntere und thätige Leute. Der Handel findet sogar, sowohl im Clima, als in der Lage dieses Reichs, einige diesem Lande eigene Vortheile. Der Fleiß zu Manufakturen findet einen neuen Antrieb in dem Mangel an Kornbau und der vortheilhaften Viehzucht. Auch kann nicht die Seefahrt, und das Besuchen anderer Länder als ein Grnnd der stille stehenden Bevölkerung angesehen werden. Wo die Volksmenge gehörig zunimmt, wird ein solcher Abgang an Menschen nie merklich, und wir wissen aus der alten Geschichte, daß Norwegen ehemals Island zu einer blühenden Colonie machte, die Normandie eroberte, Grönland anbauete, und vermuthlich bis in Amerika seine Entdeckungen trieb.

Es

Es übersteigt, bey dieser Lage der Sachen, bey weitem meine Kräfte, ein richtiges Urtheil über die Ursachen zu fällen, welche Norwegens Bevölkerung seit vielen Jahrhunderten immer in gleicher Schwäche erhalten. Ich kann mich hier aber nach unwidersprechlichen Gründen auf die Wahrheit berufen, daß dieses weite Reich dem Nordischen Staatsmanne das freieste Feld großer Oekonomischer Plane darbietet, durch deren Bearbeitung der Finanzier seine Arbeit um die Hälfte erleichtern, und der Kriegsminister seine Stärke verdoppeln könnte. In Ansehung der dazu führenden Mittel kann ich nur etwas weniges von dem berühren, was aufgeklärte Staatsmänner und Beurtheiler ökonomischer Verhältnisse der Staaten, gemeiniglich zu den wichtigsten Gegenständen der Verbesserung der dasigen Verfassung rechnen. Diese sind vornemlich zweyerley: 1) die freie Versorgung Norwegens mit Korn. Da Korn den Preis der meisten Waaren bestimmt, ist der damit geführte Handel einer der wichtigsten Ursachen, welche auf Fleiß und Gewerbe wirken. 2) Die Ermunterung der Viehzucht. Die Natur scheint Norwegen, so wie die Schweiz, mehr zur Viehzucht, als zum Ackerbau ausersehen zu haben. Die Thäler bieten die schönsten Weiden an. Diese durchzuschneiden, dem Wasser da, wo zwischen einschließenden Felsen, Seen sie füllen, Abzug zu verschaffen, und so Norwegen in sich selbst zu vergrößern, gehört zu den ökonomischen Verbesserungen des Bodens, von denen ich hier rede, falls sie möglich sind, und diese würden den Zweck sehr befördern, Norwegens Bevölkerung zu vermehren.

Der Zuwachs der Bevölkerung durch Verbesserung des Bodens führet zu einem gemeiniglich damit verbundenem Mittel die Volksmenge zu vermehren:

2. Die Anpflanzung neuer Colonien. Dieses ist ein sehr kostbares und trügliches Mittel, die Volksmenge eines Staats zu vermehren. Es ist hiebey zu bemerken:

a. Wo nützliche Verbesserungen gemacht werden, oder mit Vortheil zu machen sind, da werden freilich neue Colonien entstehen, aber das, wovon ich eigentlich rede, die Herbeyziehung fremder Bewohner durch besonders dazu angesetzte Kosten, ist unnöthig. Amerika beweiset dieses am deutlichsten. Dort entstehen Colonien, oder vielmehr Nationen, aber der Staat pflanzet sie nicht. Sieht nun ein Landesherr dahin, daß ein unfruchtbarer Boden fruchtbar werde, so werden sich die Bebauer von selbst finden.

b. Die mit Geld aus der Fremde hereingezogene Menschen sind gemeiniglich keines Vaterlandes werth. Spekulation, durch Genie und Talente erweckt, Handelsverbindungen, Verwandschaften in fremden Staaten können auch reiche, gute und arbeitsame Menschen zum Auswandern bringen, aber diese kauft kein Staat von dem andern mit Geld.

c. Unternimmt ein Staatsmann, aus der Fremde nützliche Bürger mit dazu aufgewendetem Gelde hereinzuziehen, so wird er ihnen gleichsam Bürge, daß ihnen der Wohlstand gesichert verbleiben solle, der ihnen entweder versprochen wird, oder zu dem sie wenigstens Grund haben, sich Hofnung zu machen. Diese Bürgschaft ist schwer zu halten. Es ist schwer einem Fremden für sich und für seine Nachkommen sichern Wohlstand zu verschaffen, wenn nicht Nothwendigkeit ihn selbst zum Fleiße antreibt, und ihm keine andere Hülfe versprochen ist, als die er in sich selbst finden kann.

d. Zum

d. Zum neuen Anbau sind zwey Dinge unumgänglich nothwendig. 1) Kenntnisse des Landwesens, nicht blos sogenannte Routine, die der Sohn vom Vater im eigenen Acker erlernt, sondern Kenntnisse, welche jede Erdart, jede ländliche Verfassung zu beurtheilen, und darnach den Anbau einzurichten weiß. 2) Verlag auf einige Jahre. Beydes fehlt, fast ohne Ausnahme, erkauften Colonisten. Von diesen unterscheiden sich gänzlich,

3. Auswandernde Völker, die einheimische Zerrüttungen dahin bringen, ihr altes Vaterland gegen ein besseres zu vertauschen. Diesen mit offenen Armen entgegen zu gehen, ist das glücklichste, was ein Staatsmann thun kann. So entstand Englands Größe. So überwand Friedrich Wilhelm Ludwig den vierzehnten in der königlichen Parallele, die des ersteren größerer Nachfolger mit der Hand des Meisters zwischen beyden, noch viel zu glimpflich für den letztern, ziehet und begründete den Flor der Manufakturen in den Brandenburgischen Staaten. Wer hat in unsern Zeiten sein Vaterland geliebt, und nicht England in dem Zuwachs an Menschen, Reichthum und Industrie beneidet, den es durch die auswandernde Genfer erhalten hat? Der in die Augen fallende Vortheil einer solchen Volksvermehrung führet zu einer der wichtigsten Erfodernisse und Veranlassung der zunehmenden Bevölkerung.

4. Die Duldung. So wie Unduldung zu Auswanderung zwinget, und fast alles Aufkommen des Gewerbes hindert, so ist ungekränkte Duldung eines der wirksamsten Mittel, die Volksmenge zu vermehren, und durch eine ungestörte Anstrengung des Verstandes im Gewerbe Leben und Thätigkeit zu erhalten. Von der

christlichen Pflicht der Duldung ist hier nicht die Rede. Eben so wenig von den philosophischen Gründen, welche diese Tugend nothwendig machen. Daß man kein Christ, kein Philosoph seyn kann, wenn man sich den geringsten feindseligen Gedanken der Unduldung erlaubt, und von den Vorschriften einer überall ausgedehnten Menschenliebe abweicht, die, wo Wunden sind, heilend, und wo Fehler herrschen, bessernd, nie aber kränkend, beugend, vernichtend, verfolgend ist, will ich den vielen redlichen Geistlichen unserer Zeit, die wie Lübke, Hara, Haarwood, Mosheim und andere denken, und aufgeklärten Philosophen, wie Locke, Baumgarten, Leibniz, Voltaire, zu beweisen überlassen, falls noch jemand Beweise fodern sollte. Daß man aber kein Staatsmann seyn könne, ohne im höchsten Grade duldend zu seyn, ist eine der hellesten Wahrheiten, die hier anzuführen ist. Die ganze Menschheit tritt mit ihr in der Hand auf, wo man hinblickt, ist die Geschichte aller Staaten voll der größten Beweise, sowohl des Verfalls, des Verarmens, des Verkleinerns der Menschen und der Länder, in denen Unduldung herrschte, als des schnellen Fortgangs der Größe und des Wachsthums, in allem, was nützlich, edel, wohlthuend, beglückend ist, und was Menschen und Wohlstand vermehret, da, wo Duldung galt, und Menschheit geehrt ward.

5. Beförderung der Ehen. Ich würde dieses nothwendigen Mittels der Bevölkerung nicht erwehnen, wenn nicht die vielen Hindernisse, welche bürgerliche Anordnungen ihnen in Weg legen, eine besondere Aufmerksamkeit verdienten, die dem Staatsmanne nicht entgehen kann. Es würde, sowohl den Sitten der Menschen,

als

als der Oekonomie der Staaten, einen wesentlichen Nutzen schaffen, wenn man die vielfachen Ursachen genau untersuchte und aus dem Wege zu räumen suchte, die veranlassen, daß entweder viele Menschen gar nicht verheirathet werden, oder erst spät heirathen, wenn die reife Munterkeit der Jugend vorbeygeflohen ist, und daß Ehen so beschwerlich und mühselig werden, daß die Kinderzucht dadurch leiden muß. Je freier das Gewerbe und je leichter der Geldumlauf ist, desto mehr werden Ehen ermuntert, Zwang, Trägheit, überwiegender Reichthum, Verderbniß der Sitten sind ihnen dagegen hinderlich. Es ist ein trauriges Bild zu sehen, wie auf dem Lande, der fast einzigen Quelle der Bevölkerung, da, wo unter den unglücklichen Landleuten kein Erbrecht gilt, Ehen eingegangen werden. Wittwen bleiben gemeiniglich bey dem Bauernhofe, und, um diesen zu besitzen, heirathet ein junger Kerl von zwanzig bis dreissig Jahren ein Weib von vierzig bis funfzig. Sie stirbt, und nun freiet der altwerdende Hofbesitzer ein junges Mädgen, die er wieder als älternde Wittwe hinterlässet, und die den Ehestandshandel von neuem wieder anfängt. Auch das Wenige, was Kinder von ihrem Vater erben könnten, gehet oft durch Taxationen des väterlichen Hofes verlohren. Wo es so hergeht, da wird die Menschenverstümmelung sichtlich. Wie soll der Staat hier muntere und fleißige Arbeiter erwarten, oder muthvolle Vertheidiger und Streiter? In genauer Verbindung mit den Ehen stehet.

6. Die Erziehung. Seitdem Rousseau von der Erziehung geschrieben hat, hat es uns nicht an Erziehungsschriften gefehlt. Es ist, als ob die Schriftsteller glaubten, die Bahn der Unsterblichkeit zu betreten, weil

sie einen unsterblichen Verfasser vor sich sehen. Ich bin weit entfernt, ihre Zahl vermehren zu wollen, und rede hier nicht von der theoretischen Bildung der Seele, das heißt von der Qualificirung eines Menschen zur Möglichkeit nützlich zu werden. Hierin besteht unsere so sehr gerühmte Gelehrtenerziehung, wodurch die sonderbaren Wissenschaftsmonopolien, die wir Universitäten nennen, entstanden sind. Die Erziehung, welche bey der Industrie und Volksmenge in Betrachtung kommt, ist diejenige, welche Rousseau die Erziehung der Sachen, (l'education des choses) nennet. Je weiter sie gebracht wird, desto mehr wirkt sie auf Volksmenge, weil alsdann schon Kinder durch ihre Arbeitsamkeit zur Bevölkerung gerechnet werden, wogegen sie, da wo sie unnütz heranwachsen, bis zu den Jahren, da sie die Dienste thun können, in Rücksicht auf das Gewerbe mehr zur Entvölkerung eines Staats dienen, in so ferne sie nemlich demselben die Dienste der erwachsenen Personen entziehen, die sie gebrauchen, ihnen Unterhalt zu schaffen. Weise Regierungen lassen sich daher die Erziehungssorgen sehr angelegen seyn, und man fängt nach und nach an, einzusehen, wie fehlerhaft die bisher in den Schulen übliche Methode im Unterricht ist, wobey der Zweck, den man sich vorsetzt, Kinder zur Religion zu bilden, meist verfehlt wird. Die Lehren der Religion, welche dem reifern Verstande leicht faßlich und einleuchtend seyn würden, werden durch viele unnöthige Sätze der Dogmatik verdunkelt, Kindern eingenöthiget, und so, von den frühesten Jahren an, zu einer mühsamen Gedächtnißsache, die nachher der reifere Verstand selten sich die Mühe giebt, zu begreifen und sich recht zuzueignen.

Ohne

Ohne also das Herz zu bilden und fromme Bürger zu ziehen, gewöhnen entweder Schulen die Kinder zum Lediggange, oder sie dienen Müssiggängern zur Entschuldigung. Die gewöhnliche Antwort der Bettler, die mit Kindern herumtreiben, auf die Frage, warum sie die bereits heranwachsende Menschen nicht zur Arbeit erziehen, ist der Schulgang. Sie müssen, heißt es, erst ihr Christenthum lernen, und gehen den ganzen Winter, oder die Woche, u. s. w. in die Schule. In sehr wenigen Gegenden würde man es noch verstehen, wenn man hierauf antworten wollte, sie müssen nicht das Christenthum lernen, denn sie können noch keine Lehre begreifen, aber sie müssen zum Christenthum auferzogen werden, dazu sind sie geschaffen. Dieses geschieht nicht in Schulen nach der itzigen Methode, aber wohl beym Spinnrocken, beym Spuhlen, beym Seilmachen, beym Cattundrucken, beym Seidenweben, beym Tobacksspinnen, bey andern Gewerben. So wie hier der nützliche Bürger gebildet wird, so wird der sicherste Grund zu seinem wahrem Christenthum gelegt.

Waisen- und Erziehungshäuser, wenn sie nach diesen Grundsätzen behandelt werden, sind freilich hieher zu rechnen, aber eigentlich ist hier nicht die Rede von einzelnen Stiftungen, sondern von dem allgemeinen Gebrauche eines Landes, Kinder vom siebenten Jahre an zum Fleiße zu gewöhnen, wie zum Beyspiel in Schottland geschieht, in den Gegenden, wo die Leinwandsmanufaktur blühet, in der Schweiz, in Nürnberg u. s. w. Jene Stiftungen können sehr ansehnlich seyn, wie das Waisenhaus in Potsdam, welches das Militairwesen, und das Findelhaus in Paris, welches die Sittenverderbniß dort unent-

behrlich macht. Ist es wahr, daß in dem letztern die besten Bedienten, insonderheit weibliche, erzogen werden, so ist der Nutzen um so viel größer, und erhalten diejenigen, welche ein Mädgen aus dem Findelhause heirathen, deswegen das Vorrecht, Gewerbe treiben zu können, ohne zunftmäßig zu seyn, so wird auch dadurch etwas Gutes bewirkt. Im Ganzen genommen, haben indessen dergleichen öffentliche Anstalten bey weitem nicht den Einfluß auf die Industrie, den eine im ganzen Lande verbreitete frühe Anweisung zur Arbeitsamkeit giebt. Diese suchen weise Regierungen zu ermuntern, redliche und vernünftige Geistliche zu befördern, und Privatpersonen müssen hierin der Regierung zu Hülfe kommen. Will man sehen, wie weit die Sorgfalt der Regierung gehen kann, so muß man die Brandenburgischen Anordnungen lesen, und die neuern dänischen Veranstaltungen mit Aufmerksamkeit betrachten, so wie man in dem, was der gelehrte Herr Oberkonsistorialrath Büsching von Rekahn erzehlet, ein merkwürdiges Beispiel sehr gemeinnütziger Privatbemühungen im Schulwesen findet.

Man wird es mir nicht verargen, daß ich hier den unehlich gebohrnen Kindern das Wort rede, und nicht ihnen allein, sondern auch den Unglücklichen, die Mütter wurden. Ist es zu viel, wenn ich sage, daß jede Mutter, die ihr Kind erziehet, dem Staate ehrwürdig seyn sollte? Es ist hart, daß da, wie mit Recht geschiehet, Mütter bestraft werden, die ihre Kinder verwahrlosen, auch die bestraft werden sollen, die sich derselben mütterlich annehmen. Dieses geschiehet, wenn sie verächtlich werden, indem Schande die unerträglichste aller Strafen ist. Man muß sich daher nicht wundern, daß, so lange die Strafe der

lehrten haben alsdenn ebenfalls ihren bestimmten Platz. Sie treiben wirklich Gewerbe, oder sie dienen demselben auf mancherley Art, theils durch den Buchhandel, theils durch Aufklärung in nützlichen Wissenschaften, theils durch Bildung und Unterricht der Menschen. Man findet wenig Englische Manufakturisten, die nicht Oekonomische Schriften und Werke des Geschmacks bey ihren Rechnungsbüchern liegen haben. Jene lehren sie ihr Gewerbe vernünftig beurtheilen, und vom monopolischen Starrsinn unwissender Fabrikanten zurückkommen, diese geben ihnen die Verfeinerung, welche sie in ihrem Umgange mit andern Menschen und selbst in der Bearbeitung ihres Gewerbes zeigen, in dem das Gefühl des Schönen auf die eine oder die andere Art, immer wirksam wird. Als Bücherschreiber sind Gelehrte geradezu zum Gewerbe zu rechnen, und in dieser Hinsicht verdienen sie alle Ermunterung, die Gewerbefreiheit geben kann.

Nichts ist hier sonderbarer, als die Critik gegen schlechte Scribenten, welche man, wie der Herr Prof. Büsch, bey Gelegenheit der itzt lebenden viertausend deutscher Bücherschreiber, bemerkt, aus der Staatswirthschaft nimmt. Critik kann zur Berichtigung der Wahrheit und zur Verbesserung des Geschmacks sehr dienlich seyn, obgleich Wahrheit und Geschmack immer der Critik vorhergegangen sind, aber in Hinsicht des Gewerbes der Bücherschreiber ist alle Critik höchst schädlich, und der gegen schlechte Schriften angeführte Oekonomische Grund, daß sie nicht zum Gewerbe taugen, nicht blos aus dem vom Herrn Professor Büsch angeführten Gründen fehlerhaft, sondern auch ganz der Natur des Gewerbes entgegen. Jedermann, der mit Gewerben umzugehen ge-

wohnt

Man kann das, was ich von der Volksmenge gesagt habe, für sehr unvollständig halten, weil ich die Bevölkerung nur in Rücksicht auf das Gewerbe betrachte, und doch auch diejenigen, die kein Gewerbe treiben, zur Volksmenge gehören. Ich verstehe aber unter Gewerbe nicht blos die Beschäftigungen, wodurch ein Land einen wirklichen Zuwachs seines Reichthums durch Hervorbringung, oder Veredlung erhält, sondern überhaupt alle Dienste, die in einem Staate nothwendig sind, damit Hervorbringung und Veredlung seinen sichern Gang gehen könne. Wenn man das Gewerbe in diesem weiten Umfang betrachtet, werden wenig Verzehrer übrig bleiben, die zu keinem Gewerbe gehören, und von solchen ist nichts zu sagen, da sie offenbar unnütze Mitglieder im Staate sind, wie Mönche, die von Allmosen, oder Domherren, die von Pfründen leben. Dagegen sind diejenigen, die dem Staate dienen, eben so nützlich, als andere Arbeiter, und stehen mit dem Gewerbe in eben so genauer Verbindung, als der Tagelöhner, der dem Landmanne seinen Acker einhegt, oder der Hirt, der sein Getreide gegen das Wild schützet. Daß aber auch zu weit gehende Begünstigungen zu viele Menschen zu diesem Gewerbe ziehen können, und daß unsere heutige Art Geschäfte zu treiben, auf eine unnöthige Art weitläuftig und verwickelt ist, gehört nicht hieher.

Schließet man in dem Begriffe, den man mit dem Gewerbe verbindet, auch diejenigen ein, welche zur Ordnung und zur Sicherheit im Staate gehören, so fällt die Verlegenheit weg, worin der Civil und Militairetat eines Landes viele Oekonomisten in der Berechnung der Oekonomischen Vortheile desselben zu setzen scheint. Die Gelehrten

lehrten haben alsdenn ebenfalls ihren bestimmten Platz. Sie treiben wirklich Gewerbe, oder sie dienen demselben auf mancherley Art, theils durch den Buchhandel, theils durch Aufklärung in nützlichen Wissenschaften, theils durch Bildung und Unterricht der Menschen. Man findet wenig Englische Manufakturisten, die nicht Oekonomische Schriften und Werke des Geschmacks bey ihren Rechnungsbüchern liegen haben. Jene lehren sie ihr Gewerbe vernünftig beurtheilen, und vom monopolischen Starrsinn unwissender Fabrikanten zurückkommen, diese geben ihnen die Verfeinerung, welche sie in ihrem Umgange mit andern Menschen und selbst in der Bearbeitung ihres Gewerbes zeigen, in dem das Gefühl des Schönen auf die eine oder die andere Art, immer wirksam wird. Als Bücherschreiber sind Gelehrte geradezu zum Gewerbe zu rechnen, und in dieser Hinsicht verdienen sie alle Ermunterung, die Gewerbefreiheit geben kann.

Nichts ist hier sonderbarer, als die Critik gegen schlechte Scribenten, welche man, wie der Herr Prof. Büsch, bey Gelegenheit der itzt lebenden viertausend deutscher Bücherschreiber, bemerkt, aus der Staatswirthschaft nimmt. Critik kann zur Berichtigung der Wahrheit und zur Verbesserung des Geschmacks sehr dienlich seyn, obgleich Wahrheit und Geschmack immer der Critik vorhergegangen sind, aber in Hinsicht des Gewerbes der Bücherschreiber ist alle Critik höchst schädlich, und der gegen schlechte Schriften angeführte Oekonomische Grund, daß sie nicht zum Gewerbe taugen, nicht blos aus dem vom Herrn Professor Büsch angeführten Gründen fehlerhaft, sondern auch ganz der Natur des Gewerbes entgegen. Jedermann, der mit Gewerben umzugehen ge-

wohnt



wohnt ist, weiß aus Erfahrung, daß die ordinairen Waaren die laufendsten Artikel sind und die meiste Nachfrage haben. Nun ist es leichter, sich auf alle Waaren in der Welt zu verstehen, als auf Litteratursachen. Kein Wunder also, daß, da Lesen fast eben so allgemein ist, als Kleidertragen, schlechte und mittelmäßige Bücher, so wie grobe und Mitteltücher im Gewerbe die absetzlichsten sind. Man darf, um sich hievon zu überzeugen, nur die Verlagsartikel berühmter Buchhändler zu Rathe ziehen. Wie sehr würde man hier irren, wenn man, zum Beyspiel, nach dem richtigen Spekulanten im Gewerbe, einen der aufgeklärtesten und besten deutschen Köpfen, den Herrn Nikolai, beurtheilen wollte.

III. Von der Industrie.

Primovere gli ostacoli; abolire i vincoli; spianar la Strade alla concorrenza animatrice della riproduzione; accrescere la liberta civile; e lasciare un campo spazioso all'industria; proteggere la classe de riproduttori singolarmente con buone leggi; sicche l'agricoltore o l'artigiano non temano la prepotenza del ricco; assicurare un corso facile, pronto, e disinterressato alla ragione dei contratti; dilattare la buona fede del Commercio col non lasciar mai impunita la frode; combattere con tranquillita e fermezza in favore della causa pubblica ben intesa: di quella causa che è sempre la causa del sovrano; non disperare mai del bene, ma accelerarne l'evento diffondendo nella nazione i germi delle più utili verità; *Questi è non altri sono gli oggetti che debbono occuppare un abile Ministro di Economia Pubblica il restante forz è abbandonarlo alla natura.*

Die vorhergehende Abhandlungen scheinen es unnöthig zu machen, von der Industrie etwas besonders vorzutragen. Sie ist eine Folge der Freiheit und der Volksmenge. Von beyden habe ich das Verhältniß zum Gewerbe auseinander zu setzen gesucht. Von jener habe ich die irrigen Begriffe von den wahren unterschieden, und von diesen die natürlichen und künstlichen Mittel angezeigt.

Die Finanzen sind unmittelbarer mit der Industrie verbunden, als das Kriegswesen. Ich rechne daher zum ersten Gegenstande der bey der Industrie zu beobachtenden Ordnung:

1. Einen richtigen Finanzplan.

Bey einem Finanzplan kommt es bekanntlich auf zwo Hauptsachen an. 1) Auf eine richtige Vertheilung der Abgaben und 2) auf eine überwiegende Balance der Einnahme und Ausgabe. Die Untersuchung der Abgaben, die blos lokal seyn kann, wenn sie mit praktischem Nutzen angestellt werden soll, gehe ich vorüber. Ihre Vertheilung ist freilich, wie vorhin bemerkt ist, dem Gewerbe nichts weniger, als gleichgültig. Es zeigt sich aber bald, wo das Gewerbe dadurch gedrückt wird. Daher sind in einem gefolgten Finanzplane, das heißt in einer anhaltenden vorsichtigen Verwaltung der Finanzen, wo die Einnahme die Ausgabe übersteigt, selten solche Auflagen, unter denen ein wichtiges Gewerbe erliegt. Der Schaden, der anfangs aus kleinen Ungleichheiten entstehet, wird in der Länge der Zeit nicht mehr fühlbar. An der Stelle eines weggefallenen Nahrungszweiges entstehen andere. Das Land, oder das Gewerbe, gewöhnt sich zu dem Finanzsystem.

Ich glaube also, ohne eine große Irrung zu begehen, behaupten zu können, daß ein jeder ordentliche Finanzplan, der einen Ueberschuß von Einnahme hat, wenn er in einer Reihe vieler Jahre unverändert befolgt worden ist, mit dem Blühen der Industrie übereinstimmend wird. Die Gründe, die ich habe, dies zu behaupten, sind:

1) Daß

1) Daß es keinen großen Staat in Europa giebt, wo die Auflagen nicht ungleich vertheilt und zum Theil sehr drückend sind, so daß einige Gewerbe, wie in Holland die Tuchfabriken, ganz dadurch erliegen.

2) Daß es Staaten giebt, welche, dieser Fehler ungeachtet, ein blühendes Gewerbe haben.

3) Daß es Staaten geben kann, wenn es nicht dergleichen giebt, wo die Auflagen nicht drückend sind, und doch die Industrie, blos durch die Unbeständigkeit im Finanzoperiren, nicht empor kommen kann. Dieses zeigt sich vielleicht in keinem Staate überall, aber gewiß in einigen Staaten in einzelnen Zweigen des Gewerbes.

Wir können daher mit Gewißheit behaupten, daß, wenn nicht ein gewisser Plan in den Finanzen befolgt wird, in keinem Gewerbe Gewißheit und Ordnung herrschet, und hier die größte Kunst den größten Schaden bringt.

Der glücklichste Staat ist der, in dem der Financier weiter nichts, als der Buchhalter des Landes ist. In Frankreich werden die Financiers nach den Ressourcen beurtheilet, die sie aufbringen können. Der Controlleur der Finanzen mag indessen daselbst noch so sehr das Ansehen eines großen Mannes haben, so werden doch die Finanzen immer in einer elenden Verfassung bleiben, so lange der große Mann nöthig ist.

Da ich in dieser Art nichts vollkommener kenne, als die Preußische Finanzverwaltung, ich sage nicht, das Preußische Finanzsystem, wird man mir vergeben, daß ich es wage, eine unvollständige Nachricht davon zu geben.

ben. Es gehört eigentlich mehr Gründlichkeit dazu, als ein Reisender erlangen kann, um das Finanzwesen eines Staats auseinander zu setzen. Man wird mir daher den rohen Umriß zu gute halten, den ich zeichnen werde, und mich zurechtweisen, wenn ich da wanke, wo der Abt Raynal gefallen ist.

Die Preußische Staatsverwaltung ist das Werk dreyer großen Fürsten. In dem Hohenzollerischen Hause hat schon die Vorzeit die Regenten durch Beynamen edler Geistesgaben verewigt, und wie würde, seit Sigismunds Verkauf, ein kleiner Staat so empor gewachsen seyn, wenn nicht auszeichnende Talente am Ruder desselben gesessen hätten!

Ahnentugend ist freilich ein leerer Namen, doch sind die Staaten, doch sind selbst die Privatgeschlechter glücklich, in deren innere Verfassung Helden- oder Bürgertugenden so eingewürkt haben, daß gleichsam in dem Zustande in dem sie sich befinden, die Fortpflanzung guter und großer Eigenschaften liegt. Edle Charaktere werden hier zwar nicht geschaffen, aber große Anlagen sehr leicht entwickelt, und wir würden der Menschheit Unrecht thun, wenn wir glaubten, daß diese seltner seyn sollten, als ein überwiegender Hang zur Kleinheit und zum Verderben. Nur die Anleitung klein zu seyn, ist nach heutigen Sitten weit größer, als in den Staaten der Vorzeit, wo Römische Tugend, Griechische Talente, und Rittertreue, Gegenstände unserer Gedichte und Romanen, aufblühten.

Dieses war nicht der Fall unter den Hohenzollern. Große Begebenheiten in der Menschheit reiften hier zuerst, ein Beweis, daß der Verstand hier am reifsten war.



Wir danken, und hierin stimmt vermuthlich itzt Rom selbst mit ein, denn es ist zu aufgeklärt, anders zu denken, Sachsen, Hessen und Brandenburg, die größte Wohlthat, welche, nächst dem Christenthum, der Menschheit, so weit wir sie kennen, je wiederfahren ist, die Geistesfreiheit, oder die Reformation.

In diesem Hause entstanden in neuern Zeiten der große Churfürst, Friederich Wilhelm, und der itzige König. Der erste bereitete den Stof, den die beyden letztern erweiterten und bearbeiteten, nachdem Friederich der erste oder vielmehr dessen Günstlinge den Staat in die größte Verwirrung und Schwäche gestürzt hatten.

Deutschland, dieser Schauplatz der langwierigsten und blutigsten Kriege, hat es zur Nothwendigkeit gemacht, immer unter Waffen zu seyn. Der Vertheidigungsstand ist daher die Hauptstütze der Macht und des Ansehens der Staaten geworden, so daß, ungeachtet des itzt nicht mehr bestrittenen Grundsatzes, daß, wenn alle Reiche in ihren Grenzen bleiben wollten, innere Verbesserungen der Länder einen schnellern Zuwachs der Größe und der Macht geben würden, als äußere Erweiterungen des Gebiets, Regenten es dennoch, ihrer Nachbaren halben, nicht haben dahin bringen können, im Schooße des Friedens das Wohl der Völker zu begründen, oder wie der deutsche Horaz sagt, der Feldherrntugenden höchste sich zu erstreben, ihr weites Reich zu befestigen.

Kein Staat in Deutschland ist mehr, als der Brandenburgische in dem Falle, seine Erhaltung auf den Vertheidigungsstand beruhen zu lassen. Die durch Fleiß und innern Wohlstand gegründete Glückseligkeit kleinerer

ben. Es gehört eigentlich mehr Gründlichkeit dazu, als ein Reisender erlangen kann, um das Finanzwesen eines Staats auseinander zu setzen. Man wird mir daher den rohen Umriß zu gute halten, den ich zeichnen werde, und mich zurechtweisen, wenn ich da wanke, wo der Abt Raynal gefallen ist.

Die Preußische Staatsverwaltung ist das Werk dreyer großen Fürsten. In dem Hohenzollerischen Hause hat schon die Vorzeit die Regenten durch Beynamen edler Geistesgaben verewigt, und wie würde, seit Sigismunds Verkauf, ein kleiner Staat so empor gewachsen seyn, wenn nicht auszeichnende Talente am Ruder desselben gesessen hätten!

Ahnentugend ist freilich ein leerer Namen, doch sind die Staaten, doch sind selbst die Privatgeschlechter glücklich, in deren innere Verfassung Helden- oder Bürgertugenden so eingewürkt haben, daß gleichsam in dem Zustande in dem sie sich befinden, die Fortpflanzung guter und großer Eigenschaften liegt. Edle Charaktere werden hier zwar nicht geschaffen, aber große Anlagen sehr leicht entwickelt, und wir würden der Menschheit Unrecht thun, wenn wir glaubten, daß diese seltner seyn sollten, als ein überwiegender Hang zur Kleinheit und zum Verderben. Nur die Anleitung klein zu seyn, ist nach heutigen Sitten weit größer, als in den Staaten der Vorzeit, wo Römische Tugend, Griechische Talente, und Rittertreue, Gegenstände unserer Gedichte und Romanen, aufblühten.

Dieses war nicht der Fall unter den Hohenzollern. Große Begebenheiten in der Menschheit reiften hier zuerst, ein Beweis, daß der Verstand hier am reifsten war.

Wir danken, und hierin stimmt vermuthlich itzt Rom selbst mit ein, denn es ist zu aufgeklärt, anders zu denken, Sachsen, Hessen und Brandenburg, die größte Wohlthat, welche, nächst dem Christenthum, der Menschheit, so weit wir sie kennen, je wiederfahren ist, die Geistesfreiheit, oder die Reformation.

In diesem Hause entstanden in neuern Zeiten der große Churfürst, Friederich Wilhelm, und der itzige König. Der erste bereitete den Stof, den die beyden letztern erweiterten und bearbeiteten, nachdem Friederich der erste oder vielmehr dessen Günstlinge den Staat in die größte Verwirrung und Schwäche gestürzt hatten.

Deutschland, dieser Schauplatz der langwierigsten und blutigsten Kriege, hat es zur Nothwendigkeit gemacht, immer unter Waffen zu seyn. Der Vertheidigungsstand ist daher die Hauptstütze der Macht und des Ansehens der Staaten geworden, so daß, ungeachtet des itzt nicht mehr bestrittenen Grundsatzes, daß, wenn alle Reiche in ihren Grenzen bleiben wollten, innere Verbesserungen der Länder einen schnellern Zuwachs der Größe und der Macht geben würden, als äußere Erweiterungen des Gebiets, Regenten es dennoch, ihrer Nachbaren halben, nicht haben dahin bringen können, im Schooße des Friedens das Wohl der Völker zu begründen, oder wie der deutsche Horaz sagt, der Feldherrntugenden höchste sich zu erstreben, ihr weites Reich zu befestigen.

Kein Staat in Deutschland ist mehr, als der Brandenburgische in dem Falle, seine Erhaltung auf den Vertheidigungsstand beruhen zu lassen. Die durch Fleiß und innern Wohlstand gegründete Glückseligkeit kleinerer

Staaten ist in dem unfruchtbaren Brandenburgischen Boden unmöglich. Viele Triebräder müssen hier in Bewegung gesetzt werden, ein wirksames Ganze hervor zu bringen, und ohne große Massen volkreicher Städte, großer in Umlauf gesetzter Summen, sorgfältig unterstützter Manufakturen, gegenseitig aufgeholfener Gutsbesitzer, einander die Hände bietender Provinzen, ansehnlicher Menschenmenge, war es unmöglich, das eigentliche Brandenburg je aus dem Verfall der größten Mittelmäßigkeit zu ziehen, ein Schauspiel, von dem Sachsen gerade das Gegentheil darbietet, wo, was seinen Nachbaren zur Erhaltung dient, diesem glücklichen Lande zum Verderben gereichen würde.

Diese angeführte Naturbeschaffenheit machte es in den Brandenburgischen Staaten zur Nothwendigkeit, die Mittel, welche sie nicht in sich selbst finden konnten, im Gleichgewichte mit mächtigen und reichen Nachbaren, zum Wohlstande und der daraus fließenden Stärke der Länder zu gelangen, außer sich zu suchen. Daher wurden Eroberungen nothwendig. Diese müssen in den Preußischen Staaten immer so weit gehen, als der nothwendige Vertheidigungsstand. Wenn nachbarliche Reiche aufhören sollten, sich durch unthätige Kriegszurüstungen zu schwächen, die, so viel man sehen kann, bisher weiter keinen Erfolg gehabt haben, als Rußland zwey Königreiche zu verschaffen, und wenn sie, welches der Menschheit halben nicht zu wünschen ist, ihren Kriegsstand furchtbarer zu machen suchen wollten, als er ist, so würde Brandenburg gezwungen werden, sein Gebiet in dem Verhältnisse zu erweitern, als solches erfoderlich seyn würde, den Vertheidigungsstand mit dem nachbarlichen in Gleichgewicht zu setzen.

Wenn

Wenn je eine Parallele in der Geschichte richtig gewesen zu seyn scheinet, so ist es die, welche die Macedonische Geschichte mit der Preußischen giebt. Friederich Wilhelm arbeitete vor seinem größern Nachfolger, wie Philipp vor Alexandern. Die Verfahren begründeten die Macht, mit der die Nachkommen den gelegten Plan ausführten, der in beyden Staaten nothwendig war, Griechenland aus der Abhängigkeit von den Persern zu reissen, und die Preußischen Monarchen selbstständig zu machen. Aber Friederich der Große, weiser als Alexander, blieb dem Plane getreu, und ließ sich nicht durch Leidenschaft verleiten sein Werk, durch Ausdehnung über die Grenzen der möglichen Selbsterhaltung zu schwächen. Nie wußte ein Sieger, weiser zu erobern, und ein König Eroberungen sichere Grenzen zu setzen.

Die Westpreußische Eroberung wird vermuthlich in der Geschichte das einzige Monument einer nothwendigen, und, in Absicht auf die Cultur der Länder gemeinnützigen Staatenvergrößerung dieser Art bleiben. Von Rechten und Ansprüchen will ich hier nicht reden; es ist schwer in Ansehung ihrer etwas philosophisch richtiges zu sagen. Zufall und Macht haben von jeher das Schicksal der meisten Länder entschieden, und wir können damit zufrieden seyn, wenn das Glück der Menschheit nicht dadurch leidet.

Wenn wir indessen, sowohl den Erzehlungen der Zeitgenossen, als auch unserm eigenen Urtheile über die innere Triebfeder eines öffentlich wirkenden großen Geistes, trauen dürfen, so war die Neigung Friederich des Großen,

Er schon als Jüngling, gekrönt von der Weisheit, und Staatskunst und Muse,
Er mit dem Sternengürtel zwölf herrlicher Siege gegürtet!

nie zu den Reizen des Krieges und dem Geräusche der Waffen gestimmt. Die Musen lieben nicht die Verheerung und die Unruhe des Streits, und wer widmete mehr als Friederich, seine Jugend den Wissenschaften, wer ehrte und suchte mehr große Geister? Man darf nur Sanssouci und Potsdam sehen, um dort nicht den Krieger, sondern den Freund der Ruhe und des Geschmacks zu suchen, wo man, wie das Bildniß des Aristoteles in Attikus Büchersammlung die Büsten Cäsars und Mark Aurels, den Friederich seinen Helden und sein Muster nennet, (mon héros, mon modèle), und gleich beym Eingange die Statuen des Lukrez und anderer Philosophen findet. Friederich gestehet selbst seinen Geschmack seinem Günstlinge d'Alembert. (nur solche Günstlinge ehren einen König!) Ermüdet von den Schatten, denen wir nacheilen, die, so lange unsere Phantasie glüht, uns wesentlich scheinen, durch Kenntniß der Menschen und Erfahrung gereift, fühlte Friederich, daß die Beschäftigung des Geistes mit Wissenschaften uns die einzige Unterhaltung gewährt, bey der wir wahre Zufriedenheit und Genugthuung finden.

Eben so ehrwürdig durch Weisheit, als furchtbar durch Siege, lebt Friederich wirklich für die von ihm gepriesene philosophische Ruhe, so oft die ihm, als Regent, aufliegende Pflichten, ihm vergönnen, sich selbst zu leben. Unter den größten Geschäften, die er führte, fand er, durch die von ihm eingeführte Ordnung, immer Zeit, von jedem Tage einige Stunden der Erhohlung des Geistes, und im Jahre einige Wochen ganz der Muße eines edlen Privatlebens zu widmen. Das Brunnentrinken des Königs in Sanssouci ist das wahre Leben griechischer

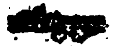
lesymneten. Hier gehen Wochen hin, wo Friederich, wie ehemals Cyrus seinen Gärten, lebt, und wenn er lange allein gewesen ist, Staatsmänner, als Freunde sieht,

> Glücklicher Barde *), der,
> Nicht den Feldherrn allein und den geschäftigen
> Landesfürsten in ihm, der auch den Vater des
> Hauses, der auch den Freund, der auch den frölichen
> Weisen, gros in der Kunst jeder Kamöne singt.

Dieser Philosophischen Denkungsart ungeachtet, sah Friederich, als er den Thron bestieg, die Nothwendigkeit ein, Eroberer zu werden. Er verließ die Musen, in deren Umgang er zum männlichen Alter gereift war, und zog ins Feld. Die Alten haben schon die Weisheit bepanzert vorgestellet, und dadurch angedeutet, daß, so wie zur Vertheidigung der Völker, Heerführer die größte Weisheit nöthig haben, es auch die größte Weisheit der Regenten ist, bewafnet auf Vertheidigung zu denken.

Jeder Preußische Soldat, der mit Friederich focht, weiß, daß dieser Held nicht die Weichlichkeiten unserer Sitten mit ins Feld nahm, und, gleich Heerführern minderer Fähigkeiten, mit Leichtfertigkeit, Wohlleben, Gaukeleien und Schmeicheleien umgeben war. Er theilte mit seinem Heere das Schicksal des Krieges, und härtete eben dadurch seinen Körper zu der Dauer, die ihm itzt, als Greis, noch seine ganze vormalige Thätigkeit zurückläßt, und mit Sonnen Aufgang zu Geschäften ruft.

*) Ramler.



Krieger, Sieger, Eroberer und Stärker seiner Staaten im Plane der ihm, als Könige, nothwendigen Weisheit, sah nun Friederich, daß seiner Staaten System, das von seinen Vorfahren auf ihn verpflanzt war, nicht ohne die genaueste Ordnung in der Finanzverwaltung bestehen konnte. Hier mußte eine Methode eingeführt werden, die eben so regelmäßig sicher war, als die Taktik seiner Kriegskunst.

Ob dieses System fehlerhaft sey, oder nicht, ob es, ohne die Sicherheit der Ordnung in der Finanzverwaltung zu zerstören, verbessert werden könne, ist nicht mein Zweck zu untersuchen. Daß, im Ganzen genommen, Fleiß und Gewerbe nicht dadurch leiden, bestätigen alle Nachrichten, welche aufmerksame Beobachter uns von den Gutsbesitzern, von dem Landmanne, und von den Manufakturisten in den Preußischen Staaten geben.

In dieser Hinsicht kann es wünschenswerth und auch thunlich seyn, daß Monopolien vermindert, Zölle gemäßiget, der Transithandel ermuntert werde. Es würde aber gewiß den Verfall der Preußischen Größe nach sich ziehen, wenn ein Financier entstehen und von dem itzigen Plane der Verwaltung abweichen könnte, in der Meinung der Aufnahme des Gewerbes dadurch mehr Luft zu verschaffen.

Der König hat keinen Financier, und das ist der Beweis der guten Verwaltung seiner Finanzen. In jedem Frühjahre legt ihm sein Buchhalter *) eine Balance

*) Raynal hat Recht, wenn er sagt, der König hat keine Minister, er hat blos Sekretaire. Man hat freilich dagegen

lance der Einnahme und Ausgabe des laufenden Jahres vor. Diese Balance unterschreibt und billigt der König. Diese hat er beständig der Berechnung seiner Macht zur Seite liegen. Beyde sind gegen einander abgemessen, und nicht allein ist für die ordentliche Unterhaltung der Armee gesorgt, sondern auch für die ausserordentliche Kosten der Kriege, durch jährlich zurückgelegten Ueberschuß.

Die vom Könige gebilligte Balance dienet allen Departementern und Provinzministern zur Vorschrift, nach welcher sie das Fach des Finanzwesens, das ihnen zu besorgen aufliegt, zu verwalten haben. Hieraus entstehen die Vortheile, 1) daß ein jeder, dem ein Fach des Finanzwesens zu verwalten anbefohlen ist, genau den Zustand desselben kennen muß, um jedes Jahr in voraus angeben zu können, wie viel er in der Einnahme zu gewärtigen, und welche Ausgaben er zu bestreiten habe. 2) Daß die Geschäfte sehr viel leichter und kürzer zu behandeln sind, als in den Staaten, wo jede öffentliche Ausgabe einen besondern königlichen Befehl erfodert, indem jede Casse weiß, wie weit sie gehen kann, und ohne weitere Detailvorfragen gesichert ist, so bald der Revisionskammer richtige Rechenschaft abgelegt werden kann. 3)

dagegen eingewendet, daß seine Sekretaire seine Minister sind, und dadurch auf seine drey Cabinetssekretaire in Potsdam, im Gegensatz seiner Minister im grossen Departemente, in Berlin gedeutet. Diese Anmerkung ist unrichtig, wie das Schicksal einiger dieser Cabinetssekretaire beweiset. Daß sie den König betriegen und Unterschrift begeben können, ist eine ganz andere Sache, und nicht daraus zu folgern, daß sie in wichtigen Sachen seine Rathgeber sind.

Daß keine Casse weiter gehet, als ihr Fond, nach einmal erhaltener Vorschrift, es erlaubt, und also, theils in kleinen Summen, über die in einigen Staaten Departementer freie Hände haben, nichts ohne Vorwissen des Königs aufgehen kann, theils in allen Ausgaben der König sicher ist, daß er nicht mehrere billigt, als die Einnahme einer jeden Casse ihm zu billigen erlaubt. 4) Daß vielmehr jede Casse auf einen Ueberschuß spart, und von einem Jahre zum andern überträgt, um im Falle des unerwarteten Abgangs der Einnahme die eintreffende Lücke ausfüllen zu können.

Männer, die tiefere Einsichten, als ich, in der Materie besitzen, in die ich mich hier hinein gewagt habe, werden es mir zu gute halten, wenn ich irrte, indem ich der Welt etwas Großes und Erhabenes vorzustellen suchte, welches vielleicht nicht von allen im wahren Zusammenhange beurtheilt wird. Aufrichtige Staatswirthe aber werden vermuthlich mit mir der Meinung seyn, daß nur da die Finanzen in einer guten Verfassung sind, wo eine Verwaltung herrschet, die der itzt beschriebenen ähnlich ist, daß, wenn daselbst das Land in Aufnahme kommt, das Gewerbe, in einzelnen Gegenständen mehr oder weniger begünstiget seyn kann, im Ganzen genommen aber, durch die Sicherheit und Ordnung in den Finanzen, einen unbeschreiblichen Vortheil erhält, und daß, sobald diese Zwecke erreicht werden, nur die ökonomischen Bemühungen Staatswirthschaftlicher Könige ihren vollen Werth behalten, dagegen aber alle Chimären der Finanzkünsteleien, alle verwickelte Begriffe von Ressourcen, Operationen, Negociationen, Tontinen, Lotterien, Unterbalance im Handel, oder wie dergleichen Gallicismi mehr heißen,

von selbst, wie das Gerüste oder die Stützen eines fertigen Gebäudes, wegfallen.

2. Der zweite Gegenstand der bey der Industrie zu beobachtenden Ordnung, ist die in dem natürlichen Gange der Industrie selbst, zum Grunde liegende Ordnung.

Wenn man frägt, woher es kommt, daß Staaten die nur ein Hauptgewerbe führen, wie zum Beispiel, Hamburg den Commissionshandel, verhältnißmäßig die reichsten und blühendsten sind, so kann man wohl nicht die Antwort in dem innern Gewerbe und dem ordentlichen Betriebe desselben in diesem kleinen Bezirke suchen. Ein solcher handelnder Staat macht freilich, in Beziehung auf seine Unabhängigkeit, einen eignen Staat aus, der so weit gehet, als die Grenzen des Gebiets; in Absicht auf den Handel aber, macht er ein Ganzes mit allen den Staaten aus, mit denen er in Gewerbeverbindung stehet, und weil er diese Verbindung nicht einer geographischen Lage, nicht einer Vereinigung unter einem Oberhaupte zu danken hat, sondern selbst wählt und aufsucht, dabey blos seinen Vortheil zu Rathe ziehet, und gegenseitigen Vortheil geben, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, Gewerbe so an Gewerbe reihen muß, daß eines dem andern Nutzen bringt, folglich weil er genöthigt ist, der natürlichen Ordnung des Gewerbes zu folgen, ist er reich und wohlhabend.

Wenn es keine Staaten gäbe, in denen der Landbau die erste wichtigste Beschäftigung ist, wenn in eben den, oder in andern Staaten der Manufakturfleiß nicht auf diesen Landbau gegründet wäre, so würde der Gedanke, daß

daß irgend ein Ort durch Handlung wirklich blühend werden sollte, lächerlich seyn.

Hieraus folgt, daß wenn das Gewerbe im Flor kommen soll, ein Staat entweder seinen Handel auf Ackerbau und dem darauf folgenden Manufakturfleiß, oder auf Manufakturfleiß, der auf fremden Ackerbau gegründet ist, oder beydes, auf fremden Manufakturfleiß und fremden Landbau gründen muß.

Hieraus folgt ferner:

1) Wenn ein Staat zum Landbau geschickt ist, muß dieser der Grund alles Gewerbes seyn. England, sagt Smith, hat seine Größe seinen vortreflichen Ackergesetzen zu danken.

2) Wenn ein Staat mehr zu Manufakturen, oder zu Erzeugnissen, die Landbau voraussetzen, wie Schwedens Bergwerke, als zum Ackerbau, geschickt ist, muß er sich mit den Ländern in genauer Verbindung setzen, in denen der Ackerbau die Hauptsache ist, und durch freien Handel dort den Kornbau, wie den Seinigen, ermuntern.

3) Wo weder Manufakturen, noch Kornbau sind, ist ein völlig freier Handel unumgänglich nöthig, einen blos handelnden Staat empor zu bringen.

Diese Grundsätze gelten nicht allein für ganze Staaten, sondern können auch gemeiniglich in jedem Staate auf gewisse Provinzen und Städte angewendet werden. So hat Schweden Kornprovinzen, in denen der Ackerbau die erste Aufmerksamkeit der Regierung verdient. So sieht Dännemark die Stadt Altona mit Recht, als einen Handelsort an, bey dem weder Manufakturen noch

Land-

Landbau die Nothwendigkeit der Handelsfreiheit überwiegen können.

Wenn ein Staat ein Kornland ist und keine Manufakturen hat, muß man, um Manufakturen hervorzubringen, den Landbau auf alle mögliche Art befördern. Man muß daher

1) Kein Verbot gegen die Ausfuhr irgend eines Naturprodukts ergehen lassen, weil, wenn dieses geschieht, der Hervorbringung ein großes Hinderniß in den Weg gelegt wird.

2) Keine auswärtige Manufakturwaaren mit zu hohem Zolle oder gar mit Verbot belegen, um einige Fabrikanten im Lande zu monopolisiren, weil dieses eine indirekte Auflage und Einschränkung für den Landbau ist.

Wenn ein Staat Ackerbau und Manufakturen treibt, und in beyden so weit ist, daß er Ausländer versorgen kann, ist die verbotene Einfuhr des Korns und der fremden Fabrikwaaren daselbst am wenigsten schädlich; man kann aber daraus nicht schließen, daß dieses Verbot nützlich sey. England wird gemeiniglich von denen angeführt, die es rechtfertigen wollen, aber nur dann erst, wenn ein Staat Englands Fleiß hat, kann er es wagen, dessen fehlerhafte Anordnungen nachzuahmen.

Es sey nun aber, daß ein Staat blos Ackerbau, oder zugleich Manufakturfleiß habe, so ist eine der nöthigsten Regel zur Aufnahme des Gewerbes, nie die Zufuhr der rohen Materie zu erschweren. Man kann sich den Fall nicht gedenken, da das Gewerbe durch Einfuhr roher Materie nicht vermehrt würde. Hiedurch muß nothwendigerweise Beschäftigung entstehen.

Daß

Daß rohe Materie nicht eingeführt werden müsse, weil es besser ist, sie im Lande hervorzubringen, heißt an einigen Orten soviel, als, daß ein Land nicht mehr rohe Materie veredlen solle, als es selbst hervorbringt, oder an andern, daß man das Wenigere nicht haben will, weil man das Mehrere nicht hat, daß man nemlich, weil die Hervorbringung fehlt, auch die Verarbeitung fremder Materialien hindern zu müssen glaube. Sonderbar würde es den Engländern scheinen, wenn man ihnen von verbotener Einfuhr des Flachses, Hanfes, und des leinenen Garns vorreden wollte.

Die Veredlung ist der gewissesie Weg, die Hervorbringung zu ermuntern. Ein Land kann sehr viele und sehr gute Erzeugnisse haben, und, des leichten und guten Absatzes halben, nie an eigene Verarbeitung denken. So hat die Gegend um Eiderstedt die beste Wolle dieser Art, und doch ist noch in keiner der benachbarten Landstädte an Anlegung einer Zeugmanufaktur gedacht, wenn gleich der fruchtbare Boden Holsteins nicht überall die Ursache ist, welche das Gewerbe blos auf den Landbau einschränkt. Wenn dagegen ein Ort mit Veredlung einer rohen Materie anfängt und in derselben Fortgang hat, ist der Uebergang zur Anpflanzung, oder zur Hervorbringung der rohen Materie unvermeidlich, sobald solche mit Nutzen getrieben werden kann. Kann dieses nicht geschehen, so würde man Unrecht haben, die Zufuhr der rohen Materie aus der Fremde zu verbieten; eines Theils, weil die Veredlung dadurch Aufenthalt oder gar Einschränkung leidet, andern Theils, weil der Landbau mit größerm Vortheil andere Produkten erzielen kann, als diejenigen, welche die Veredlung aus der Fremde ziehet. So findet,

zum

zum Beispiel, der Pächter in England seine Rechnung nicht dabey, Hanf anzubauen, und es würde daher eine Last für die Seegeltuchmanufakturen seyn, wenn man die Einfuhr des fremden Hanfs erschweren, so wie ein Verlust für den Landbau, wenn man den Anbau des Hanfs durch Prämien ermuntern wollte. Man ist daher in England nicht weiter gegangen, als die Einfuhr des Hanfs aus America durch Prämien zu begünstigen.

Wo Vertreibung vorangehet, da kann man gewiß erwarten, daß, wenn Cultur nicht erfolgt, solches entweder an der Natur des Landes liegt, oder an Fehler, die aus dem Wege geräumt werden müssen. Es ist dagegen nicht in der Natur der Dinge, eine Cultur in Voraussetzung einer künftigen Vertreibung zu erwarten. So gewiß als Mittel, eine Waare los zu werden, machen, daß auf Mittel gedacht wird, eine Waare hervorzubringen, eben so wenig wird jemand, ohne Absatz voraus zu sehen, Erzeugnisse hervorzubringen suchen. Keiner wird Flachs bauen, wenn nicht der Weber oder dessen Kaufmann schon da sind, seine Abnehmer zu werden, wo dagegen Leinwandsweber sind, da wird die Spekulation bald ausrechnen, ob Vortheil dabey ist, den Flachs in der Nähe zu ziehen.

Fällt die Berechnung so aus, daß der Fabrikant seine Rechnung dabey findet, den Flachsbau bey der Hand zu haben, finden sich aber in diesem Anbau Hindernisse, so wird das gemeine Wesen hinzutreten, solche aus dem Wege zu räumen, es sey durch Anschaffung guten Saamens, oder durch Erlernung richtiger Methoden u. s. w. Auf diese Art wird, wenn die Leinwandsfabrikation in Aufnahme kommt, auch für den Flachsbau gesorgt.

Aber

Aber nicht einmahl das Weben der Leinwand ist hiezu erfoderlich. In einer Nation, wo nicht alles Gewerbe niedergedrückt ist, und eine schläfrige Trägheit und Unthätigkeit über das Volk verbreitet, wird der bloße Leinwandshandel hinreichend seyn, die Fabrikation zu ermuntern, oder wenigstens einen Theil derselben dem Staate zuzuwenden. So ist bekanntlich das Bleichen der Leinwand in Holland ein beträchtliches Gewerbe, und gewiß ein wichtiges Mittel zur Beförderung der Leinwandmanufaktur. Der patriotische Gedanke, die Einfuhr des ungebleichten Leinens zu verbieten, und die Verfertigung desselben in Holland zu ermuntern, würde gewiß daselbst so beurtheilt werden, wie er überall, wo man Gewerbe empor bringen will und kann, aufgenommen zu werden verdient.

Sollte man die Zolleinkünfte, welche von rohen Materien in die Staatskasse fließen, für so wichtig halten, daß man glauben sollte, solche nicht abschaffen zu dürfen, so würde man einen auffallenden Fehler in den Finanzberechnungen begehen. Die Zolleinkünfte werden nie so ansehnlich seyn, als der Gewinn seyn würde, welcher den öffentlichen Einkünften aus dem blühenden Gewerbe zufließen könnte, und je mehr der Zoll der rohen Materie einträgt, desto mehrern Grund findet daher der gute Staatswirth, diesen Zoll zu erlassen, weil er daraus urtheilt, wie sehr das mit Zoll beschwerte Gewerbe sich empor zu arbeiten sucht. Auch der Grund, daß Zolleinkünfte dem Staate in der Erhebung am meisten kosten, und mehr als 15 Procent von der Einnahme wegnehmen, wogegen andere Abgaben nur das Drittheil kosten, verdient hier in Betrachtung zu kommen, wenn er gleich

nicht

icht geradezu angewendet werden kann,) in so ferne nem-
ch die allgemeine Regel nicht aus den Augen zu lassen
t, daß je mehr man Zollabgaben in andere Abgaben
erwandeln kann, desto mehr der Staat gewinnt und
sparet.

Die Grundsätze, welche in Rücksicht auf die Ordnung
n Gewerbe zu beobachten sind, so wie ich sie hier kürzlich
iseinander gesetzt habe, sind so sehr der Natur des Ge-
erbes gemäß, daß es unmöglich scheint, sich von den-
lben zu entfernen. Demungeachtet ist nichts häufiger,
s Staaten zu sehen, in denen diese Ordnung ganz um-
:wendet wird.

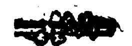
Der Vorwurf, den man Colbert gemacht hat, daß
den Manufakturfleiß auf Kosten des Ackerbaues zu
:fördern gesucht habe, ist allgemein bekannt. Häufiger
t es in unsern Zeiten, die Hauptbemühungen in der
Staatswirthschaft auf den Handel zu richten. Hier sind
oeene wichtige Sätze nicht aus den Augen zu lassen:

1) Daß der bloße Handelsgewinn am wenigsten
meinnützig ist.

2) Daß, wenn man den Handelsgewinn zur
auptsache macht, man wenigstens seinem Zwecke ge-
äß handeln muß.

Der Handelsgewinn ist der glänzendste und schnellste
ler Gewerbe. Das Getümmel der Städte, die Schif-
hrt, die Mannigfaltigkeit der Waaren, die großen
oulancen oft tief verschuldeter Kaufleute, geben ihm ein
ßeres Ansehen, das der größte Wohlstand einer reichen
gegend eben so wenig, als der Manufakturfleiß, nie

 erhal-



diosi sono i guadagni del commerciante. Di Concurrenz fleißiger Völker wird immer unüberwindlich seyn, und wo ist denn der Gewinn des unterliegenden Staats?

3. Da nur der Handel gesucht werden kann, der überwiegende Vortheile abwirft, da die Gewinnsucht nur die Handelszweige suchen wird, die monopolischen Gewinn geben, werden einige schnell reich werden, indeß der größte Theil der Nation arm und elend ist. Hieraus entstehet das Uebel der ungleichen Vertheilung der Reichthümer des stockenden Geldumlaufs, und des zunehmenden schädlichen Lux.

4. Einige durch den Handel begünstigte Seestädte werden Größe und Reichthum gewinnen, obgleich auch mehr, als die, von diesem Vorwurfe, durch einige gerechtfertigte große Städte in England und Frankreich, um sich eine Einöde verbreiten. Aber so wie in den Provinzen überall Elend und Mangel herrschen muß, so werden insonderheit die Landstädte dies durch ihren gänzlichen Verfall zeigen, und alles was man ihrer Aufnahme halben an Zünften, städtischem Gewerbe und dergleichen vorschlägt und befolgt, wird ihnen Jahrhunderte lang, nicht einen Bürger mehr geben, sondern vielmehr ihre Abnahme immer weiter treiben.

5. Wenn innerer Fleiß, wenn Ackerbau und Manufakturen dem Handel vorangehen, wird der Handelsgewinn ein Beytrag zur wahren Größe des Staats. Der Wohlstand wird allgemein, die Bevölkerung nimmt zu und der reichste Gelderwerber wird, selbst durch seinen Reichthum, mit dem Staate verbunden, in dem er lebt.

Wenn

[w]enn dagegen der Handelsgewinn ohne Fleiß im Lande
[m]öglich ist, verbindet nichts den Reichen mit dem Vater-
[la]nde, als die Begierde mehr zu gewinnen; wenn diese
[ge]sättigt werden könnte, würde er eben so leicht dem Va-
[ter]lande den Rücken wenden, als in demselben bleiben.
[Ge]schieht dies nun freilich nicht leicht, so fließet doch
[da]raus, daß Vaterlandssinn, Beysteuer zur Erhaltung
[de]s Gemein-Wesens, bürgerliche Einigkeit immer selt-
[ner] werden. Wollen wir uns davon überzeugen, so dür-
[fen] wir nur unsere Augen auf England und Holland wen-
[den]. Je mehr Staaten Anarchien ausgesetzt sind, desto
[we]niger sollten sie daher ausschließende Handelskompag-
[nie]n, und überhaupt überwiegenden Handelsgewinn, der
[nic]ht auf innere Industrie gegründet ist, begünstigen.
[Wi]r sehen in Holland, wie wenig Volksgeist, Eifer für
[den] Staat, Erhaltung der Ruhe und Ordnung, Zusam-
[men]treten in öffentlichen Drangsalen, wahre gesunde
[Be]urtheilung des Staatsinteresse mit überwiegendem
[Ha]ndelsgewinn bestehen kann, und von jeher hat Holland
[ihn] vorzüglich zu begünstigen gesucht. Eben so droht
[in] England die der Englischen Monarchie, wäre es auch
[nur] durch den Theehandel, und den dadurch veranlaßten
[Abf]all der Amerikanischen Colonien, weit mehr schädlich,
[als] nützlich gewordene Ostindische Compagnie, dem dor-
[tige]n Gemeinenwesen die größte Verwirrung, wogegen
[da,] wo innerer Fleiß dem Reichthum vorangehet, der
[Sta]at seine größte Stärke und seine nervigste Kraft hat.

6. Die wahren Quellen der öffentlichen Einkünfte
[wur]den verstopft, und die nothwendig gewordenen Aufla-
[gen] können doch nicht auf das Gewerbe, welches sie am
[wen]igsten leidet, den Handel, fallen. Sie erdrückten da-

 her,

diosi sono i guadagni del commerciante. D
Concurrenz fleißiger Völker wird immer unüberwindli
seyn, und wo ist denn der Gewinn des unterliegende
Staats?

3. Da nur der Handel gesucht werden kann, de
überwiegende Vortheile abwirft, da die Gewinnsucht nu
die Handelszweige suchen wird, die monopolischen Ge
winn geben, werden einige schnell reich werden, inde
der größte Theil der Nation arm und elend ist. Hieraus
entstehet das Uebel der ungleichen Vertheilung der Reich
thümer des stockenden Geldumlaufs, und des zunehmen
den schädlichen Lux.

4. Einige durch den Handel begünstigte Seestädte
werden Größe und Reichthum gewinnen, obgleich auch
mehr, als die, von diesem Vorwurfe, durch einige gerecht
fertigte große Städte in England und Frankreich, um sich
eine Einöde verbreiten. Aber so wie in den Provinze
überall Elend und Mangel herrschen muß, so werden in
sonderheit die Landstädte dies durch ihren gänzlichen Ver
fall zeigen, und alles was man ihrer Aufnahme halben
an Zünften, städtischem Gewerbe und dergleichen vor
schlägt und befolgt, wird ihnen Jahrhunderte lang, nicht
einen Bürger mehr geben, sondern vielmehr ihre Abnah
me immer weiter treiben.

5. Wenn innerer Fleiß, wenn Ackerbau und Manu
fakturen dem Handel vorangehen, wird der Handelsge
winn ein Beytrag zur wahren Größe des Staats. De
Wohlstand wird allgemein, die Bevölkerung nimmt zu
und der reichste Gelderwerber wird, selbst durch seinen
Reichthum, mit dem Staate verbunden, in dem er leb

Wenn

lenn dagegen der Handelsgewinn ohne Fleiß im Lande
öglich ist, verbindet nichts den Reichen mit dem Vater-
nde, als die Begierde mehr zu gewinnen; wenn diese
sättigt werden könnte, würde er eben so leicht dem Va-
lande den Rücken wenden, als in demselben bleiben.
schieht dies nun freilich nicht leicht, so fließet doch
raus, daß Vaterlandssinn, Beysteuer zur Erhaltung
Gemein-Wesens, bürgerliche Einigkeit immer selt-
werden. Wollen wir uns davon überzeugen, so dür-
wir nur unsere Augen auf England und Holland wen-
l. Je mehr Staaten Anarchien ausgesetzt sind, desto
niger sollten sie daher ausschließende Handelskompag-
n, und überhaupt überwiegenden Handelsgewinn, der
ht auf innere Industrie gegründet ist, begünstigen.
r sehen in Holland, wie wenig Volksgeist, Eifer für
Staat, Erhaltung der Ruhe und Ordnung, Zusam-
ntreten in öffentlichen Drangsalen, wahre gesunde
urtheilung des Staatsinteresse mit überwiegendem
ndelsgewinn bestehen kann, und von jeher hat Holland
en vorzüglich zu begünstigen gesucht. Eben so droht
England die der Englischen Monarchie, wäre es auch
durch den Theehandel, und den dadurch veranlaßten
all der Amerikanischen Colonien, weit mehr schädlich,
nützlich gewordene Ostindische Compagnie, dem dor-
n Gemeinenwesen die größte Verwirrung, wogegen
wo innerer Fleiß dem Reichthum vorangehet, der
at seine größte Stärke und seine nervigste Kraft hat.

6. Die wahren Quellen der öffentlichen Einkünfte
den verstopft, und die nothwendig gewordenen Aufla-
können doch nicht auf das Gewerbe, welches sie am
igsten leidet, den Handel, fallen. Sie erdrückten da-

 her,

her, wie in Holland, durch Consumtion, den Manufaktu fleiß. Hiedurch entstehet eine Verwirrung in den öffentlichen Anordnungen, aus der man sich nicht herauswinden kann.

Der Handel, so einträglich er auch ist, duldet kein Auflagen. Kaufleute, so reich sie auch sind, beschweren sich über jede Abgabe, oder entgehen ihr. Will man Zwang gebrauchen, so erliegt aller Handel.

Dieses führt mich zu dem zweyten Satze, daß wenn man in einem Staate den Handelsgewinn zur Hauptsach macht, man wenigstens seinem Zwecke gemäß handeln sollte. Dieses thut Holland, unbekümmert, ob di Tuchmanufakturen in Leiden abnehmen, sorgte dies Staat für seinen Handel. Wo man diesem Beyspi folgen will, muß ein Staat sich blos als handelnd ansehen und nach den Regeln verfahren, wonach, wie vorhin b merkt ist, Handelsorte, wie Hamburg, zu beurtheile sind.

Gehet dies der öffentlichen Einkünfte halben nicht an, will ein Staat diese nicht so unzulänglich und so gewiß lassen, als sie in Holland sind, will man nicht Landbau und den Manufakturfleiß ganz aufgeben, so man in lauter Widersprüche, so kann man nicht mehr gend eine Anordnung machen, die nicht entweder andern Anordnungen contrastire, oder die, wenn sie Gewerbe begünstiget, dem andern Anleitung zu Kla giebt. Bald wird der Handel der Manufakturen, des Ackerbaues halben eingeschränkt, bald werden Vortheile zugestanden, deren Last auf diese zurück Der Handel klagt, wenn man ihn mit Zöllen und

boten beschwert, das übrige Gewerbe, wenn man ihn frei läßt. Um alles gut zu machen, erschöpft sich der Staat in Unterstützungen, und erkauft, gleichsam mit unnütz verschwendetem Gelde die Freiheit, von den natürlichen und richtigen Grundsätzen des Gewerbes abweichen zu können.

2. Sicherheit im Gewerbe.

Die unrichtige Bestimmung des Begrifs, den man mit der bürgerlichen Freiheit verbinden muß, hat vermuthlich einige Schriftsteller veranlasset, monarchischen Staaten den Vorwurf zu machen, daß in ihnen das Gewerbe nicht die Sicherheit genießen könne, welche zum allgemeinen Zutrauen erfoderlich ist.

Nach den zuvor zum Grunde gelegten Sätzen muß das Gewerbe desto sicherer seyn, je monarchischer ein Staat ist. Ein Monarch kann nie ein Interesse dabey haben, dem Gewerbe seine Sicherheit zu benehmen, Monopolien, drückende Auflagen, und dergleichen schwächen seinen Staat und mithin sein Ansehen. Eben so wenig hat er Ursache, dem einen sein Eigenthum zu nehmen, um es dem andern zu geben, oder einen Staatsbürger auf Kosten seines Mitbürgers zu begünstigen. Ein mächtiger Monarch wird nie ein schwacher Despote werden, und das wird er, wenn ihm nicht Eigenthum heilig ist. Dann ist sein Eigenthum, seine Krone, eben so wenig heilig. Jedem hängt das Schwerdt über den Kopf, aber über den Kopf des Despoten hängt mehr, als eines. Jeder mißvergnügte Janitschar, jede mächtigere Parthei droht, ihm sein Eigenthum zu rauben, und, um den Gefahren zu entweichen, findet er keinen sicherern Zufluchtsort, als einen Pallast, welcher zum



3. Gleichheit im Gewerbe.

Man muß nicht glauben, daß ich einem Rousseau beytreten wolle, indem ich mich gegen alle Ungleichheit im Gewerbe erkläre. Ich bin weit entfernt, diesem seltnen Geiste in seinen Schlußfolgen Recht zu geben, so wahr er auch in seinem Blicke auf die itzige Menschheit und in dem Gefühle war, das dieser Anblick in seiner Seele hervorwärmte.

Die Gleichheit, für die ich mich erklären zu müssen glaube, liegt gewiß nicht in dem Zustande, in dem die Menschen, durch fehlende Bildung, wie die Nikobaren, die Feuerländer, oder ihre Gegenfüßler, die Lappen, gar nicht wissen, was groß, was klein, was erhaben, was niedrig, und nur in geringem Grade, was gut und was böse ist. Sie ist auch nicht unter den Wilden, welche durch fehlerhafte und zu weit getriebene Ausbildung des Muths und der Tapferkeit, dahin gebracht werden, daß, wie unter den Huronen und Irokesen, der Stärkere den Schwächern mit Freudengeschrei verzehre, und der auch in Martern unüberwindliche Schwächere den Feinden bey ihrem Siegesmahle höhne. Montagne mag Recht haben, daß es dem Siegbegierigen Huronen blos darum zu thun sey, seinen Gefangenen zum Geständnisse zu bringen, daß er dem Ueberwinder gehöre, und dadurch gleichsam bis über den Willen der Feinde zu triumphiren. Die Ausschweifung wird dadurch nicht edler, weil sie aus der edlen Quelle, des Durstes nach Ruhm und Siegen, fließet, und wir sagen mit Recht, daß es nicht zum vernünftigen Urtheilen, sondern zum Schwärmen gehöre, wenn jemand, aus empfänglichen Gefühl für eine an sich edle

Leiden-

Leidenschaft, ihren thörichten oder gar strafbaren Folgen seinen Beyfall giebt.

Die Träume um Gleichheit müssen richtigern Begriffen weichen. Der Staatsmann setzet sie darin, daß er in seinen Vorschlägen und Anordnungen zum Besten des Landes, so wenig als möglich, und, wenn er es vermeiden kann, niemals eine Klasse, einen Stand im Staate isoliret; und wenn das Isoliren nicht vermieden werden soll, wenigstens niemand in irgend einem Stande individualisirt. Ich habe die beyden entlehnte Ausdrücke aus einer fremden Sprache genommen, weil sie mir die bequemsten schienen, den Sinn der Sachen auszudrücken. Sie sind itzt näher zu bestimmen.

Wenn ein Staatsmann bey allen Vorfällen, die zur Staatswirthschaft gehören, seine Maaßregeln so nimmt, daß er dabey Rücksicht auf das Ganze hat, und im Zusammenhange mit diesen beurtheilet, was einzelnen Theilen zukommen, begünstigen oder zur Last fallen kann, so sitzt er eigentlich am Steuer, und regieret. Wenn aber seine Einsicht nicht weiter gehet, als den angeblichen Vortheil eines Standes, eines Gewerbes, zu Rathe zu ziehen, so isolirt er denselben von dem Gemeinwesen. Wenn seine Einsicht, oder seine Uneigennützigkeit nicht einmahl so weit gehet, einen Stand oder ein Gewerbe zu beurtheilen, und er in diesem Stande oder Gewerbe einzelne Personen hervorziehet, sie drückt, oder unterstützt, so individualisirt er.

Man würde indessen Unrecht haben, in den Staaten, in denen isolirt und individualisirt wird, immer Staatsmänner anzuklagen. Der Fehler kann in der Staatswirth-

wirthschaft so weit eingerissen seyn, daß keiner mehr ihn abändern kann, ohne ihm eine Zeitlang zu folgen. Hier ist aber nicht die Rede, was in den Staaten zu thun ist, wo die ganze Geschäftsverwaltung im Isoliren und Individualisiren bestanden hat. Hier ist die Rede von der Beurtheilung der Aufnahme des Gewerbes, da, wo ein Staatsmann freie Hände hat, und nach der Bestimmung dessen, was wahr und richtig ist, handeln kann. Wenn man sich erinnert, was bey verschiedenen Fällen gesagt ist, die in diesem Werke durchgegangen sind, und die zum Isoliren und Individualisiren gehören, so wird man mir hoffentlich nicht vorwerfen, es für nützlich zu halten, daß man alles, was in der öffentlichen Geschäftsverwaltung tadelnswerth ist, auf einmal über den Haufen zu werfen. Ich glaube vielmehr, daß man selten einen Fehler blos damit gut machen kann, daß man ihn vermeidet, und daß man vielmehr gemeiniglich am sichersten, auf dem Wege des Fehlers selbst, zur Besserung desselben gelangt.

Meine Absicht war anfangs, die Gründe durchzugehen, die zum Isoliren und Individualisiren führen, und zu zeigen, daß dazu keine nützliche Veranlassung statt finden könne. Ich habe eine hierüber entworfene Abhandlung zur Umarbeitung fertig liegen, es würde aber zu weitläuftig seyn, sie hier einzurücken.

Man muß indessen das Gesagte nicht so verstehen, daß kein Staatsmann etwas zum Vortheil, oder zur Last einzelner Stände, Gewerbe und Personen thun müsse. Dieses zu behaupten, wäre eben so viel, als alle Belohnungen und Strafen, alle Aufmunterungen, Verbesserungen und auch alle Abgaben verwerfen zu wollen. Hieran kann ich, wie man leicht sieht, nicht gedacht haben.

Meine

Meine Meinung ist, daß die Weisheit der Staatskunst bey jedem einzelnen Falle übersehen muß, wie er sich in das Ganze des Gemeinenwesens hineinpasset, und dem wahren Wohle desselben gemäß beurtheilt werden muß. Dieses ist, so viel ich als einzelner Mensch, einzusehen fähig bin, die Vorstellung, welche wir uns von der göttlichen Vorsehung in der Regierung der Welt und der darunter begriffenen Bestimmung des Menschen machen. Je mehr wir diesen Gedanken in der Regierung eines Landes zum Grunde gelegt sehen, desto mehr haben wir Ursache nicht blos für Schmeichelei zu halten, was den Regenten so oft vom Nachahmen der Gottheit oder gar von dem Vertreten derselben vorgesagt wird.

Die Hauptregel bleibt also, daß einzelne Belohnungen und Aufmunterungen, Strafen und Lasten, aus allgemeinen Gesetzen fließen müssen. Je weniger dieses geschiehet, desto weniger werden Belohnungen geachtet, und Aufmunterungen nützlich. Alsdann werden Strafen in Unterdrückungen und Lasten in Aussaugen (Exaktionen) verwandelt. So floß die Römische Bürgerkrone aus allgemeinen Gesetzen verdienter Tapferkeit freier Bürger, und so ward, in den Tagen des sinkenden Roms das Triumphiren ein leeres Gaukelspiel, bey dem Sclaven in die Hände klatschten. So werden die Strafgesetze der Europäer in ihren Colonien in andern Erdtheilen entsetzliche Grausamkeiten, weil, wie Sparmann erzehlt, der Holländer auf dem Kap nicht ruhig schlafen kann, wenn sein Bette nicht mit Mordgewehren umhängt ist, und nicht der Sclave in seinen Eingeweiden zitternd fühlt, daß der Weisse sein Herr ist.

Man

Man muß ebenfalls dem Gesagten nicht die Staaten entgegen setzen, deren ganze Gesetzgebung im Isoliren bestand. Wenn ein Staat nur einen Stand, oder ein Gewerbe haben will, kann man freilich unsere in Handlung und Industrie gegründete Staatswirthschaft nicht auf ihn anwenden. Die Regierungskunst erscheinet alsdann unter einem ganz andern Gesichtspunkte; sie bestehet nicht mehr in der Weisheit alle Fähigkeiten der Menschen und alle Vortheile der physischen Beschaffenheit des Landes so zu nutzen, daß der Zusammenfluß einzelner Vollkommenheiten ein vollkommenes Ganze ausmache; sie wird die Bildung, oder die Erziehung eines einzelnen Standes. Weiter nichts, als dieses, war die, in dieser Hinsicht, mit Recht so sehr gerühmte Gesetzgebung des Minos in Creta und Lykurgs in Lacedämonien. In beyden Staaten wurden Krieger erzogen, und daher war dort die Gesetzgebung weise, weil alle Anordnungen nach den allgemeinen Vorschriften der Tapferkeit beurtheilt wurden. Eben so nennet auch Rousseau Platos Republick eine Erziehungsschrift, und dieses mit Recht, indem Plato seine idealischen Bürger zur Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit zu bilden suchet, und blos auf diese Tugenden Rücksicht nimmt. Um diese ungeschwächt zu erhalten, verweiset er aus seiner Republik alles Weichliche, Falsche, Ungerechte, und schont selbst des guten Melesigenes nicht, oder Homers, so sehr er ihn auch liebt. Eine solche Verweisung aus einem Staate ist unmöglich, da die menschliche Natur es erfodert, daß Größen und Schwächen, Wahrheiten und Irrthum neben einander wohnen. Aber bey der Erziehung ist nicht allein möglich, sondern sogar nothwendig, es sich zum Zwecke zu machen, alle Schwächen und Irrthümer zu verweisen, das heißt freilich nicht,

Homer ganz zu verbannen, sondern den Geist des Lesers so zu bilden, daß er er nur das, was in diesem Dichter mit der wahren Geistesgröße übereinstimmt, für groß halte, und andere Stellen, die denen ähnlich sind, welche Plato anführet, als unwürdig zugelassen zu werden, verwerfe. Wer so Plato lieset, dem ist seine Republik nichts mehr ein Abentheuer, der findet mit Rousseau in ihr den Weisen, der in der Bildung des Herzens und des Geistes den Weg der Tugend und des Geschmacks gehet. Und dem wird auch das Urtheil über Homer sehr gegründet scheinen, so unerreicht (unequall'd) dieser Sänger auch ist, und noch nothwendiger wird er es bey allen heutigen Coryphäen in allen Wissenschaften halten, die wenn sie, sich unter einander Größe und Beyfall zugerufen haben, sich alle die Kleinheiten und Schwächen erlauben, die sie ihrem Zeitalter mit der Geißel des Witzes in mindern Schriftstellern aufzudecken suchen.

Die schlimmsten Folgen des Isolirens und des Individualisirens in der Staatswirthschaft zeigen sich alsdann, wenn sie dazu dienen, Reichthum und Macht eines Standes, eines Gewerbes, oder einer Person, unverhältnißmäßig zu häufen, und andere Stände und Gewerbe dadurch zu schwächen. Hierin liegt der Grund aller verlohrnen Volkes oder bürgerlichen Freiheit, und man muß ihm also, so viel, als möglich, entgegen zu arbeiten suchen, wenn man die Fesseln erleichtern, wo nicht zerbrechen will.

Die Geschichte bestätigt dieses hauptsächlich durch die Folgen einer Einrichtung, welche fast in allen Reichen angenommen worden ist, und durch ein allgemeines Vorurtheil unterstützet wird. Da England zuerst das Vor-

urtheil

urtheil eingesehen und gehoben hat, will ich aus dessen Geschichte anführen, was jeder Staat, der es thunlich findet, auf sich anwenden kann.

In keinem Staate herrschet, wie die Kenntniß der Landesverfassung ergiebt, eine größere Verwirrung der Begriffe bey der größten Praktischen Ordnung, als in England. Die Gerechtigkeit wird hier sehr gut und geschwind behandelt, der Handel und das Gewerbe sind in sehr gutem Fortgange, und das Eigenthum ist nirgends mehr geachtet, als in diesem Vaterlande der bürgerlichen Freiheit. Wo man indessen auf die Anordnungen und die Verfassung hinblickt, da findet man die größte Verwirrung, es sey in dem Zollsystem, in den Taxen und Abgaben, in den öffentlichen Fonds, in der gerichtlichen Verfassung der Gesetze, in den Grundsätzen des Eigenthums, oder was man sonst nur zu ersinnen vermag. Man kann daher in Blakstone nicht ohne Widerwillen sehen, daß diese aufgeklärte Nation, welche in den Geschäften selbst die heilsame Simplicität eingeführt hat, sich noch mit den größten Spitzfindigkeiten und Verworrenheiten verwickelter Begriffe plagt.

Nirgends erscheint dies sichtbarer, als in der Beurtheilung des Eigenthums. Bekanntlich ist eigentlich Allodium Eigenthum, und Feudum, oder Lehn, Besitz und Genuß, ohne Eigenthum. Wenn man diesen Begriff voraussetzet, so scheint es in der That sonderbar, bey Blakstone zu lesen, daß der König der einzige Allodialeigener in England sey, daß kein Landbesitzer daselbst Allodialgüter, oder Eigenthum besitze, und daß die alte Regel noch angeführt werde, daß kein Freigut ohne Belehnung (Investitur) gilt, (that where a freehold shall

pass,

afs, it behoveth to have a livery of seisin.) Diese Sonderbarheit wird noch auffallender, wenn man sich aus der Geschichte erinnert, daß Carl der Zweite alle Lehnsverbindlichkeit aufgehoben hat.

Man siehet hieraus, wie weit die Lehnsverbindlichkeit vormals in England gegangen seyn muß. Der Scharfsinn, der dabey gebraucht wurde, ist in der That bewundernswürdig, wenn er gleich auf lauter falschen Grundsätzen gebauet war, und blos auf Ausflüchte gegen die Strenge der Gesetze, oder auf Anwendung derselben zu unerlaubten Vortheilen, so wie es der Eigennutz mit sich brachte, abzielte.

Zu den hier eintretenden Spitzfindigkeiten gehört die verschiedene Eintheilung der Lehne. Unter diesen nannte man einige bedingte Lehne (conditional fee) welche nur auf gewisse Erben gingen, bey deren Mangel sie verfallen waren. Diese Bedingung gab den Lehnen den Namen.

Um den hiemit verbundenen Folgen zu entgehen, fand man aus, und Rechtsgelehrte setzten fest, daß ein Lehn auf gewisse Erben, freilich bedingt sey, so lange die bestimmten Erben nicht vorhanden wären, daß aber, sobald solche Erben gebohren würden, die Bedingung erfüllt und also das Lehn einfach sey. Sie versetzten daher die Worte der Benennung, und nannten ein bedingtes Lehn, ein einfaches Lehn unter der Bedingung, gewisse Erben zu haben. Hieraus ward gefolgert, daß der Besitzer alle Rechte eines einfachen Lehns habe, so bald die Bedingung erfüllt worden, und da ein einfaches Lehn verkauft werden konnte, that dies der Besitzer in Kraft seines Rechts, und kaufte nachher das Lehn wieder an sich. Hiedurch

verwandelte er es in ein gekauftes Lehn, bey dem keine Bedingung war, und so fiel die Bedingung weg, die ursprünglich das Lehn bedingt gemacht hatte.

Diese Spitzfindigkeit, die schon zu Eduard Cokes Zeit veraltet war, beweiset, daß die Bemühungen der Engländer immer dahin gingen, den Lehnszwang zu mildern und Güter zum freien, veräusbaren Eigenthum zu machen. Blakston nennet es eine subtile Feinheit der Ausdeutung, (subtle finesse of construction) um die Dauer der bedingten Güter abzukürzen. Dieses bekräftiget den Satz, den ich in einer eigenen Schrift nachzuspüren gesucht habe, daß in England der Geist des Volks, der Könige und der Gerichtshöfe, durch einstimmende Zufälle begünstigt, immer dahin gegangen sind, dem Lehnszwange zu entgehen, so wie in andern Staaten die Oligarchie die Macht des Lehnszwangs immer weiter auszudehnen gesucht hat. Diese verfielen daher in das Elend der Leibeigenschaft, England aber, das nie diese Vernichtung der Menschheit kannte, stieg mehr und mehr unter weisen Königen zur bürgerlichen Freiheit empor.

Dieses war, so wenig in England, als in andern Staaten den Gesinnungen der Aristokraten gemäß, welche im falschen Wahne der Familiengröße, für ihr Ansehen zu sorgen glaubten, indem sie die Unveräußerlichkeit der Lehne in voller Kraft zu erhalten strebten. In dieser Absicht veranlaßten sie das zweite Westminstersche Gesetz (Statute of Westminster the second oder de donis conditionalibus), vermöge welchem der alte Lehnszwang wieder auf die Veräusserungen gelegt wurde, und der Wille des Stifters (eigentlicher Fideikommisse) zur Richtschnur aller folgenden Erben dienen sollte.

Dieses

Dieses Gesetz gab zu neuen Spitzfindigkeiten und zu Eintheilungen oder verschiedenen Benennungen Anlaß, die man itzt kaum erklären kann. Sie gehören nicht hieher, aber die wesentlichen Folgen, welche das Westminstergesetz hatte, sind hier eigentlich in Erwägung zu ziehen. Ich will Blakstone selbst reden lassen:

„Die Errichtung dieses Familiengesetzes, wie Pigott es eigentlich nennet, verursachte unendliche Schwierigkeiten und Zänkereien. Kinder wurden ungehorsam, weil sie wußten, daß sie nicht vorübergegangen werden konnten, Pächter verlohren ihre Pachtungen, denn, wenn diese unverbrüchlich gewesen wären, hätte der Lehnsinhaber durch Pachtungen auf lange Zeit seine Erbnehmer wirklich enterben können. Gläubiger wurden um ihre Anleihen betrogen, weil, wenn der Erbe gehalten worden wäre, sie zu bezahlen, so hätte er auch dadurch Gefahr gelaufen, enterbt zu werden: unzählige versteckte Lehnspflichten kamen zum Vorschein, einen Käufer um das Land zu bringen, das er im guten Glauben gekauft hatte, und hiedurch wurden Processe veranlasset, mit denen die alten Schriften der Rechtsgelehrten angefüllt sind: Verrätherеien wurden begünstigt, da Güter nicht länger eingezogen werden konnten, als der Besitzer lebte, der sich eines Staatsverbrechen schuldig machte. Lehnsgüter dieser Art wurden daher mit Recht für eine Quelle neuer Streitigkeiten und Uebelthaten, die den gemeinen Rechten unbekannt waren, gehalten, und gaben mithin zu der allgemeinen Beschwerde Anlaß, eine Bürde des ganzen Reichs zu seyn."

Zu diesen Gründen hätte Blakstone noch hinzufügen können, daß da, wo Fideikommisse sind, nie an wahre

Verbesserung des Landwesens zu denken ist. Das hiezu nothwendigste Gesetz ist, daß Güter aus den Händen schlechter Wirthe in den Besitz der guten kommen können. Dieses ist der Natur der Fideicommisse entgegen, und doch fast nicht zu hoffen, daß die Besitzer derselben je gute Wirthe seyn werden. Ich kann hierüber nicht ein mehreres sagen, als Smith in dem Gemählde anführt, welches er von den sogenannten Gentlemen improver, (Landverbesserern) giebt, die er für die vollkommenste Landwirthe hält, die aber nie durch Fideikommisse gezogen werden.

Was die vermeinte Größe der Familien angehet, welche Hausväter dadurch zu erhalten glauben, so bin ich weit entfernt, mit dem Herrn Professor Büsch es für ein beneidenswehrtes Vorrecht zu halten, Stammgüter errichten zu können. Die sicherste Ahnengröße, die wir unsern Kindern hinterlassen können, ist das Beispiel eines rechtschaffenen Wandels, wo dieses auf Erben fruchtet, da wird Häuslichkeit die Stelle des Lehnzwangs vertreten, und gute Wirthe, die bei Veräußerungen und bequemeren Eintauschungen anderer Güter, Vergnügen und Vortheil finden, werden freie Hände behalten. Wo Beispiel und Erziehung fruchtlos sind, da ist die einzige Rettung der Väter, über ihr Vermögen nach eigenem Gutdünken bestimmen zu können, und nicht die Sklaven ungerathener Kinder zu seyn; so wie die drohende Nothwendigkeit für dergleichen Kinder die einzige Hofnung übrig läßt, daß sie früh oder spät gute Bürger werden können. Die vermeinte Sorgfalt für die Familiengröße ist nie etwas anders, als Fürsorge für ausgeartete Menschen, welche man dadurch vom Untergange zu erretten sucht.

Der

Der reiche Erbe eines Stammguts, dessen letzter Besitzer ein Verschwender war, dankt freilich dem Familiengesetze, daß sein Erblasser nicht auch das Familiengut verzehrte. Wer hieraus einen Grund zur Vertheidigung der Fideicommisse nimmt, bedenkt nicht, daß in Erwegung des gemeinen Bestens nicht vermeinter Privateigennutz zu rathe gezogen werden muß, und daß es auf keine Weise, weder in Hinsicht auf den Staat, noch in Rücksicht auf Privatpersonen, eine anzustellende Betrachtung ist, ob jemand reicher, sondern nur ob er nützlich werde. Hier muß man also Acht haben: 1) daß der Staat dadurch verlohr, daß das Gut so lange in den Händen des Verschwenders blieb, und nicht an einen guten Wirth veräußert wurde, 2) daß der Verschwender vielleicht ein besserer Haushalter geworden wäre, wenn nicht das angestammte Gut ihn in dem Gedanken hätte aufwachsen lassen, daß er blos zum Verzehrer bestimmt sey; 3) daß es dem Staate ganz gleichgültig wo nicht schädlich ist, daß Güter in gewisse Familien zusammen stoßen, und 4) daß der reiche Familienerbe vielleicht ein nützlicherer, verständigerer, ausgebildeterer, arbeitsamerer und oft auch ein wohlhabenderer Mann geworden seyn würde, wenn er nicht durch Stammgüter reich geworden wäre. Hier tritt nemlich die Erfahrung ein, daß nach heutigen Sitten, (da Kriegstugenden den mächtigen Gutsbesitzern nicht mehr ein Feld zur Ausbildung darbieten, indem sie vormals ohne weiteres Gewerbe einen wichtigen Stand ausmachten, sondern da selbst im Kriegsstande alles auf Fleiß und Talente gegründet ist, wobey große Reichthümer nicht mehr in Betrachtung kommen,) der reiche Erbe vieler Stammgüter entweder ein bloßer Verzehrer seiner Einkünfte, oder ein geiziger

Aufbewahrer seiner Schätze wird, der noch weniger nützet, als der Verschwender, da beyde gleich wenig auf Verbesserungen denken.

Ein anderes ist, wenn Aristokraten aus politischen Gründen auf die Größe oder vielmehr die Macht der Familien bestehen. Dieser auf Anarchie oder auf Oligarchie abzielende Gedanke ist den monarchischen Staaten, die bürgerliche Freiheit schützen, gerade zu entgegen, und setzt die Länder, wo er herrscht, der unglücklichsten Verfassung aus. Dieses war der Fall Englands.

Nicht Vaterlandsliebe, oder Beförderung des allgemeinen Besten, sondern Sicherheit der Regenten, Beschützung ihres Throns, veranlaßte daher anfangs eine Einschränkung, und nachher eine völlige Aufhebung des Westminster - Familienstatuts. In dem Streite zwischen dem Hause York und Lancaster sah Eduard der IV. wie wenig er gegen die mächtigen Baronen ausrichten würde, so lange diese in dem Besitze ihrer Familiengröße blieben. Er gab daher im zwölften Jahre seiner Regierung, den Gerichtshöfen die Freiheit zu einem Verfahren, wodurch das Westminster Gesetz bey Seite gesetzt wurde.

Unter den Rechtsgelehrten war schon zu den Zeiten Eduard des Dritten angenommen, daß dies gerichtliche Mittel dem Stammlehnszwange der Güter zur Einschränkung dienen könne. Worin es bestand, würde zu weitläuftig seyn, aus einander zu setzen. Man nennt es common recovery, und Blakstone giebt den allgemeinen und hier hinlänglichen Begrif, daß es ein Scheinverfahren (fictious proceedings) war, welches eine Art frommen Betrugs, (pia fraus) eingeführt hatte, dem Statute de donis auszuweichen, das so unerträglich

träglich vielen Unfug stiftete, (which was found so intolerably mischievous) und das die Baronen dennoch nicht abgeschaft haben wollten. Dieses Rechtsmittel ist noch heutiges Tages sehr gebräuchlich, wie auch Smith bemerket. Man wundert sich eben nicht, wenn man siehet, daß, in den finstern und blutigen Zeiten hierarchischer und aristokratischer Vorurtheile, die größten Könige juristische Subtilitäten gebrauchten, den größten Greueln das größte Recht, selbst mit Siegen und Waffen unterstützt, entgegen zu setzen. So weit gehet die Blindheit der Barbarey. Aber wer erstaunt nicht, wenn man die itzige Aufklärung in England betrachtet, und damit den Ausspruch der dortigen Rechtsgelehrsamkeit vergleichet, so wie Blakstone ihn anführt: „ daß jene recoveries" so heimlich sie auch anfingen, nun, durch langes Herkommen, die gemeinste Sicherheit des Eigenthums liegender Gründe geworden sind, und daß man sie als die gesetzmäßigste Art der Uebertragung ansieht, wodurch ein Lehnsinhaber über sein Land und Lehn bestimmen kann, so, daß kein Gerichtshof zulassen will, ihr Ansehen zu schmälern oder sie abzuschaffen, und daß vielmehr so gar Parlementsakten durch einen Seitenwind sie befestiget und eingeführt haben." Wie schiefend und wie schief!

Heinrich der Siebende, dessen Politik, nach Blakstones Ausdruck, es war, ehe noch die common recoveries nicht ihre völlige Kraft erhalten hatten, den Weg zur Veräusserung des Landeigenthums so gebahnt, als möglich, zu machen, um die überwiegende Macht seiner Baronen zu schwächen, und den Blakstone doch bey dieser Gelegenheit einen raubsüchtigen (rapacious) Prinzen nennet, als ob Erpressungen ihn zu Schritten verleitet

hätten,

hätten, die seine Krone und seines Volkes Wohlstand erfoderte; dieser große König fand, daß eben das Mittel, welches zum Aufheben der Stammgüter ersonnen war, gebraucht wurde, sie wieder herzustellen, und gab daher ein Gesetz, welches bestimmte, wiewohl noch nicht so deutlich, als Gesetze reden müssen, daß alle auf Erben gehende, mithin auch Stammgüter, durch Hochverrath an den König verfallen seyn sollten.

Der Despotism des kleinsten aller Tirannen, Heinrichs VIII. entschied endlich, was gesunde Vernunft und das Wohl aller Stände vermuthlich nie würden zu Stande gebracht haben. Erst ward die Rechtmäßigkeit gewisser Pachtungen, welche den Erben nicht zum Nachtheil gereichten, anerkannt, und durfte also von diesen nicht mehr umgestoßen werden. Gleich nachher ward festgesetzet, daß ein in vorgeschriebener Form behandelter Endschaftsprozeß (a fine duly levied) die Lehnsverbindlichkeit aufheben, und die Inhaber und ihren Stamm auf ewig davon ausschliessen sollten. Die Lehne der Krone wurden ausgenommen, in so ferne nemlich dem König der Rückfall, wo er ihm zukam, vorbehalten wurde. Ein Jahr darauf wurden alle auf Stammgüter haftende Kronschulden für gültig erkläret, und auferlegt, solche zu bezahlen. Jakob der Erste verordnete in den Bankeruttgesetzen, (Stat. 21. Jac. I. c. 19.) daß, Schulden halber, bey Bankerutten, Lehnsgüter verkauft werden konnten, und Elisabeth gab den milden Stiftungen solcher Güter Rechtskraft.

So wurden, sagt Blakstone, die Fesseln der Stammgüter zerbrochen, und erhielten wieder die Gestalt der vorhin angeführten bedingten Lehne, bey denen die Bedingung erfüllt war. Wie Endschaftsprozesse (fine) behandelt

handelt werden, können, wie Blakstone sagt, nur die Rechtsgelehrte begreiffen, die alle Mäandergänge der Chicane durchwandern. Sie sind angestellte Rechtshändel, zwischen dem Käufer und dem Verkäufer eines Lehns, worin jener diesen des von ihm besessenen Lehns halben angreift, und dieser sich gleich bey der Klage verlohren giebt, und durch einen Vergleich die Sache beyzulegen sucht. (a fine may be described to be an amicable composition or agreement of a suit either actual or fictitious, by leave of the king or his justices; where by the lands in question become, or are aknowleged to be the right of one of the parties.)

Izt kann ein Lehnsbesitzer sein Land durch vorgedachte gerichtliche Mittel (fine and recovery), und andere (by certain other means), die Blakstone nicht nennet, veräussern, so daß alle Lehnsansprüche und Rückfall, ausser an die Krone, wegfallen. Ferner können Lehnsgüter durch Hochverrath eingezogen, mit vernünftigen Pachtungen (reasonable leases) beschwert, und mit Kronschulden, und solchen Privatschulden behaftet werden, welche ein ausgebreiteter Handel veranlasset. Welche Umwege, anstatt geradezu zu dem Satze zu gelangen! Carl der Zweyte hob alle Lehnsverbindlichkeit auf, die lange vor ihm durch verschiedene Rechtsmittel untergraben war, und nun ist die Veräusserung der Güter so frei, als die Natur des Eigenthums es mit sich bringet.

Uns ist es hinreichend, ohne uns um die gerichtliche Verworrenheit zu bekümmern, die in der Form der Veräusserungen herrscht, aus den wichtigen Folgen, welche die Aufhebung des Westminster Gesetzes in England gehabt hat, den unumstößlichen Schluß zu ziehen, daß der

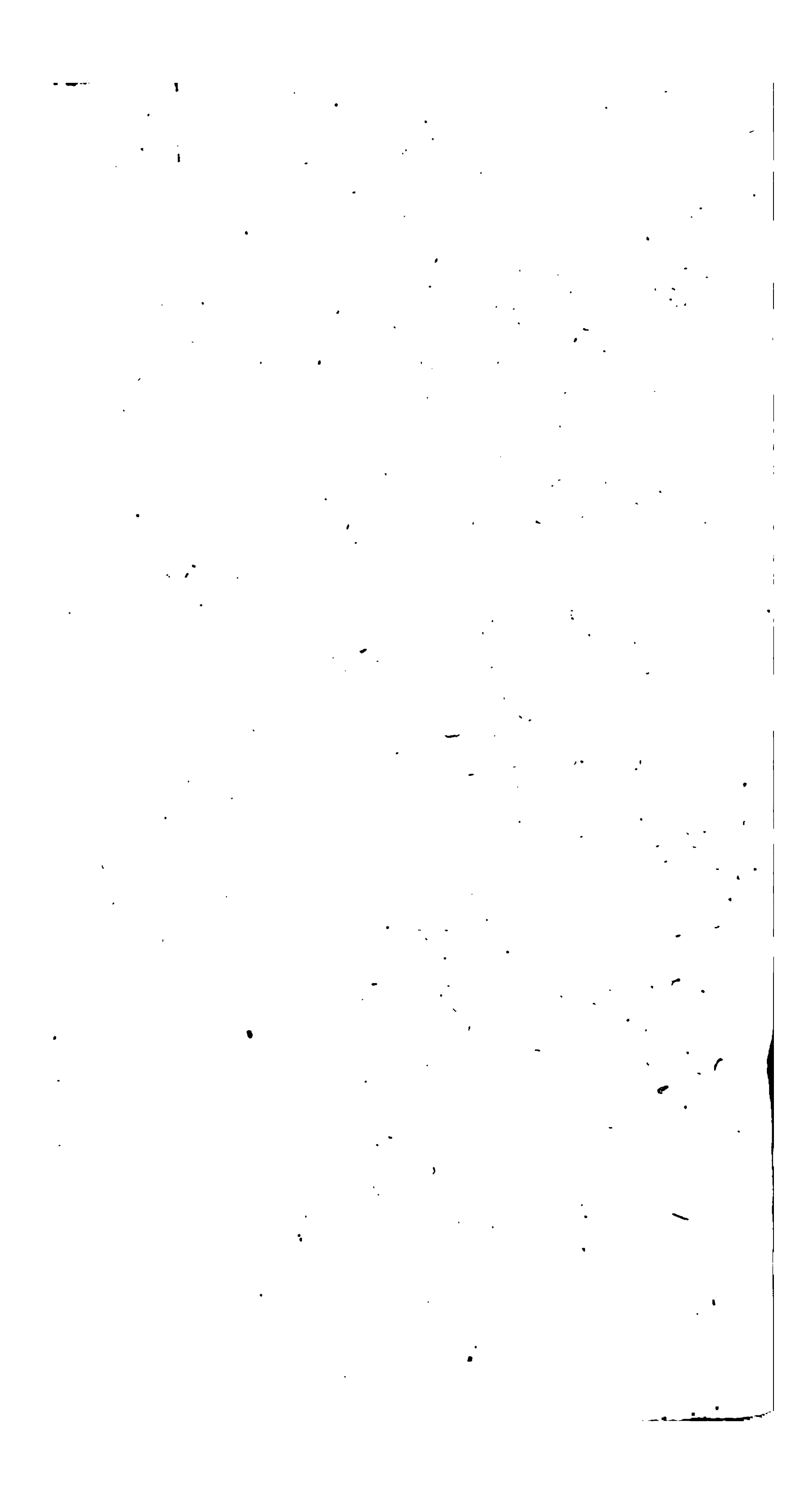
monar-

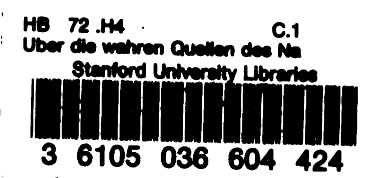
monarchischen Staatsverfassung nichts widersprechender, und der Aufnahme des Landwesens und der damit verbundenen Ermunterung der Industrie nichts mehr entgegen ist, als die Errichtung der Stammgüter.

Es ist eine bekannte Sache, daß die Römischen Fideicommisse von der itzigen Bedeutung dieser Benennung völlig unterschieden waren. Aber doch kann man behaupten, daß im Anfange der Republik alles Landeigenthum Stammgut war, wiewohl in einem Sinne, der den heutigen Stammgütern gerade entgegen stehet. Die Absicht war, die Gleichheit der väterlichen Erbe zu erhalten, daher gingen sie vom Vater auf Kinder, und nie durch Heirathen außer den Stamm, an den sie zurück fielen, wenn Töchter Erbinnen waren. Das Voconische Gesetz schloß die Töchter ganz vom Erbe aus, und diesem Gesetze auszuweichen, wurden Fideicommisse gebraucht, wie Montesquieu, den ich schon bey Gelegenheit dieses Gesetzes angeführt habe, sehr gut aus einander setzet.

Hier lege ich die Feder nieder. Mein Wunsch ist, daß meine Arbeit mit der wohlwollenden Unpartheilichkeit aufgenommen und beurtheilt werden möge, mit der ich zum Besten der Menschheit, und nicht blos meiner Mitbürger zu schreiben gesucht habe. Die Veranlassungen nahm ich oft aus der Nähe, aber mein Zweck gieng immer auf allgemeine Wahrheiten. Wenn ich nun da irrte, wo ich mich den hergebrachten Meinungen freimüthig entgegen setzte, so hoffe ich, daß, so wie das Refellere sine pertinacia mir zur Grundregel diente, ich auch das refelli sine iracundia des Cicero von einsichtsvollen Männern erwarten dürfe.

❖ ❖ ❖




HB 72 .H4 C.1
Uber die wahren Quellen des Na
Stanford University Libraries
3 6105 036 604 424

	DATE DUE		

